TURGENJEW
VÄTER und SÖHNE

Maurice Foster

Foster.

»EPIKON«

EINE SAMMLUNG KLASSISCHER ROMANE

HERAUSGEGEBEN VON E. A. RHEINHARDT

IV.

VÄTER UND SÖHNE

ROMAN VON

IWAN TURGENJEW

DEUTSCH VON WERNER BERGENGRUEN
MIT EINEM NACHWORT VON BRUNO FRANK

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/vaterundsohne0000iwan

I

»NUN, PETER, IST NOCH IMMER NICHTS ZU SEhen?« fragte am 20. Mai 1859 ein Herr von etwas über vierzig Jahren, der, in einen staubbedeckten Mantel und karierte Hosen gekleidet, ohne Kopfbedeckung auf die niedrige Freitreppe eines Kruges an der ***schen Chaussee hinaustrat. Der Diener, dem diese Frage galt, war ein junger, pausbäckiger Bursche mit weißblondem Flaum am Kinn und kleinen, schläfrigen Augen.

Dieser Diener, an dem alles, von den Türkisohrringen und den pomadisierten Haaren bis zu den sorgfältig studierten Bewegungen den Mann der neuesten, fortschrittlichen Generation verriet, sah mit einer gewissen Herablassung die Straße hinunter und antwortete: »Nein, es ist nicht das geringste zu sehen.«

»Nichts?« wiederholte der Herr.

»Nicht das geringste«, antwortete der Diener wieder.

Der Herr seufzte und ließ sich auf ein Bänkchen nieder. Wir wollen den Leser mit ihm bekannt machen, während er mit übereinander geschlagenen Beinen dasitzt und gedankenvoll um sich sieht.

Er heißt Nikolai Petrowitsch Kirsanow und besitzt, fünfzehn Werst vom Kruge entfernt, ein schönes Gut von zweihundert Seelen oder vielmehr eine »Farm« von zweitausend Deßjatinen, wie er sich ausdrückt, seit er sich mit seinen Bauern auseinandergesetzt hat*). Sein Vater, ein Frontgeneral von 1812, wenig gebildet, rauh, aber gutmütig, Russe von reinstem Wasser, hatte sein ganzes Leben im Geschirr verbracht, erst eine Brigade, dann eine Division kommandiert und beständig in der Provinz gelebt, wo er kraft seines Ranges eine recht bedeutende Rolle

*) Der Roman spielt zur Zeit der russischen Agrarreformen vor Aufhebung der Leibeigenschaft.

spielte. Nikolai Petrowitsch war in Südrußland geboren, ebenso wie sein älterer Bruder Paul, von dem noch die Rede sein wird, und war bis zu seinem vierzehnten Jahr von billigen Hauslehrern erzogen worden, umgeben von gewandten, aber servilen Adjutanten und ähnlichen Persönlichkeiten, wie sie das Regiments- und Stabsmilieu hervorbringt. Seine Mutter, eine geborene Koljasin, die als junges Mädchen Agathe geheißen hatte und sich als Generalsfrau Agafokleja Kusminischna Kirsanowa nannte, gehörte zum Typus der »Kommandeusen«, trug prächtige Hauben und rauschende Seidenkleider, trat in der Kirche immer als erste an das Kreuz heran, sprach laut und viel, reichte den Kindern morgens die Hand zum Kuß und gab ihnen abends ihren Segen – kurz, sie lebte, wie sie es sich ihrer Stellung schuldig glaubte. Als Generalssohn sollte Nikolai Petrowitsch – obwohl er sich keineswegs durch besonderen Mut auszeichnete, sondern eher ein wenig ängstlich war – ebenso wie sein Bruder Paul in den Militärdienst treten. Aber am selben Tage, an dem die Nachricht von seiner bevorstehenden Einstellung ins Regiment anlangte, brach er ein Bein, lag zwei Monate im Bett und mußte sein Leben lang hinken. Der Vater verlor ein wenig das Interesse an ihm und bestimmte ihn zum Zivildienst. Als er achtzehn Jahre alt geworden war, brachte er ihn nach Petersburg auf die Universität. Sein Bruder war gerade um diese Zeit in einem Garderegiment zum Offizier befördert worden, und die beiden jungen Leute wohnten nun zusammen unter der oberflächlichen und leicht zu ertragenden Aufsicht eines Vetters ihrer Mutter, des hochgestellten Beamten Ilja Koljasin. Der Vater war wieder zu seiner Division und seiner Gattin zurückgekehrt und ließ seinen Söhnen nur ab und zu große Quartbogen grauen Papiers zugehen, die mit den weit ausholenden Schriftzügen einer Regimentsschreibers-

hand bedeckt waren. Am Schlusse dieser Quartbögen prangten in sorgfältig geschwungenen Schnörkeln und in altmodischer Orthographie die Worte: »Peter Kirsanow, Generalmajor.« Im Jahre 1835 verließ Nikolai Petrowitsch die Universität mit dem Grade eines Kandidaten und im selben Jahre siedelte der General Kirsanow, der nach einer mißglückten Besichtigung seinen Abschied hatte nehmen müssen, mit seiner Frau nach Petersburg über. Er hatte sich gerade in der Nähe des Taurischen Gartens ein Haus gemietet und sich in den Englischen Klub aufnehmen lassen, als ihn plötzlich ein Schlaganfall dahinraffte. Agafokleja Kusminischna folgte ihm bald nach: sie hatte sich an das stille Leben, das sie in der Residenz führen mußte, nicht gewöhnen können und erlag schließlich dem Gram über diese Existenz »außer Dienst«. Noch bei Lebzeiten seiner Eltern und zu ihrem nicht geringen Ärger hatte sich Nikolai Petrowitsch in die Tochter eines kleinen Beamten namens Prepolowenski, seines früheren Hauswirts, verliebt, ein anmutiges und, wie es hieß, recht gebildetes junges Mädchen, das sogar in den Zeitschriften ernsthafte Artikel unter der Rubrik »Wissenschaftliches« las. Als das Trauerjahr um war, heiratete er sie, gab die Stelle im Apanageministerium auf, die der Einfluß seines Vaters ihm verschafft hatte, und verbrachte mit seiner Mascha eine glückliche Zeit auf einem Landhause in der Nähe des Forstinstituts, dann in der Stadt, in einer hübschen, kleinen Wohnung mit sauberem Treppenaufgang und einem etwas kalten Empfangszimmer. Schließlich ließ er sich endgültig auf dem Lande nieder, wo ihm nach kurzer Zeit ein Sohn, Arkadij, geboren wurde. Die beiden Gatten führten ein ruhiges und glückliches Leben, sie trennten sich fast nie, lasen zusammen, spielten vierhändig Fortepiano und sangen Duette; sie pflegte ihre Blumen und hatte ein wachsames

Auge auf den Geflügelhof, er fuhr ab und zu auf die Jagd und beschäftigte sich mit seiner Landwirtschaft. Und ebenso ruhig und glücklich wuchs auch Arkadij heran. Zehn Jahre vergingen wie ein Traum. Im Jahre 1847 starb Kirsanows Frau. Kaum ertrug er diesen Schlag und ergraute in wenigen Wochen. Er wollte ins Ausland reisen, um wenigstens etwas Ablenkung zu finden – da kam das Jahr 1848. Wohl oder übel mußte er aufs Land zurückkehren und nach einer recht ausgedehnten Zeit völliger Untätigkeit begann er sich mit landwirtschaftlichen Neuerungen und Verbesserungen zu beschäftigen. Im Jahre 1855 brachte er seinen Sohn auf die Universität; drei Winter verlebte er mit ihm in Petersburg, ging fast nie in Gesellschaft und suchte keine anderen Bekanntschaften als die der jungen Kameraden Arkadijs. Im letzten Winter war es ihm nicht möglich gewesen, nach Petersburg zu kommen – und jetzt, im Mai 1859, sehen wir ihn, schon völlig ergraut, stark geworden und ein wenig gebückt seinen Sohn erwarten, der, wie einst er selbst, seine Studien mit dem Grad eines Kandidaten abgeschlossen hat.

Der Diener war, aus Schicklichkeitsgefühl oder vielleicht auch, weil er nicht unter den Augen des Herrn bleiben wollte, unter das Hoftor getreten und rauchte eine Pfeife. Nikolai Petrowitsch ließ den Kopf sinken und blickte auf die verwitterten Treppenstufen, auf denen ein stattliches, buntes Huhn mit großen, gelben Fußkrallen würdig und geräuschvoll umherging, unfreundlich betrachtet von einer schmutzigen Katze, die in einer etwas koketten Stellung auf dem Geländer kauerte. Die Sonne brannte. Aus dem halbdunklen Flur des Kruges drang der Geruch noch heißen Schwarzbrots. Unser Nikolai Petrowitsch überließ sich seinen Träumereien. »Mein Sohn ... Kandidat ... Arkascha ...« ging es ihm immer wieder durch den Kopf; er versuchte an etwas anderes zu

denken, aber seine Gedanken kehrten doch immer wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Er dachte an seine verstorbene Frau . . . »Sie hat es nicht mehr erleben sollen!« murmelte er traurig vor sich hin. Eine dicke bläuliche Taube ließ sich auf der Straße nieder und flatterte dann rasch zur Pfütze neben dem Brunnen, um zu trinken. Nikolai Petrowitsch sah ihr ein Weilchen zu, dann aber vernahm sein Ohr das immer näher kommende Rollen von Wagenrädern . . .

»Es scheint, sie kommen«, meldete der Diener, während er unter dem Hoftor hervortrat.

Nikolai Petrowitsch sprang auf und schaute die Straße hinunter. Er sah einen mit drei Pferden bespannten Tarantaß, dann erkannte er den Rand einer Studentenmütze, die vertrauten Züge eines lieben Gesichts . . .

»Arkascha! Arkascha!« schrie Kirsanow, lief dem Fahrzeug entgegen und winkte mit beiden Händen. Einige Augenblicke später preßte er die Lippen auf die bartlose, staubige und sonnverbrannte Wange des jungen Kandidaten.

II

»LASS MICH NUR DEN STAUB EIN WENIG ABklopfen, Papa,« sagte Arkadij mit seiner vom Straßenstaub etwas heiseren, aber klangvollen jugendlichen Stimme, während er die Liebkosungen des Vaters freudig erwiderte, »ich mache dich ja ganz staubig.«

»Das tut nichts, das tut nichts«, wiederholte Nikolai Petrowitsch mit zärtlichem Lächeln und fuhr mit der Hand zweimal über den Mantelkragen des Sohnes und den eigenen. »Laß dich erst ansehen, laß dich ansehen«, setzte er hinzu, trat ein wenig zurück und ging dann plötzlich mit raschen Schritten

auf den Krug zu: »Schnell, schnell! Die Pferde anspannen!«
Nikolai Petrowitsch machte einen wesentlich aufgeregteren Eindruck als sein Sohn; es war, als wisse er nicht recht wohin vor Freude und sei doch gleichzeitig ein wenig befangen. Arkadij hielt ihn zurück.
»Papa«, sagte er, »erlaube, daß ich dich mit meinem Freunde Basarow bekannt mache, von dem ich dir so oft geschrieben habe. Er hat sich freundlicherweise bereit erklärt, einige Zeit unser Gast zu sein.«
Nikolai Petrowitsch wandte sich sofort um und ging auf den hochgewachsenen jungen Mann im langen, verschnürten Staubmantel zu, der eben aus dem Tarantaß gestiegen war, und schüttelte ihm kräftig die unbehandschuhte rote Hand, die dieser ihm mit einer gewissen Nachlässigkeit gereicht hatte.
»Ich freue mich sehr,« begann er, »es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie zu uns kommen. Ich hoffe . . . darf ich um Ihren Namen und Vatersnamen bitten?«
»Jewgenij Wassiljew«, antwortete Basarow mit seiner etwas trägen, aber männlichen Stimme und schlug den Kragen seines Staubmantels zurück, so daß Nikolai Petrowitsch sein ganzes Gesicht sehen konnte. Er hatte ein langes und mageres Gesicht, eine breite Stirn, eine oben etwas dicke, gegen die Spitze schmäler werdende Nase, große grünliche Augen und einen lang herabhängenden sandfarbenen Backenbart. Auf seinem Gesicht lag ein ruhiges Lächeln, das Selbstbewußtsein und Verstand ausdrückte.
»Ich hoffe, lieber Jewgenij Wassiljewitsch, Sie werden sich bei uns nicht langweilen«, fuhr Nikolai Petrowitsch fort.
Basarow bewegte ein wenig die schmalen Lippen, sagte aber nichts, sondern lüftete nur die Mütze. Unter den langen und dichten dunkelblonden Haaren

wurden die starken Erhöhungen seines mächtigen Schädels sichtbar.
»Wie halten wir es, Arkadij?« nahm, zu seinem Sohn gewandt, Nikolai Petrowitsch wieder das Wort. »Soll gleich angespannt werden oder wollt ihr euch erst ausruhen?«
»Ausruhen wollen wir uns zu Hause, Papa. Laß nur anspannen.«
»Gleich, gleich«, sagte der Vater. »He, Peter, hörst du? Mach schnell, Brüderchen!«
Peter, der als perfekter Diener neuen Schlages dem jungen Herrn nicht die Hand geküßt, sondern ihm nur aus der Ferne eine Verbeugung gemacht hatte, verschwand wieder im Hoftor.
»Ich bin mit der Kalesche gekommen, aber natürlich sind auch Pferde für deinen Dreispänner da«, sagte Nikolai Petrowitsch eifrig, während Arkadij aus einem Blechbecher, den ihm die Krugwirtin gebracht hatte, Wasser trank und Basarow, eine Pfeife rauchend, dem Postkutscher beim Ausspannen der Pferde zusah. »Aber die Kalesche ist nur zweisitzig, und ich weiß nicht, wie dein Freund . . .«
»Er fährt im Tarantaß«, unterbrach ihn Arkadij halblaut. »Bitte mache nur keine Umstände mit ihm. Er ist wirklich ein famoser Junge und dabei so schlicht in seinem Wesen – nun, das wirst du ja selbst sehen.«
Nikolai Petrowitschs Kutscher führte die Pferde heraus.
»Na, mach schnell, du Dickbart!« sagte Basarow zu dem Postkutscher.
»Hörst du, Mitjucha,« meinte ein anderer Postillon, der, die Hände in den hinteren Ausschnitten seines Schafspelzes, daneben stand, »hörst du, wie der Herr dich nennt? Einen Dickbart, und das bist du auch.«
Mitjucha schüttelte nur den Kopf, während er das schweißnasse Mittelpferd ausspannte,

»Schnell, schnell, Kinder, haltet euch dazu!« rief Nikolai Petrowitsch. »Es gibt auch ein Trinkgeld!«
In einigen Minuten waren die Pferde angespannt: Vater und Sohn setzten sich in die Kalesche. Peter stieg auf den Bock, Basarow sprang in den Tarantaß, lehnte den Kopf an das Lederkissen, und beide Wagen rollten davon.

III

»SO BIST DU JETZT ALSO KANDIDAT UND ENDlich nach Hause zurückgekommen«, sagte Nikolai Petrowitsch und legte Arkadij seine Hand bald auf die Schulter, bald auf das Knie. »Endlich!«
»Und was macht der Onkel? Ist er gesund?« fragte Arkadij, der trotz seiner aufrichtigen, ja fast kindlichen Freude das Gespräch wieder mehr in die Bahn des Alltäglichen lenken wollte.
»Ja, er ist gesund. Er wollte dir eigentlich mit mir zusammen entgegenfahren, aber nachher hat er es sich anders überlegt.«
»Hast du lange auf mich gewartet?« fragte Arkadij.
»Etwa fünf Stunden.«
»Du guter Papa!«
Arkadij beugte sich rasch zu seinem Vater und küßte ihn geräuschvoll auf die Wange. Nikolai Petrowitsch ließ ein ganz leises Lachen hören.
»Was für ein ausgezeichnetes Pferd ich für dich habe!« sagte er dann. »Du wirst schon selbst sehen! Und dein Zimmer ist neu tapeziert worden.«
»Ist für Basarow auch ein Zimmer frei?«
»Gewiß, es wird sich schon eins für ihn finden.«
»Bitte, Papa, sei recht freundlich gegen ihn. Ich kann dir gar nicht sagen, wie wertvoll mir seine Freundschaft ist.«
»Du kennst ihn erst seit kurzer Zeit?«
»Ja, es ist noch nicht sehr lange her.«

»Darum habe ich ihn auch im vorigen Winter noch nicht zu sehen bekommen. Was treibt er eigentlich?«

»Vor allen Dingen beschäftigt er sich mit Naturwissenschaften. Er weiß aber alles. Im nächsten Jahr will er seinen Doktor machen.«

»Aha! Also Mediziner«*), meinte Nikolai Petrowitsch und schwieg eine Weile. »Peter,« sagte er dann und deutete mit der Hand zur Seite, »sind das Bauern von uns, die da fahren?«

Peter sah nach der Richtung, die sein Herr gewiesen hatte. Einige mit ausgezäumten Pferden bespannte Bauernwagen fuhren auf einem schmalen Seitenwege rasch dahin. In jedem Wagen saßen ein oder zwei Bauern mit offenstehenden Schafspelzen.

»Jawohl«, erwiderte Peter.

»Wohin fahren sie wohl? Zur Stadt, was?«

»Jedenfalls zur Stadt. In die Kneipe«, setze er verächtlich hinzu und machte dabei mit dem Kopf eine Bewegung zum Kutscher hin, als erwarte er von diesem eine Bestätigung seiner Worte. Aber der rührte sich nicht: er war noch ein Mann von altem Schlage, der für Peters neumodische Ansichten kein Verständnis hatte.

»Ich habe in diesem Jahr viel Scherereien mit den Bauern«, fuhr Nikolai Petrowitsch, zu seinem Sohn gewandt, fort. »Sie zahlen den Pachtzins nicht. Was soll man da machen!«

»Bist du denn wenigstens mit deinen Tagelöhnern zufrieden?«

»Ja«, brummte Nikolai Petrowitsch durch die Zähne. »Aber sie lassen sich leicht aufhetzen, das ist das Schlimme; und den rechten Arbeitseifer haben sie auch nicht. Und dann verderben sie mir das Geschirr. Übrigens sind wir mit der Feldbestellung

*) In Rußland wird der Doktortitel nur von der medizinischen Fakultät verliehen.

doch zurecht gekommen. Nun, mit der Zeit wird es schon werden. Aber interessierst du dich denn jetzt für landwirtschaftliche Dinge?«
»An Schatten fehlt es bei euch, das ist schade«, meinte Arkadij, ohne auf die letzte Frage einzugehen.
»An der Nordseite über dem Balkon habe ich jetzt eine große Markise anbringen lassen«, sagte Nikolai Petrowitsch. »Jetzt können wir auch im Freien Mittag essen.«
»Das ist ja wie in einer Villa ... schließlich ist es ja ganz einerlei. Aber wie schön die Luft hier ist! Und wie herrlich es riecht! Wirklich, es kommt mir so vor, als röche es in der ganzen Welt nicht so wie hier bei uns! Und auch der Himmel ist hier ...«
Arkadij hielt plötzlich inne, warf einen Seitenblick nach rückwärts und schwieg.
»Natürlich«, sagte Nikolai Petrowitsch. »Du bist hier geboren, und darum muß dir hier alles ganz besonders ...«
»Nun, Papa, das ist doch wirklich ganz einerlei, wo der Mensch geboren ist.«
»Aber ...«
»Nein, das ist völlig einerlei.«
Nikolai Petrowitsch sah seinen Sohn etwas von der Seite an, und der Wagen legte etwa eine halbe Werst zurück, bevor sich wieder ein Gespräch entspann.
»Ich weiß nicht, ob ich dir geschrieben habe,« fing Nikolai Petrowitsch an, »daß deine alte Kinderfrau Jegorowna gestorben ist.«
»Was? Die arme Alte! Aber Prokofitsch lebt doch noch?«
»Ja, der lebt noch und hat sich nicht im geringsten verändert. Immer noch der alte Brummbär! Überhaupt wirst du in Marino wenig Veränderungen finden.«
»Hast du noch denselben Verwalter wie früher?«

»Gerade das ist eine von den wenigen Veränderungen! Ich habe mich entschlossen, keine freigelassenen Leibeigenen mehr im Dienst zu behalten oder ihnen doch wenigstens keine Stellen anzuvertrauen, mit denen irgendeine Verantwortung verbunden ist.«

Arkadij deutete mit den Augen auf Peter.

»Il est libre, en effet,« sagte Nikolai Petrowitsch halblaut, »aber er ist eben mein Kammerdiener. Als Verwalter habe ich jetzt einen Kleinbürger, wie es scheint, einen ganz tüchtigen Burschen. Er bekommt zweihundertfünfzig Rubel im Jahr. Übrigens«, fuhr Nikolai Petrowitsch fort und fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augenbrauen, was bei ihm immer das Zeichen einer gewissen Verlegenheit war, »ich sagte dir eben, du würdest in Marino keine Veränderungen vorfinden ... Das stimmt eigentlich nicht ganz. Ich halte es für meine Pflicht, dir das vorher mitzuteilen, obwohl ...«

Er stockte einen Augenblick und fuhr dann auf Französisch fort: »Ein strenger Moralist würde meine Offenheit vielleicht mißbilligen, aber erstens läßt es sich doch nicht verheimlichen, und zweitens weißt du ja, daß ich über das Verhältnis zwischen Vater und Sohn immer meine eigenen Ansichten gehabt habe. Übrigens, du hast selbstverständlich ein Recht dazu, wenn du mich tadeln willst. In meinem Alter ... Also, mit einem Wort, dieses ... dieses Mädchen, von dem du wahrscheinlich schon gehört hast ...«

»Fenitschka?« fragte Arkadij unbefangen.

Nikolai Petrowitsch wurde rot.

»Bitte, nenne den Namen nicht so laut ... Nun, ja ... sie lebt jetzt bei mir. Ich habe sie ins Haus genommen ... da waren gerade zwei kleine Zimmerchen. Übrigens läßt sich das natürlich ändern.«

»Aber ich bitte dich, Papa, warum denn?«

»Wenn dein Freund jetzt bei uns ist ... vielleicht könnte es peinlich . . .«
»Wegen Basarow mache dir bitte keine Gedanken! Er ist über so etwas erhaben.«
»Nun, aber du selbst . . .« sagte Nikolai Petrowitsch.
»Leider ist der Flügel nicht in Ordnung.«
»Aber um Gottes willen, Papa,« antwortete Arkadij, »du tust ja, als müßtest du dich entschuldigen. Schämst du dich nicht?«
»Natürlich müßte ich mich schämen«, erwiderte Nikolai Petrowitsch und errötete immer mehr.
»Laß doch gut sein, laß doch gut sein, Papa, tu mir den Gefallen!« Arkadij lächelte herzlich. »Warum entschuldigt er sich nur!« dachte er bei sich und empfand eine nachsichtige Zärtlichkeit für seinen guten und schwachen Vater, die sich ihm mit dem Gefühl einer geheimen Überlegenheit verband. »Höre doch auf, bitte«, wiederholte er noch einmal und empfand unwillkürlich eine Art Triumph über seine eigene Vorurteilslosigkeit und Freiheit des Geistes.
Nikolai Petrowitsch rieb sich immer noch die Stirn, blickte zwischen den ausgespreizten Fingern hindurch auf seinen Sohn und fühlte es wie einen Stich im Herzen . . . Aber die anklagende Stimme in seinem Innern war nicht zum Schweigen gekommen.
»Da fangen schon unsere Felder an«, sagte er nach einer langen Pause.
»Und das Gehölz da vorne gehört wohl auch uns?« fragte Arkadij.
»Ja. Aber ich habe es verkauft. Es wird noch dieses Jahr geschlagen.«
»Warum hast du es verkauft?«
»Ich brauchte Geld. Außerdem wird dieser ganze Streifen ja doch den Bauern zufallen.«
»Den Bauern, die dir den Pachtzins nicht bezahlen!«

»Das ist ihre Sache, schließlich werden sie ihn doch irgendeinmal bezahlen.«

»Schade um den Wald«, bemerkte Arkadij und schaute um sich. Die Gegend, durch die sie fuhren, konnte nicht gerade malerisch genannt werden. Felder und immer wieder Felder zogen sich, bald sanft ansteigend, bald sich wieder senkend, bis zum Horizont hin; hier und da sah man kleine Wälder oder gewundene, von spärlichem und niedrigem Buschwerk umsäumte Schluchten, die das Auge an ihre eigene Wiedergabe auf den alten Landkarten aus der Zeit der Kaiserin Katharina erinnerten. Dazwischen kam man an Bächen mit abschüssigen Ufern vorbei, an kleinen schlecht eingedämmten Teichen, an Dörfern mit niedrigen Hütten unter schwarzen, oft halbverfallenen Dächern, an windschiefen Scheunen zum Korndreschen mit Wänden aus Flechtwerk und breiten, vor leeren Tennen gähnenden Toren, an steinernen Kirchen, deren Kalkbewurf abbröckelte, oder an hölzernen mit schiefgewordenen Kreuzen und verfallenen Friedhöfen. Arkadijs Herz zog sich zusammen. Als müßte es so sein, sahen alle Bauern, denen sie begegneten, abgerissen und heruntergekommen aus und ritten auf erbärmlichen und abgetriebenen Pferden. Wie zerlumpte Bettler standen die Weiden mit zerrissener Rinde und abgebrochenen Zweigen zu beiden Seiten des Weges. Abgemagerte, struppige, gleichsam angenagte Kühe rupften gierig das Gras längs der Gräben ab. Es sah aus, als seien sie eben erst irgendwelchen grausamen, todbringenden Klauen entronnen – und der traurige Anblick dieser kraftlosen Tiere erinnerte inmitten des wunderschönen Frühlingstages an das weiße Gespenst des trostlosen, unendlichen Winters mit seinen Stürmen, seinen Frösten und Schneemassen . . . »Nein,« dachte Arkadij, »eine reiche Gegend ist das nicht, von Wohlstand oder Fleiß ist nichts zu sehen. So darf es nicht

bleiben, so darf es nicht bleiben, das muß alles anders werden. Aber wie soll man das zuwege bringen, wie soll man das anfangen?«
So grübelte Arkadij, aber der Frühling rings um ihn kümmerte sich um sein Grübeln nicht. Überall schimmerte es goldig und grün, alles war in sanfter Bewegung, alles wogte und glättete sich wieder unter dem leichten Anhauch des warmen Windes, alles, Bäume, Sträucher und Gras. Von allen Seiten ergoß sich in unendlichen Strömen das Trillern der Lerchen. Kiebitze flatterten schreiend über den feuchten Wiesen herum oder liefen still von einem Moshügel zum anderen. Saatkrähen spazierten hin und her, und ihr schwarzes Gefieder hob sich malerisch von dem zarten Grün der noch niedrig stehenden Frühjahrssaaten ab; wenn sie an den Roggen kamen, der schon höher stand und schon einen schwachen weißlichen Schimmer zeigte, tauchten sie nur ab und zu mit den Köpfen aus den rauchfarbigen Wogen auf. Arkadij schaute und schaute, seine grüblerische Stimmung ließ nach und verschwand endlich ganz . . . Er warf den Mantel ab und sah den Vater mit einem Blick von so kindlicher Fröhlichkeit an, daß dieser nicht anders konnte als ihn von neuem zu umarmen.
»Jetzt ist es schon nicht mehr weit«, meinte Nikolai Petrowitsch. »Wir müssen nur noch diesen Hügel hinauf, dann können wir das Haus schon sehen. Wie schön wollen wir uns jetzt unser gemeinsames Leben einrichten, Arkascha! Wenn es dir nicht zu langweilig ist, kannst du mir in der Landwirtschaft helfen. Wir müssen jetzt fest zusammenhalten, müssen uns genau kennenlernen, nicht wahr?«
»Natürlich«, sagte Arkadij. »Aber was für ein wundervoller Tag heute ist!«
»Zur Feier deiner Ankunft, liebster Junge. Ja, der Frühling steht jetzt in voller Herrlichkeit! Übrigen

geht es mir wie Puschkin, du erinnerst dich doch, im »Jewgenij Onegin«:

Wie traurig stimmt mich dein Erscheinen,
o Frühling, Frühling, Liebeszeit!
Was für ein . . .«

»Arkadij!« ließ sich in diesem Augenblick Basarows Stimme aus dem Tarantaß vernehmen, »schicke mir doch ein Streichholz herüber, ich habe nichts, um meine Pfeife anzustecken!«

Nikolai Petrowitsch war verstummt, und Arkadij, der ihm etwas erstaunt, aber voller Mitgefühl zugehört hatte, beeilte sich, eine silberne Streichholzbüchse aus der Tasche zu ziehen und sie Basarow durch Peter bringen zu lassen.

»Willst du eine Zigarre?« rief Basarow.

»Gib nur her«, antwortete Arkadij.

Peter stieg wieder in die Kalesche und übergab ihm zusammen mit der Streichholzbüchse eine dicke, schwarze Zigarre. Arkadij zündete sie sofort an, und sie verbreitete einen so starken und herben Geruch, daß Nikolai Petrowitsch, der in seinem ganzen Leben noch nicht geraucht hatte, unwillkürlich die Nase zur Seite wandte, wenn auch möglichst vorsichtig, um den Sohn nicht zu kränken.

Eine Viertelstunde später hielten beide Fahrzeuge vor der Freitreppe eines neuen Holzhauses mit graugestrichenen Wänden und rotem Blechdach. Es war Marino*), auch »Nowaja Slobodka«**) oder – und diese Bezeichnung war bei den Bauern üblich – »Bobylij-Chutor«†) genannt.

*) Marienhof. **) Neue Ansiedlung. †) Fronhof.

IV

KEINE SCHAR VON LEIBEIGENEN STAND WIE FRÜher zum Empfang der Herren auf der Freitreppe; nur ein Mädchen von etwa zwölf Jahren erschien, und bald nach ihr trat aus der Haustür ein junger Bursche, der Peter sehr ähnlich sah und eine graue Livree mit weißen Wappenknöpfen trug. Es war der Diener Paul Petrowitsch Kirsanows. Er öffnete schweigend den Kutschenschlag und schlug das Spritzleder des Tarantaß zurück. Nikolai Petrowitsch, sein Sohn und Basarow durchschritten einen dunklen und fast völlig leeren Saal, aus dessen Seitentür für einen Augenblick ein junges Frauengesicht heraussah, und gelangten in das nach neuestem Geschmack eingerichtete Empfangszimmer.

»Da sind wir also zu Hause«, sagte Nikolai Petrowitsch, nahm die Mütze ab und schüttelte sich mit einer raschen Kopfbewegung das Haar aus der Stirn. »Jetzt heißt es vor allem essen und ausruhen.«

»Ja, etwas zu essen, das wäre allerdings nicht schlecht«, bemerkte Basarow, dehnte die Glieder und ließ sich auf den Diwan fallen.

»Ja, ja, schnell, schnell! Das Abendessen! Das Abendessen!« und Nikolai Petrowitsch stampfte ohne jeden ersichtlichen Grund mit den Füßen. »Da kommt ja auch Prokofitsch.«

Herein trat ein etwa sechzigjähriger, hagerer, weißhaariger Mann von bräunlicher Gesichtsfarbe in einem zimtfarbenen Rock mit kupfernen Knöpfen und einem rosa Halstuch. Er schmunzelte, küßte Arkadij die Hand und begrüßte den Gast mit einer Verbeugung. Dann stellte er sich an die Tür und legte die Hände auf den Rücken.

»Da ist er also, Prokofitsch!« meinte Nikolai Petrowitsch. »Endlich ist er gekommen! Nun? Wie findest du ihn?«

»In bestem Stande«, sagte der Alte und schmunzelte von neuem, zog aber dann sogleich wieder die dichten Brauen zusammen und fragte ernsthaft: »Befehlen Sie den Tisch zu decken?«
»Ja, ja, bitte. Aber wollen Sie nicht erst ein wenig in Ihr Zimmer gehen, Jewgenij Wassilitsch?«
»Nein, danke sehr. Aber lassen Sie doch bitte meinen Koffer und dies Kleidungsstück hier dahin bringen«, fügte er hinzu und zog seinen Staubmantel aus.
»Sehr gut. Prokofitsch, nimm den Mantel.« Prokofitsch ergriff etwas erstaunt mit beiden Händen Basarows »Kleidungsstück«, hob es hoch vor sich hin und entfernte sich auf den Zehenspitzen.
»Aber du, Arkadij – willst du nicht noch einen Augenblick in dein Zimmer gehen?«
»Ja, ich möchte mich etwas säubern«, antwortete Arkadij und wollte schon auf die Tür zugehen, als ein mittelgroßer Mann ins Zimmer trat, der einen dunklen englischen Anzug, ein schmales, modisches Halstuch und lackklederne Halbstiefel trug. Es war Paul Petrowitsch Kirsanow. Er schien etwa fünfundvierzig Jahre alt zu sein. Seine kurzgeschnittenen grauen Haare hatten den dunklen Glanz rohen Silbers. Sein galliges, aber noch runzelfreies Gesicht war so rein und regelmäßig, als sei es die Arbeit eines ganz besonders feinen und leichten Meißels, und zeigte noch die Spuren einer außergewöhnlichen Schönheit. Besonders schön waren seine leuchtenden, schwarzen, ein wenig länglichen Augen. Arkadijs Onkel hatte sich in seiner ganzen eleganten und rassigen Erscheinung ein jugendlich anmutendes Ebenmaß und jenes Schwungvolle, gleichsam von der Erde Wegstrebenwollende bewahrt, das sonst fast immer mit den zwanziger Jahren verschwindet.
Paul Petrowitsch zog seine schöne Hand mit den langen rosa Nägeln aus der Hosentasche – eine Hand, die noch schöner erschien neben dem schneeigen Weiß

der mit einem großen Opal geschmückten Manschette – und reichte sie dem Neffen. Nachdem auf diese Weise das europäische »shake hands« erledigt war, küßte er ihn dreimal nach russischer Sitte, das heißt, er berührte dreimal Arkadijs Wange mit seinem parfümierten Schnurrbart und sagte: »Willkommen!« Nikolai Petrowitsch stellte ihn Basarow vor. Paul Petrowitsch deutete mit seinem geschmeidigen Oberkörper eine leichte Verbeugung an und lächelte ein wenig, gab ihm aber nicht die Hand, sondern steckte sie sogar wieder in die Tasche.

»Ich glaubte schon, ihr kämt heute gar nicht mehr«, sagte er mit seiner angenehmen Stimme, wiegte sich graziös in den Hüften, hob ein wenig die Schultern und ließ seine schönen weißen Zähne sehen. »Ist euch unterwegs etwas passiert?«

»Nein, passiert ist nichts,« antwortete Arkadij, »wir haben uns eben ein bißchen verspätet. Dafür sind wir jetzt aber auch hungrig wie die Wölfe. Papa, sage doch Prokofitsch, er soll sich sputen, ich bin gleich wieder da.«

»Warte, ich komme mit«, rief Basarow und sprang rasch vom Diwan auf. Beide jungen Leute gingen hinaus.

»Wer ist das?« fragte Paul Petrowitsch.

»Ein Freund von Arkascha, wie er sagt, ein sehr kluger Mensch.«

»Er wird bei uns zu Besuch bleiben?«

»Ja.«

»Mit dieser langen Mähne?«

»Nun, ja.«

Paul Petrowitsch trommelte mit den Nägeln auf der Tischplatte. »Ich finde, Arkadij s'est dégourdi«, bemerkte er. »Ich freue mich, daß er wieder da ist.«

Beim Abendessen wurde wenig gesprochen. Besonders Basarow sagte fast nichts, aß aber ziemlich viel. Nikolai Petrowitsch erzählte einige Vorkommnisse

aus seinem Farmerleben, wie er sich ausdrückte, sprach von den bevorstehenden Regierungsmaßnahmen, von den Komitees, den Deputierten, der Notwendigkeit, landwirtschaftliche Maschinen einzuführen usw. Paul Petrowitsch ging langsam im Eßzimmer auf und ab – es speiste nie zu Abend – nippte nur selten an seinem Glase Rotwein und ließ noch seltener eine Bemerkung oder vielmehr einen Ausruf wie »Ah! Aha! Hm!« vernehmen. Arkadij erzählte einige Petersburger Neuigkeiten, aber er empfand eine gewisse Befangenheit – jene Befangenheit, die jeden jungen Menschen überkommt, wenn er, der Kindheit noch nicht lange entwachsen, an den Ort zurückkehrt, wo man ihn als Kind anzusehen und zu behandeln pflegte. Er sprach mit einer gewissen unnötigen Breite, vermied die Anrede »Papa« und ersetzte sie sogar einmal durch das Wort »Vater«, das er allerdings nur durch die Zähne murmelte. Mit einer etwas gezwungenen Gleichgültigkeit schenkte er sich viel mehr Wein ein, als er eigentlich wollte, und trank ihn auch aus. Prokofitsch verwandte kein Auge von ihm und bewegte die Lippen hin und her, als kaue er etwas. Nach dem Essen ging man gleich auseinander.

»Was für einen komischen Onkel du hast!« sagte Basarow zu Arkadij, während er, seine kurze Pfeife rauchend, im Schlafrock neben dessen Bett saß. »Man stelle sich das vor: eine solche Eleganz hier auf dem Lande! Und diese Fingernägel! Man könnte sie auf jede Ausstellung schicken.«

»Ja, du weißt eben nicht,« antwortete Arkadij, »daß er seinerzeit ein Löwe gewesen ist. Gelegentlich will ich dir seine Geschichte erzählen. Er war ein schöner Mann und hat mancher Frau den Kopf verdreht.«

»Aha! Und zur Erinnerung daran . . . Nur schade, daß er hier niemand den Kopf verdrehen kann. Ich mußte ihn immer wieder ansehen; was für ein wundervoller Kragen, wie aus Marmor! Und wie das Kinn

rasiert war! Arkadij Nikolajewitsch, findest du nicht auch, daß das lächerlich ist?«
»Gewiß, aber er ist wirklich ein ausgezeichneter Mensch.«
»Ein Fossil! Aber dein Vater ist ein braver Bursche. Er sollte zwar keine Verse lesen und von der Landwirtschaft scheint er auch nicht allzuviel zu verstehen, aber sonst ist er ein guter Kerl.«
»Mein Vater ist ein goldener Mensch!«
»Hast du gemerkt, wie verlegen er war?«
Arkadij schüttelte lächelnd den Kopf, wie um darzutun, daß er selbst jedenfalls keine Verlegenheit kenne.
»Wirklich,« fuhr Basarow fort, »es ist eine merkwürdige Geschichte mit diesen alten Romantikern! Sie haben ihr Nervensystem bis zu einer solchen Reizbarkeit und Empfindlichkeit entwickelt, daß sie alle Augenblicke das Gleichgewicht verlieren. Aber jetzt ist es Zeit. Auf Wiedersehen! In meinem Zimmer ist eine englische Waschvorrichtung, aber die Tür schließt nicht. Immerhin, so etwas muß man unterstützen – eine englische Waschvorrichtung ist immer ein Fortschritt!«
Basarow ging. Arkadij überkam ein Gefühl freudigen Wohlbehagens: es ist so süß, im väterlichen Hause zu schlafen, in einem bekannten Bett, unter einer Decke, an der geliebte Hände gearbeitet haben, vielleicht die Hände der alten Kinderfrau, liebe, gute, unermüdliche Hände. Arkadij dachte an Jegorowna, seufzte und wünschte ihr die ewige Seligkeit . . . Für sich selbst betete er nicht.
Er und Basarow schliefen schnell ein, aber einige andere Hausbewohner fanden noch lange keinen Schlaf. Die Rückkehr seines Sohnes hatte Nikolai Petrowitsch stark erregt. Er legte sich ins Bett, löschte die Kerze aber nicht aus, stützte den Kopf in die Hand und überließ sich lange, lange seinen Gedanken. Sein

Bruder saß noch lange nach Mitternacht in seinem Kabinett im weiten, bequemen englischen Lehnsessel vor dem Kamin, in dem ein schwaches Steinkohlenfeuer glomm. Paul Petrowitsch hatte sich noch nicht ausgekleidet und nur die lackledernen Halbstiefel mit roten, hinten offenen chinesischen Pantoffeln vertauscht. In der Hand hielt er die letzte Nummer des »Galignani«, aber er las nicht. Er starrte unverwandt in den Kamin, wo eine bläuliche Flamme hin und her schwankte, bald ersterbend und bald wieder aufzuckend . . . Gott mag wissen, was für Gedanken ihm durch den Kopf gingen: der Ausdruck seines Gesichts war ernst und düster, und ein solcher Ausdruck ist dem Gesicht eines Menschen fremd, der sich gerade mit seinen Erinnerungen allein beschäftigt. Und in einem kleinen Hinterzimmer saß in einer blauen Mantille und mit einem weißen Tuch um das dunkle Haar eine junge Frau, Fenitschka, und lauschte und spähte, ab und zu in einen kurzen Halbschlaf verfallend, nach der geöffneten Tür, durch die man ein Kinderbettchen sah und aus der die regelmäßigen Atemzüge eines schlafenden Kindes herüberkamen.

V

AM ANDEREN MORGEN STAND BASAROW ALS erster auf und ging ins Freie. »Aha!« dachte er, während er sich umsah, »sehr sehenswert scheint die Gegend nicht zu sein.«

Als Nikolai Petrowitsch seine Bauern abfand, hatte er vier Deßjatinen völlig ebenen und trockenen Bodens zum Bau eines neuen Gutshofes bestimmt. Er baute sich ein Wohnhaus neben den dazu gehörigen Wirtschaftsgebäuden und Wohnungen für die Leute, legte einen Garten an, einen Teich und zwei Brunnen. Aber die jungen Bäume kamen schlecht fort, der Teich hatte nicht Wasser genug und das Brun-

nenwasser war salzig. Nur eine Laube von Flieder und Akazien hatte sich einigermaßen entwickelt, und hier wurde dazwischen Tee getrunken oder zu Mittag gegessen.
Basarow hatte in wenigen Minuten den ganzen Garten kreuz und quer durchschritten, wandte sich dann zum Viehhof und zu den Pferdeställen, fand zwei kleine Hofjungen, mit denen er sofort Bekanntschaft machte, und ging dann mit ihnen zu einem kleinen Sumpf, etwa eine Werst vom Gutshause entfernt, um Frösche zu fangen.
»Wozu brauchst du denn die Frösche, Herr?« fragte einer von den beiden Jungen.
»Das will ich dir sagen,« antwortete Basarow, der die eigene Gabe hatte, Leuten aus dem Volk Vertrauen einzuflößen, obwohl er ihnen keineswegs besonders entgegenkam, sondern sie eher etwas verächtlich behandelte, »ich schneide die Frösche auf und sehe nach, was dort in ihrem Inneren vor sich geht. Denn du und ich, wir sind nämlich ganz ebensolche Frösche, nur daß wir auf zwei Beinen gehen, und ich will wissen, was in unserem Inneren vor sich geht.«
»Und wozu brauchst du das zu wissen?«
»Damit ich nichts falsch mache, wenn du einmal krank wirst und ich dich kurieren muß.«
»Da bist du wohl ein Doktor?«
»Ja.«
»Hörst du, Waska, der Herr sagt, du und ich sind Frösche. Komisch!«
»Ich habe Angst vor den Fröschen«, sagte Waska, ein barfüßiger siebenjähriger Junge mit flachsblonden Haaren, der einen Kosakenrock mit aufrecht stehendem Kragen trug.
»Warum? Beißen sie denn?«
»Nun, marsch ins Wasser, ihr Philosophen!« rief Basarow.

Inzwischen war auch Nikolai Petrowitsch aufgestanden und zu Arkadij gegangen, den er schon angekleidet fand. Vater und Sohn traten auf die Terrasse hinaus, über der die Markise ausgespannt war. Auf dem Tisch neben dem Geländer summte der Samowar mitten zwischen großen Fliedersträußen. Ein kleines Mädchen, dasselbe, das am Abend vorher als erstes die Ankommenden auf der Freitreppe begrüßt hatte, kam aus dem Hause und sagte mit einem dünnen Stimmchen:

»Fedosja Nikolawna sind nicht ganz wohl und können nicht kommen. Ich soll fragen, ob Sie sich selbst den Tee einschenken wollen oder ob Dunjascha kommen soll.«

»Nein, ich gieße selbst ein«, sagte Nikolai Petrowitsch rasch. »Wie trinkst du den Tee, Arkadij, mit Sahne oder mit Zitrone?«

»Mit Sahne,« antwortete Arkadij, schwieg ein Weilchen und sagte dann fragend: »Papa?«

Nikolai Petrowitsch sah seinen Sohn etwas verlegen an. »Ja?«

Arkadij schlug die Augen nieder.

»Verzeihe, Papa, wenn meine Frage dir unangebracht scheint,« begann er dann, »aber du selbst forderst mich mit deiner gestrigen Offenherzigkeit dazu heraus, ebenso offenherzig zu sprechen ... Aber wirst du mir auch nicht böse sein?«

»Sprich nur.«

»Du machst mir selbst Mut, dich etwas zu fragen ... Kommt Fen – ... kommt sie deswegen nicht, um den Tee einzuschenken, weil ich hier bin?«

Nikolai Petrowitsch wandte sich ein wenig zur Seite.

»Vielleicht,« sagte er endlich, »sie glaubt ... sie schämt sich ...«

Arkadij warf dem Vater einen raschen Blick zu.

»Dazu hat sie doch gar keinen Grund! Erstens kennst du doch meine Denkungsart,« es gewährte Arkadij

eine große Genugtuung, diese Worte aussprechen zu können, »und zweitens – will ich denn dich in deiner Lebensweise und in deinen Gewohnheiten stören? Zudem bin ich überzeugt davon, daß du keine schlechte Wahl hast treffen können. Wenn du ihr erlaubt hast, mit dir unter einem Dach zu leben, so verdient sie das eben. Jedenfalls ist der Sohn nicht dazu da, um über seinen Vater zu Gericht zu sitzen, und am allerwenigsten ich und am allerwenigsten über einen solchen Vater wie dich, der mir in allem immer volle Freiheit gelassen hat.«

Arkadijs Stimme hatte anfangs ein wenig gezittert. Er kam sich selbst großmütig vor und fühlte doch gleichzeitig, daß er seinen Vater gewissermaßen abkanzelte; aber der Klang seiner eigenen Stimme wirkt ermutigend auf den Menschen, und so brachte Arkadij die letzten Worte fest und sogar mit einer gewissen Eindringlichkeit heraus.

»Ich danke dir, Arkascha«, antwortete Nikolai Petrowitsch leise, und seine Finger glitten wieder über Stirn und Augenbrauen hin. »Was du sagst, hat natürlich Hand und Fuß. Selbstverständlich, wenn dieses Mädchen es nicht wert wäre . . . Es ist keine leichtsinnige Laune von mir. Es ist für mich nicht ganz leicht, mit dir darüber zu sprechen – aber du verstehst wohl, daß es ihr schwer fällt, hierher zu kommen, namentlich heute, am ersten Tage, wo du hier bist.«

»Wenn es so ist, dann gehe ich eben zu ihr«, rief Arkadij in einer neuen Aufwallung von Großmut und sprang von seinem Stuhl auf. »Ich werde ihr schon klarmachen, daß sie gar keinen Grund hat sich vor mir zu schämen.«

Nikolai Petrowitsch war ebenfalls aufgestanden.

»Arkadij!« sagte er. »Ich bitte dich . . . das geht nicht . . . dort . . . Ich habe dir ja noch gar nicht erzählt . . .«

Aber Arkadij hörte ihn nicht mehr und hatte die Terrasse schon verlassen. Nikolai Petrowitsch sah ihm nach und ließ sich erregt und verwirrt in seinen Stuhl fallen. Sein Herz klopfte heftig ... Malte er es sich aus, wie seltsam sich in Zukunft sein Verhältnis zu Arkadij gestalten mußte? Machte er es sich klar, daß es vielleicht achtungsvoller gewesen wäre, wenn sein Sohn die Angelegenheit überhaupt mit Schweigen übergangen hätte? Machte er sich selbst Vorwürfe wegen seiner Schwäche? Es ist schwer zu sagen, denn all das wogte in Form von unklaren Empfindungen durch seine Brust, während die Röte nicht aus seinem Gesicht weichen wollte und sein Herz immer noch heftig weiter klopfte.

Dann ließen sich eilige Schritte vernehmen, und Arkadij erschien wieder auf der Terrasse.

»Wir haben Bekanntschaft gemacht, Vater!« rief er, und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Freundlichkeit, Güte und Jubel. »Fedosja Nikolajewna ist heute wirklich nicht ganz wohl und wird etwas später kommen. Aber warum hast du mir noch nichts davon gesagt, daß ich einen Bruder habe? Ich hätte ihn schon gestern abend so abgeküßt, wie ich es eben getan habe!«

Nikolai Petrowitsch wollte etwas erwidern, wollte aufstehen und die Arme ausbreiten, aber schon fiel Arkadij ihm um den Hals.

»Was ist denn das? Umarmt ihr euch schon wieder?« ließ sich hinter ihnen Paul Petrowitschs Stimme vernehmen.

Vater und Sohn empfanden in diesem Augenblick die gleiche Freude über sein Kommen. Es gibt Momente der Rührung, die man trotz allem gern abkürzt.

»Warum wundert dich das?« versetzte Nikolai Petrowitsch munter. »Wie lange habe ich auf Arkadij warten müssen! ... Und seit gestern bin ich noch kaum dazu gekommen, ihn richtig anzusehen.«

»Das wundert mich nicht im geringsten«, meinte Paul Petrowitsch. »Ich bin sogar selbst nicht abgeneigt, mich mit ihm zu umarmen.«
Arkadij ging auf den Onkel zu und fühlte wieder die Berührung seines parfümierten Schnurrbarts auf den Wangen. Dann setzte Paul Petrowitsch sich an den Tisch. Er trug einen eleganten Morgenanzug von englischem Schnitt. Auf seinem Kopf prangte ein kleiner Fez. Dieser Fez und die etwas nachlässig geknüpfte Krawatte erinnerten daran, daß das Leben auf dem Lande eine gewisse Freiheit gestattet; aber der gestärkte Kragen des allerdings nicht weißen, sondern wie es sich für einen Morgenanzug gehört, buntgemusterten Hemdes umgab unbeugsam wie immer das rasierte Kinn.
»Wo ist denn dein neuer Freund?« fragte er Arkadij.
»Er ist nicht zu Hause. Er steht meistens früh auf und streift im Freien umher. Bitte, vor allen Dingen kümmert euch möglichst wenig um ihn. Er ist kein Freund von Förmlichkeiten.«
»Ja, das merkt man.« Paul Petrowitsch begann sich langsam Butter auf sein Brot zu streichen. »Wird er lange bei uns bleiben?«
»Das kommt darauf an. Er macht bei uns Station auf dem Wege zu seinem Vater.«
»Und wo wohnt sein Vater?«
»In unserem Gouvernement, vielleicht achtzig Werst von hier. Er hat ein kleines Gut. Früher war er Regimentsarzt.«
»Te-te-te-te ... Ich frage mich schon die ganze Zeit, wo ich doch diesen Namen gehört habe: Basarow! Nikolai, erinnerst du dich nicht, war nicht ein Doktor Basarow in Vaters Division?«
»Ich glaube wohl.«
»Bestimmt, bestimmt. Dann ist dieser Doktor wohl sein Vater. Hm!« Paul Petrowitsch drehte an sei-

nem Schnurrbart. »Nun, und was ist dieser Herr Basarow selbst eigentlich?« fragte er etwas zögernd.
»Was Basarow ist?« Arkadij lächelte. »Soll ich dir sagen, Onkel, was er im Grunde ist?«
»Sei so gut, lieber Neffe.«
»Er ist Nihilist.«
»Wie?« fragte Nikolai Petrowitsch, während sein Bruder das Messer, an dessen Spitze ein Stückchen Butter stak, steil in die Höhe hielt und regungslos dasaß.
»Er ist Nihilist«, wiederholte Arkadij.
»Nihilist,« meinte Nikolai Petrowitsch, »das kommt vom lateinischen nihil, nichts, wenn ich es recht verstehe. Es bedeutet also wohl einen Menschen, der ... der nichts gelten läßt?«
»Sage lieber: der vor nichts Ehrfurcht hat«, fiel Paul Petrowitsch ein und machte sich wieder an sein Butterbrot.
»Oder vielmehr, der alles vom kritischen Standpunkt aus ansieht«, bemerkte Arkadij.
»Aber ist das nicht ganz dasselbe?« fragte Paul Petrowitsch.
»Nein, das ist nicht dasselbe. Ein Nihilist ist ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, der kein einziges Prinzip auf Treu und Glauben hinnimmt, und mag dieses Prinzip von einem noch so großen Nimbus umgeben sein.«
»Und findest du das richtig?« unterbrach ihn Paul Petrowitsch.
»Das kommt darauf an, um wen es sich handelt, Onkel. Für den einen ist es sicher das Richtige, für einen andern mag es das nicht im geringsten sein.«
»Aha! Nun, ich sehe schon, das ist nichts für uns. Wir sind altmodische Menschen, wir sind eben der Meinung, daß man ohne Prinzipien«, Paul Petrowitsch sprach dies Wort nach französischer Art weich aus und betonte es auf der zweiten Silbe, während

Arkadij nach russischer Sprechweise den Ton auf die erste legte, »daß man ohne Prinzipien, die, wie du sagst, auf Treu und Glauben hingenommen werden, weder leben noch atmen kann. Vous avez changé tout cela, Gott gebe euch Gesundheit und den Generalsrang!*) Wir wollen uns daran genügen lassen, euch zu bewundern, ihr Herren . . . wie heißt es doch?«

»Nihilisten«, antwortete Arkadij mit Betonung.

»Ja. Früher gab es Hegelisten und jetzt Nihilisten. Wir wollen doch sehen, wie ihr im Nichts, im luftleeren Raum existieren werdet. Aber jetzt läute doch bitte, lieber Nikolai Petrowitsch, es ist für mich Zeit geworden, meinen Kakao zu trinken.«

Nikolai Petrowitsch läutete und rief: »Dunjascha!« Aber an Stelle von Dunjascha erschien Fenitschka selbst auf der Terrasse. Fenitschka war eine junge Frau von dreiundzwanzig Jahren, weiß und rundlich, mit dunklen Haaren und Augen, roten, kindlich vollen Lippen und zarten Händen. Sie kam in einem hübschen Zitzkleid, ein neues blaues Tuch um die Schultern, mit einer großen Tasse Kakao und stellte sie vor Paul Petrowitsch hin. Sie war sehr verwirrt und eine brennende Röte ergoß sich über die feine Haut ihres anmutigen Gesichts. Mit niedergeschlagenen Augen blieb sie am Tisch stehen und stützte sich mit den Fingerspitzen leicht auf die Platte. Es war, als mache sie sich Vorwürfe über ihr Kommen und fühlte doch zugleich, daß sie ein Recht dazu hatte, hierher zu kommen.

Paul Petrowitsch runzelte streng die Stirn und Nikolai Petrowitsch wurde verlegen.

»Guten Morgen, Fenitschka«, murmelte er durch die Zähne.

»Guten Morgen«, antwortete sie mit leiser, aber klangvoller Stimme, warf einen Seitenblick auf Ar-

*) Russisches Sprichwort.

kadij, der ihr freundlich zulächelte, und ging leise und still hinaus. Ihr Gang war ein wenig schaukelnd, aber auch das stand ihr gut.
Auf der Terrasse herrschte einige Minuten lang Schweigen. Paul Petrowitsch löffelte langsam seinen Kakao. Plötzlich hob er den Kopf.
»Da beehrt uns ja auch der Herr Nihilist«, murmelte er halblaut.
In der Tat erschien Basarow zwischen den Blumenbeeten des Gartens und kam auf die Terrasse zu. Sein leinener Überrock und seine Hosen waren beschmutzt, um seinen alten, runden Hut war irgendein klebriges Sumpfgewächs geschlungen, und in der rechten Hand hielt er ein kleines Säckchen, in dem sich etwas Lebendiges bewegte. Mit raschen Schritten betrat er die Terrasse, nickte leicht mit dem Kopf und sagte:
»Guten Morgen, meine Herren! Entschuldigen Sie, daß ich zu spät zum Tee komme. Ich bin gleich wieder da, ich muß nur erst die Gefangenen unterbringen.«
»Was haben Sie da? Blutegel?« fragte Paul Petrowitsch.
»Nein, Frösche.«
»Wollen Sie sie essen oder aufziehen?«
»Ich brauche sie zu Experimenten«, antwortete Basarow gleichgültig und ging ins Haus.
»Die wird er wohl aufschneiden«, bemerkte Paul Petrowitsch. »An Prinzipien glaubt er nicht, aber an Frösche glaubt er.«
Arkadij warf dem Onkel einen mitleidigen Blick zu und Nikolai Petrowitsch zuckte verstohlen die Achseln. Paul Petrowitsch fühlte selbst, daß sein Witz ein wenig verunglückt war, und begann von der Landwirtschaft und dem neuen Verwalter zu sprechen, der am vorigen Abend zu ihm gekommen sei, um sich über den Arbeiter Foma zu beklagen. Mit

dem sei nichts aufzustellen und man könne mit ihm nicht fertig werden. »Das ist so ein richtiger Äsop,« hatte der Verwalter unter anderm gesagt, »der Halunke ist ein Protestator nach allen Regeln der Kunst, er drückt sich hier eine Zeitlang herum, dann stellt er irgendeine Dummheit an und macht, daß er wegkommt.«

VI

BASAROW KAM BALD ZURÜCK, SETZTE SICH AN den Tisch und fing mit großem Eifer an, seinen Tee zu trinken. Beide Brüder sahen ihm schweigend zu, während Arkadij verstohlene Blicke bald auf den Vater, bald auf den Onkel warf.

»Sind Sie weit fort gewesen?« fragte endlich Nikolai Petrowitsch.

»Ich war an dem kleinen Sumpf neben dem Espenwäldchen. Ich habe fünf Schnepfen aufgescheucht, du kannst sie schießen, Arkadij.«

»Sind Sie selbst nicht Jäger?«

»Nein.«

»Sie beschäftigen sich vor allem mit Physik?« fragte Paul Petrowitsch.

»Ja, mit Physik, und überhaupt mit Naturwissenschaften.«

»Es heißt, die Germanen hätten in der letzten Zeit auf diesem Gebiet große Fortschritte gemacht.«

»Ja, darin sind die Deutschen unsere Lehrmeister«, antwortete Basarow gleichgültig.

Paul Petrowitsch hatte den Ausdruck »Germanen« statt »Deutsche« in ironischer Absicht gebraucht, aber niemand hatte es bemerkt.

»Sie haben wohl eine sehr hohe Meinung von den Deutschen?« fragte Paul Petrowitsch mit affektierter Höflichkeit. Er empfand bereits eine geheime Erbitterung. Seine aristokratische Natur fühlte sich von Basarows ungezwungenem und formlosen Wesen ab-

gestoßen. Dieser Doktorssohn war nicht nur weit entfernt von jeder Verlegenheit, sondern die Art, in der er ihm antwortete, hatte auch etwas Unlustiges und Schroffes und der Ton, in dem er sprach, war grob und beinahe unverschämt.

»Ja, die Gelehrten in Deutschland sind ganz tüchtige Kerle.«

»So, so. Nun, und von den russischen Gelehrten haben Sie wohl keine so schmeichelhafte Meinung?«

»Das kann schon sein.«

»Diese Unparteilichkeit ist ja sehr lobenswert«, sagte Paul Petrowitsch, indem er den Oberkörper aufrichtete und den Kopf in den Nacken warf. »Aber wie ist es damit? Arkadij Nikolajewitsch hat uns eben erzählt, daß Sie gar keine Autoritäten gelten lassen. Glauben Sie nicht an sie?«

»Warum soll ich sie denn gelten lassen? Und warum soll ich an sie glauben? Wenn sie mir was Gescheites zu sagen haben, bin ich mit ihnen einverstanden — das ist alles.«

»Und die Deutschen haben Ihnen also etwas Gescheites zu sagen?« antwortete Paul Petrowitsch, und sein Gesicht nahm dabei einen solchen Ausdruck von Unbeteiligtsein und Abwesenheit an, als sei er in irgendeine Sphäre über den Wolken entrückt.

»Nicht alle«, erwiderte Basarow mit einem kurzen Gähnen, und es war deutlich zu merken, daß ihm nichts daran lag, diesen Wortwechsel fortzusetzen.

Paul Petrowitsch warf Arkadij einen Blick zu, als wolle er sagen: »Dein Freund ist ja überaus höflich, das muß man sagen.«

»Was mich angeht«, fuhr er fort — er sprach mit einer gewissen gewaltsamen Anstrengung — »so muß ich sagen, daß ich armer Sünder die Deutschen nicht ausstehen kann. Ich spreche schon gar nicht von unseren russischen Deutschen, was das für Vögel sind, weiß ja jeder. Aber auch für die deutschen

Deutschen habe ich nichts übrig. Früher konnte man sie noch gelten lassen, da hatten sie doch noch ein paar Leute, da hatten sie Schiller, hatten Goethe ... Mein Bruder hat für die eine besondere Vorliebe ... Aber jetzt bringen sie nichts mehr hervor als solche Chemiker und Materialisten ...«

»Ein tüchtiger Chemiker ist zwanzigmal nützlicher als jeder Dichter«, unterbrach ihn Basarow.

»Was Sie sagen!« entgegnete Paul Petrowitsch und zog die Augenbrauen in die Höhe, als sei er eben erst erwacht. »Die Kunst lassen sie also wohl auch nicht gelten?«

»Natürlich – nämlich die Kunst, Geld zu verdienen oder Hämorrhoiden zu heilen«, rief Basarow mit verächtlichem Lächeln.

»So so. Wie scherzhaft Sie sich doch auszudrücken belieben! Sie verneinen also eigentlich alles? Schön. Das heißt, Sie glauben nur an die Wissenschaft?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich an gar nichts glaube. Und was heißt das überhaupt – Wissenschaft schlechthin? Es gibt Wissenschaften, wie es Handwerke und Berufe gibt. Aber eine Wissenschaft schlechthin gibt es überhaupt nicht.«

»Sehr gut! Nun, und was die sonstigen Grundsätze betrifft, nach denen das menschliche Leben sich regelt – nehmen Sie auch da diese verneinende Haltung ein?«

»Soll das vielleicht ein Verhör sein?« fragte Basarow.

Paul Petrowitsch wurde ein wenig bleich ... Nikolai Petrowitsch hielt es für seine Pflicht, in das Gespräch einzugreifen.

»Über dies Thema wollen wir uns ein anderes Mal ausführlicher unterhalten, lieber Jewgenij Wassilitsch. Wir werden dann Ihre Auffassung kennenlernen und Ihnen die unsere auseinandersetzen. Ich freue mich sehr, daß Sie gerade Naturwissenschaftler sind. Wie ich höre, hat Liebig einige ganz erstaun-

liche Entdeckungen auf dem Gebiet der Bodendüngung gemacht. Sie können mir vielleicht bei meinen agronomischen Arbeiten helfen und mir manchen nützlichen Rat geben.«

»Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung, Nikolai Petrowitsch. Aber was soll uns Liebig? Zuerst muß man das ABC lernen, bevor man ein Buch in die Hand nehmen will, und wir kennen ja noch nicht einmal das.«

»Na, ich sehe schon, du bist wirklich ein richtiger Nihilist«, dachte Nikolai Petrowitsch. »Trotzdem werden Sie mir erlauben, mich vorkommendenfalls an Sie zu wenden«, setzte er laut hinzu. »Und jetzt ist es, glaube ich, Zeit, lieber Bruder, daß wir uns an unsere Besprechung mit dem Verwalter machen.«

Paul Petrowitsch erhob sich.

»Ja«, sagte er, ohne einen von den Anwesenden anzusehen, »es ist wirklich schlimm, so fünf Jährchen fern von allen großen Geistern auf dem Lande zu leben! Eins-zwei-drei ist man ein Dummkopf geworden! Da gibt man sich Mühe, nicht alles ganz zu vergessen, was man einmal gelernt hat, und dann – schwupp! eines Tages zeigt es sich, daß das lauter dummes Zeug ist! Man muß sich sagen lassen, daß vernünftige Leute sich mit solchen Dummheiten gar nicht mehr abgeben, und daß man selbst eine alte Schlafmütze ist. Was soll man machen! Offenbar ist die Jugend doch klüger als wir.«

Paul Petrowitsch drehte sich langsam auf dem Absatz um und ging langsam ins Haus. Nikolai Petrowitsch folgte ihm.

»Ist der immer so?« fragte Basarow kaltblütig seinen Freund, sobald die Tür sich hinter den beiden Brüdern geschlossen hatte.

»Höre, Jewgenij, du bist aber ein bißchen zu schroff gegen ihn gewesen«, meinte Arkadij. »Du hast ihn verletzt.«

»Ja, ich werde ihnen gerade nach dem Munde reden, diesen Krautjunkern! Das ist weiter nichts als egoistische Empfindlichkeit, Geckentum, Erinnerungen an die Löwenzeiten. Nun, so hätte er doch sein Feld in Petersburg weiter beackern sollen, wenn er nicht anders kann . . . Na, einerlei, Gott mit ihm! Ich habe ein Exemplar des Wasserkäfers gefunden, weißt du, Dytiscus marginatus, er ist recht selten. Ich will ihn dir zeigen.«

»Ich versprach doch, ich wollte dir seine Geschichte erzählen«, sagte Arkadij.

»Die Geschichte des Käfers?«

»Höre doch auf, Jewgenij. Die Geschichte meines Onkels. Du wirst sehen, daß er nicht so ein Mensch ist, wie du glaubst. Er verdient eher Mitleid als Spott.«

»Das will ich nicht bestreiten. Aber warum willst du dich eigentlich so für ihn einsetzen?«

»Man muß gerecht sein, Jewgenij.«

»Warum?«

»Nein, höre nur zu . . .«

Und Arkadij erzählte ihm die Geschichte seines Onkels. Der Leser findet sie im folgenden Kapitel.

VII

PAUL PETROWITSCH KIRSANOW WAR ZUERST, ebenso wie sein jüngerer Bruder Nikolai, zu Hause und dann im Pagenkorps erzogen worden. Von Kindheit an zeichnete er sich durch seine auffallende Schönheit aus; dazu war er selbstbewußt, ein wenig spottlustig und von einer leichten und amüsanten Reizbarkeit. Kein Wunder, daß er überall gefiel. Er war eben erst zum Offizier befördert worden, als er schon anfing, eine gesellschaftliche Rolle zu spielen. Man trug ihn überall auf Händen; er verwöhnte sich selbst, stellte allerhand Dummheiten an und brüstete

sich noch damit. Aber selbst das stand ihm gut. Die Frauen konnten seinetwegen den Verstand verlieren, die Männer nannten ihn einen Gecken und beneideten ihn doch im geheimen. Er lebte, wie schon erwähnt, in einer Wohnung mit seinem Bruder, den er aufrichtig liebte, ohwohl beide sich durchaus unähnlich waren. Nikolai Petrowitsch hinkte, hatte ein kleines, angenehmes, ein wenig melancholisches Gesicht, kleine schwarze Augen und weiches, dünnes Haar; er neigte zum Nichtstun, las aber gern und hatte eine Abneigung gegen Gesellschaften. Paul Petrowitsch verbrachte nicht einen einzigen Abend zu Hause, tat sich viel auf seinen Mut und seine Gewandtheit zugute – er brachte unter den jungen Leuten von Welt gymnastische Übungen in Mode – und hatte im ganzen vielleicht fünf oder sechs französische Bücher gelesen. Mit achtundzwanzig Jahren war er schon Hauptmann. Eine glänzende Karriere lag vor ihm. Plötzlich wurde alles anders.

Damals sah man in der großen Welt Petersburgs ab und zu eine Frau, die bis heute unvergessen ist, die Fürstin R. Sie lebte in kinderloser Ehe mit einem sehr gut erzogenen, ehrenhaften, aber etwas beschränkten Manne. Manchmal reiste sie ganz plötzlich ins Ausland, kehrte ebenso plötzlich nach Rußland zurück und führte überhaupt ein seltsames Leben. Sie galt für leichtsinnig und kokett, gab sich allen Arten von Vergnügungen mit Leidenschaft hin, tanzte bis zum Umfallen, lachte und scherzte mit den jungen Leuten, die sie vor dem Diner in ihrem halbdunklen Salon empfing – und weinte und betete nachts, fand nirgends Ruhe und ging oft bis zum Morgengrauen mit verzweiflungsvoll gerungenen Händen in ihrem Zimmer auf und ab oder saß bleich und kalt über dem Psalter. Der Tag kam, und sie wandelte sich wieder in eine Dame der großen Welt, fuhr wieder aus, lachte und plauderte und warf sich allem in

die Arme, wovon sie sich auch nur das geringste Vergnügen versprach. Sie war wundervoll gewachsen, ihr Haar glich an Glanz und Schwere dem Golde und fiel ihr bis über die Knie, aber eine Schönheit hätte niemand sie nennen können. In ihrem Gesicht war nichts schön als ihre Augen, und es waren auch nicht einmal diese Augen selbst – sie waren klein und grau – als vielmehr ihr Blick, lebhaft und tief, sorglos bis zur Verwegenheit und gedankenvoll bis zur Schwermut – ein rätselhafter Blick. Etwas Außerordentliches leuchtete aus diesem Blick, und selbst dann, wenn ihre Zunge die inhaltlosesten Worte sprach. Sie kleidete sich gewählt, fast ein wenig auffallend. Paul Petrowitsch war ihr auf einem Ball begegnet, hatte mit ihr eine Masurka getanzt, während der sie nicht ein einziges vernünftiges Wort sprach, und hatte sich leidenschaftlich in sie verliebt. An rasche Siege gewöhnt, kam er auch dieses Mal schnell zum Ziel; aber die Leichtigkeit, mit der er den Sieg errungen hatte, vermochte ihn nicht abzukühlen. Im Gegenteil: noch qualvoller und fester klammerte er sich an diese Frau an, in der auch dann noch, wenn sie sich ganz hingab, etwas Geheimnisvolles und Unzugängliches blieb, bis zu dem niemand zu dringen vermochte. Was sich auf dem Grunde dieser Seele barg – Gott mag es wissen! Es war, als stände sie unter der Gewalt geheimer, ihr selbst unbekannter Mächte, als spielten sie mit ihr, wie es sie gelüstete, und als könne ihr kleiner Verstand mit den Launen dieser Mächte nicht fertig werden. Ihr ganzes Leben bestand aus einer Kette von Widersprüchen. Die einzigen Briefe, die in ihrem Mann einen begründeten Verdacht hätten wachrufen können, hatte sie an einen ihr fast völlig fremden Menschen gerichtet, und doch konnte ihr die Liebe kein Glück bringen. Sie lachte und scherzte schon nicht mehr mit dem, auf den ihre Wahl gefallen

war, sondern sah und hörte ihm mit einer Art von Verwunderung zu. Manchmal, und meist ganz plötzlich, ging diese Verwunderung in eisiges Entsetzen über; ihr Gesicht nahm einen totenstarren und scheuen Ausdruck an, sie schloß sich in ihrem Schlafzimmer ein, und ihre Zofe hörte, wenn sie das Ohr an das Schlüsselloch hielt, ein dumpfes Schluchzen. Oft empfand Kirsanow, wenn er von einem zärtlichen Zusammensein nach Hause zurückgekehrt war, im Herzen jenes Gefühl bitterer und lähmender Traurigkeit, das sich nach einem endgültigen Mißerfolge einzustellen pflegt. »Was will ich denn eigentlich noch mehr?« fragte er sich, aber das Herz tat ihm weh wie zuvor. Einmal schenkte er ihr einen Ring, in dessen Stein eine Sphinx geschnitten war.
»Was ist das?« fragte sie. »Eine Sphinx?«
»Ja«, antwortete er, »und diese Sphinx sind Sie.«
»Ich?« fragte sie und richtete langsam ihren rätselvollen Blick auf ihn. »Wissen Sie, daß das sehr schmeichelhaft für mich ist?« setzte sie dann mit einem leichten Lächeln hinzu, aber ihre Augen sahen ihn immer noch ebenso seltsam an wie zuvor.
Wenn Paul Petrowitsch selbst in jener Zeit litt, in der die Fürstin R. ihn liebte, so verlor er fast den Verstand, als sie anfing, gegen ihn kalt zu werden — und das geschah bald genug. Er quälte sich, er war eifersüchtig, ließ ihr keine Ruhe und verfolgte sie überall hin. Seiner aufdringlichen Verfolgungen müde reiste sie ins Ausland. Er nahm seinen Abschied, ohne auf die Bitten seiner Freunde, die Vorstellungen seiner Vorgesetzten zu hören, und fuhr der Fürstin nach. Vier Jahre lang reiste er in der Fremde umher, bald folgte er ihr, bald zwang er sich, sie mit Gewalt aus den Augen zu verlieren. Er schämte sich vor sich selbst, zürnte seiner eigenen Schwäche . . . aber es half nichts. Ihr Bild, dieses unbegreifliche, beinahe sinnlose, aber bezaubernde Bild, hatte sich seinem

Herzen allzu tief eingeprägt. In Baden fanden sich beide wieder zueinander, und es war, als sei nichts geschehen, als habe sie ihn noch nie so leidenschaftlich geliebt wie jetzt . . . aber schon nach einem Monat war alles zu Ende; das Feuer war zum letztenmal aufgelodert; jetzt erlosch es für immer. Im Vorgefühl der unvermeidlichen Trennung wollte er wenigstens ihr Freund bleiben – als ob es eine Freundschaft mit einer solchen Frau geben könnte . . . Sie verließ Baden heimlich und vermied seitdem jedes Zusammentreffen mit Kirsanow. Er kehrte nach Rußland zurück und versuchte sein altes Leben fortzusetzen, aber es gelang ihm nicht mehr, sich in das Geleise von einst zurückzufinden. Wie ein Vergifteter floh er von Ort zu Ort. Wohl besuchte er noch die Gesellschaft, wohl behielt er alle weltmännischen Angewohnheiten von früher bei und konnte sich zweier oder dreier neuer Eroberungen rühmen. Aber eigentlich erwartete er nichts mehr, weder von sich noch von anderen. Er unternahm nichts mehr und setzte sich keine Ziele. Er war gealtert und grau geworden. Es war ihm Bedürfnis, abends im Klub zu sitzen, grämlich und gelangweilt, sich gleichgültig mit einer Gesellschaft alter Junggesellen herumzuzanken – und das ist, wie man weiß, ein schlechtes Zeichen. An eine Heirat dachte er selbstverständlich nicht. Zehn Jahre gingen so hin, ohne Blüte, ohne Frucht, aber schnell, grauenhaft schnell. Nirgendswo geht die Zeit so rasch dahin wie in Rußland. Nur im Gefängnis, heißt es, läuft sie noch schneller. Eines Tages erfuhr Paul Petrowitsch bei Tisch im Klub, daß die Fürstin R. gestorben war. In einem an Wahnsinn grenzenden Zustande hatte sie in Paris den Tod gefunden. Er stand vom Tisch auf, ging lange in den Klubräumen hin und her, und blieb ab und zu wie angewurzelt vor den Kartenspielenden stehen, kehrte aber erst nach Hause zurück, als

seine gewöhnliche Stunde gekommen war. Einige Zeit darauf wurde ihm ein Päckchen mit seiner Adresse zugestellt: es enthielt den Ring, den er der Fürstin geschenkt hatte. Sie hatte über die Sphinx zwei sich kreuzförmig schneidende Striche gezogen und ließ ihm sagen, dieses Kreuz sei die Lösung des Rätsels.

Dies geschah zu Anfang des Jahres 1848, zur selben Zeit, als Nikolai Petrowitsch nach dem Tode seiner Frau nach Petersburg kam. Paul Petrowitsch hatte seinen Bruder kaum mehr zu Gesicht bekommen, seit er aufs Land übergesiedelt war: die Heirat Nikolai Petrowitschs war gerade in die ersten Tage der Bekanntschaft Paul Petrowitschs mit der Fürstin gefallen. Aus dem Auslande zurückgekehrt, war er zu Nikolai Petrowitsch gefahren und hatte eigentlich etwa zwei Monate bei ihm zubringen und sich am Glück seines Bruders freuen wollen. Aber er hatte es nicht länger als eine Woche bei ihm ausgehalten. Die Lage beider Brüder war allzu verschieden voneinander. Im Jahre 1848 verringerte sich dieser Unterschied: Nikolai Petrowitsch hatte seine Frau, Paul Petrowitsch seine Erinnerungen verloren; nach dem Tode der Fürstin zwang er sich, nicht mehr an sie zu denken. Immerhin blieb Nikolai das Gefühl eines wirklich erfüllten Lebens, und unter seinen Augen wuchs ihm ein Sohn heran, während Paul als einsamer Hagestolz in jene trübe und dämmererfüllte Zeit eingetreten war, die Zeit des Bedauerns, das der Hoffnung, und der Hoffnung, die dem Bedauern gleicht, die Zeit, in der die Jugend dahin ist, aber das Alter noch nicht begonnen hat.

Für Paul Petrowitsch war diese Zeit schwerer als für jeden anderen: denn als er seine Vergangenheit verlor, hatte er alles verloren.

»Ich rede dir nicht zu, nach Marino zu kommen,« hatte einmal Nikolai Petrowitsch, der zu Ehren seiner Frau seinem Gut diesen Namen gegeben hatte, zu

ihm gesagt, »du hast dich dort schon gelangweilt, als meine Frau noch lebte, jetzt, denke ich, würdest du vor Trübsinn dort umkommen.«
»Damals war ich noch töricht und allzu geschäftig«, hatte Paul Petrowitsch geantwortet, »seitdem bin ich zur Ruhe gekommen, vielleicht sogar klug geworden. Nein, im Gegenteil, wenn du erlaubst, bin ich bereit, für immer zu dir zu ziehen.«
Statt jeder Antwort umarmte Nikolai Petrowitsch den Bruder. Aber es vergingen nach diesem Gespräch noch anderthalb Jahre, bevor Paul Petrowitsch sich entschließen konnte, seine Absicht auszuführen. Als er sich aber erst in Marino niedergelassen hatte, verließ er es auch nicht mehr, nicht einmal während der drei Winter, die Nikolai Petrowitsch mit seinem Sohn in Petersburg zubrachte. Er fing an zu lesen, und zwar vor allem englische Bücher. Überhaupt richtete er sein ganzes Leben nach englischer Art ein. Mit den Nachbarn verkehrte er wenig. In die Kreisstadt kam er nur zu den Wahlen, schwieg aber auch dann meistens und reizte und erschreckte nur gelegentlich die Gutsbesitzer alten Schlages durch liberale Ausfälle, ohne sich deswegen den Vertretern der jüngeren Generation irgendwie zu nähern. Beide Gruppen hielten ihn für hochmütig, schätzten ihn aber trotzdem um seiner ausgezeichneten aristokratischen Manieren und seiner Petersburger Eroberungen willen, von denen man vom Hörensagen wußte; man schätzte ihn ferner, weil er sich vorzüglich kleidete und immer im besten Zimmer des besten Gasthauses abstieg, weil er gut speiste und einmal sogar bei Louis-Philippe mit Wellington diniert hatte, weil er immer ein echtes silbernes Necessaire und eine Reisebadewanne mit sich führte, weil er immer nach irgendwelchen ungewöhnlichen, erstaunlich »edlen« Wohlgerüchen duftete, weil er meisterhaft Whist spielte und dabei immer verlor; und endlich schätzte

man ihn wegen seiner von jedem Eigennutz freien Ehrenhaftigkeit. Den Damen galt er als ein bezaubernder Melancholiker, aber er gab sich nie mit Damen ab . . .

»Siehst du jetzt, Jewgenij«, sagte Arkadij, als er mit seiner Erzählung zu Ende war, »siehst du jetzt, wie ungerecht du meinen Onkel beurteilst? Ich will gar nicht erst davon reden, daß er meinem Vater mehr als einmal aus der Klemme geholfen und ihm all sein Geld zur Verfügung gestellt hat – du weißt vielleicht nicht, daß das Gut beiden gemeinsam gehört – aber er ist auch sonst immer bereit, einem jeden zu helfen, und tritt unter anderem stets für die Bauern ein. Freilich, wenn er mit ihnen spricht, zieht er die Stirn in Falten und hält sich Eau de Cologne an die Nase . . .«

»Das kennt man: die Nerven!« unterbrach Basarow.

»Vielleicht, aber er hat wirklich ein sehr gutes Herz. Und er ist keineswegs dumm. Was hat er mir schon für brauchbare Ratschläge gegeben, besonders . . . besonders für mein Verhalten zu den Frauen.«

»Aha! Er hat sich an seiner Milch verbrannt und bläst jetzt bei anderen auf das Wasser*). Das kennen wir!«

»Nun, alles in allem«, fuhr Arkadij fort, »ist er tief unglücklich, das kannst du mir glauben. Es ist unrecht, ihn zu verachten.«

»Aber wer verachtet ihn denn!« rief Basarow. »Trotzdem sage ich, ein Mensch, der sein ganzes Leben auf die Karte der Frauenliebe setzt und dann, wenn diese Karte verloren hat, so sehr den Kopf hängen läßt und so erschlafft, daß er zu nichts mehr taugt – so ein Mensch ist kein Mann, sondern nur das, was man in der Tierwelt ein Männchen nennt. Du sagst, er sei unglücklich; das mußt du am besten wissen.

*) Russisches Sprichwort: »Wer sich an heißer Milch verbrannt hat, der bläst auf kaltes Wasser.«

Aber jedenfalls hat seine Torheit sich noch nicht ganz verloren. Ich bin überzeugt, daß er sich allen Ernstes für einen tüchtigen Menschen hält, weil er den Galignani liest und einmal im Monat einem Bauern seine Prügel erspart.«

»Aber denke doch an seine Erziehung, an die Zeit, in der er lebte«, meinte Arkadij.

»Seine Erziehung?« rief Basarow. »Jeder Mensch soll sich selbst erziehen – nun, sieh zum Beispiel mich an ... Und was die Zeit angeht, ja, warum soll man denn von der abhängig sein? Mag doch lieber die Zeit von uns abhängen! Nein, Bruder, das ist alles nur Schwäche und innere Leere! Und was sind denn das für geheimnisvolle Beziehungen zwischen Mann und Frau? Wir Physiologen kennen diese Beziehungen ganz genau. Studiere einmal die Anatomie des Auges und dann sage mir, wo eigentlich dieser rätselhafte Blick herkommen soll, von dem du sprichst! Das ist alles Romantik, Gewäsch, Moder, Künstlermache. Laß uns lieber unseren Käfer untersuchen!«

Und beide Freunde gingen in Basarows Zimmer, in dem schon ein ganz besonderer medizinisch-chirurgischer Geruch herrschte, gemischt mit dem Geruch billigen Tabaks.

VIII

PAUL PETROWITSCH WOHNTE NUR KURZE ZEIT der Besprechung seines Bruders mit dem Verwalter bei, einem hochgewachsenen, mageren Menschen mit einer süßlichen, schwindsüchtigen Stimme und verschlagenen Augen, der auf alle Bemerkungen Nikolai Petrowitschs nur: »Aber gewiß, aber selbstverständlich doch« erwiderte und alle Bauern als Trunkenbolde und Diebe hinzustellen suchte. Die neue, erst seit kurzem angewandte Art der Wirt-

schaftsführung knarrte noch wie ein ungeschmiertes Rad oder wie ein im Hause aus noch feuchtem Holz hergestelltes Möbelstück. Nikolai Petrowitsch ließ den Mut deswegen nicht sinken, aber manchmal seufzte er doch auf und wurde nachdenklich. Er fühlte, daß er ohne Geld nicht weiter kam, und das Geld war ihm völlig ausgegangen. Arkadij hatte recht gehabt: Paul Petrowitsch hatte oft genug seinem Bruder ausgeholfen. Oft genug, wenn er sah, daß sein Bruder sich quälte und sich den Kopf darüber zerbrach, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen könnte – oft genug war dann Paul Petrowitsch langsam ans Fenster getreten, hatte, die Hände in den Hosentaschen, durch die Zähne gemurmelt: »Mais je puis vous donner de l'argent«, und hatte ihm das Geld gegeben. Dieses Mal hatte er aber selbst nichts und hatte es daher vorgezogen, sich zu entfernen. Wirtschaftliche Scherereien verursachten ihm eine quälende Langeweile. Auch schien es ihm immer wieder, daß Nikolai Petrowitsch bei allem Eifer und allem Fleiß die Sache doch nicht richtig angreife, obwohl es Paul Petrowitsch selbst nicht möglich gewesen wäre, zu sagen, worin nun eigentlich der Fehler seines Bruders lag. »Mein Bruder ist nicht praktisch genug,« dachte er im stillen, »er läßt sich betrügen.« Nikolai Petrowitsch hatte dagegen von den praktischen Fähigkeiten seines Bruders eine sehr hohe Meinung und fragte ihn häufig um Rat. »Ich bin ein weicher und schwacher Mensch, ich habe fast mein ganzes Leben in der Einsamkeit zugebracht,« pflegte er zu sagen, »aber du hast nicht umsonst soviel mit Menschen zu tun gehabt, du kennst sie gut, du hast einen richtigen Adlerblick.« Wenn er etwas Derartiges sagte, wandte Paul Petrowitsch sich nur schweigend ab, aber er tat nichts, um dem Bruder diesen Irrtum zu nehmen.

Er ließ Nikolai Petrowitsch in seinem Arbeitszimmer

allein und ging durch den Korridor, der den vorderen Teil des Hauses vom rückwärtigen schied, bis an eine niedrige Tür, blieb in nachdenklichem Zögern stehen, drehte an seinem Schnurrbart und klopfte dann.

»Wer ist da? Herein!« ließ sich Fenitschkas Stimme vernehmen.

»Ich bin es«, antwortete Paul Petrowitsch und öffnete die Tür.

Fenitschka, die mit dem Kinde auf einem Stuhl gesessen hatte, sprang auf, legte es einem Mädchen in die Arme, das sofort mit ihm aus dem Zimmer ging, und brachte schnell ihr Halstuch in Ordnung.

»Entschuldigen Sie, wenn ich störe«, begann Paul Petrowitsch, ohne sie anzusehen. »Ich wollte Sie nur bitten . . . Ich glaube, es fährt heute jemand zur Stadt . . . lassen Sie mir doch bitte grünen Tee mitbringen.«

»Jawohl, gewiß,« antwortete Fenitschka, »und wieviel soll es sein?«

»Ich denke, ein halbes Pfund wird genügen. Ich sehe, hier bei Ihnen ist einiges geändert worden«, setzte er hinzu und sah sich mit einem raschen Blick, der auch Fenitschkas Gesicht streifte, im Zimmer um. »Die Vorhänge meine ich«, sagte er, als er sah, daß sie ihn nicht verstand.

»Ja, die Vorhänge. Nikolai Petrowitsch hat sie uns geschenkt. Aber die hängen ja schon lange da!«

»Ich bin auch lange nicht mehr bei Ihnen gewesen. Sie haben es jetzt recht hübsch hier.«

»Das habe ich Nikolai Petrowitschs Güte zu verdanken«, sagte Fenitschka mit gesenkter Stimme.

»Haben Sie es hier besser als früher im Seitenflügel?« fragte Paul Petrowitsch höflich, aber ohne daß sein Gesicht auch nur die Andeutung eines Lächelns zeigte.

»Natürlich, viel besser.«

»Und wer ist jetzt an Ihrer Stelle im Seitenflügel untergebracht?«
»Da sind jetzt die Wäscherinnen.«
»Aha.«
Paul Petrowitsch schwieg. »Jetzt wird er weggehen«, dachte Fenitschka. Er ging aber nicht weg, und sie stand wie angewurzelt vor ihm und bewegte nur die Finger leise hin und her.
»Warum haben Sie denn Ihren Kleinen hinausbringen lassen?« fragte Paul Petrowitsch schließlich. »Ich habe Kinder sehr gern, lassen Sie mich ihn doch sehen.«
Fenitschka wurde über und über rot vor Verwirrung und Freude. Sie hatte vor Paul Petrowitsch eine gewisse Scheu, da er fast nie mit ihr sprach.
»Dunjascha!« rief sie, »bringen Sie doch Mitja her!« – Fenitschka redete alle im Hause mit »Sie« an. –
»Nein, warten Sie doch noch einen Augenblick, ich muß ihn erst anziehen.«
Fenitschka ging auf die Tür zu.
»Aber das ist doch einerlei«, meinte Paul Petrowitsch.
»Ich bin gleich wieder da«, antwortete Fenitschka und ging rasch aus dem Zimmer.
Paul Petrowitsch blieb allein und sah sich jetzt mit besonderer Aufmerksamkeit um. Das kleine, niedrige Zimmer, in dem er sich befand, war sehr sauber und behaglich. Es roch nach dem kürzlich getrichenen Fußboden, nach Kamillen und Melissen. An den Wänden standen Stühle mit leierförmigen Rücklehnen, die noch der selige General während des Krieges in Polen gekauft hatte. In einer Ecke stand ein Bett mit einem Musselinvorhang, daneben ein eisenbeschlagener Koffer mit gewölbtem Deckel. In der gegenüberliegenden Ecke brannte ein Lämpchen vor einem großen, dunklen Bilde des heiligen Nikolai des Wundertäters. Ein kleines Porzellanei hing

an einem roten, am metallenen Heiligenschein des Bildes befestigten Bändchen, gerade über der Brust des Heiligen. Auf den Fensterbänken standen sorgfältig zugebundene, grünlich schimmernde Gläser mit vorjährigem Eingemachten. Auf das Papier, das sie bedeckte, hatte Fenitschka selbst mit großen Buchstaben »Stachelbehren« geschrieben. Nikolai Petrowitsch hatte für eingemachte Stachelbeeren eine besondere Vorliebe. Von der Decke herab hing an einer langen Schnur ein Vogelbauer, in dem ein Zeisig mit gestutztem Schwanz unaufhörlich zwitscherte und umherhüpfte, so daß der Bauer in einem fort zitterte und hin und her schaukelte und Hanfkörner mit leisem Aufschlagen auf den Boden fielen. Zwischen den Fenstern, über einer kleinen Kommode, hingen einige recht schlechte Photographien, auf denen ein Wanderkünstler Nikolai Petrowitsch in verschiedenen Stellungen festgehalten hatte. Daneben hing eine völlig mißglückte Photographie von Fenitschka selbst: vor einem schwarzen Hintergrunde lächelte ein augenloses Gesicht angestrengt und gezwungen – mehr war nicht zu erkennen. Über Fenitschka hing Jermolow*) in einem tscherkessischen Filzmantel und sah finster und drohend zu den Kaukasusbergen in der Ferne hinüber. Ein seidenes Nadelkissen in Form eines kleinen Schuhs, das am selben Nagel hing, fiel ihm gerade auf die Stirn.

Fünf Minuten vergingen; im Nebenzimmer hörte man Rascheln und Flüstern. Paul Petrowitsch nahm von der Kommode ein etwas fettiges und zerlesenes Buch – es war ein Band von Massalskis »Strelitzen« – und begann zu blättern ... Die Tür ging auf, und Fenitschka kam, den kleinen Mitja auf den Armen, ins Zimmer. Sie hatte ihm ein rotes, am Kragen mit einer Borte besetztes Hemdchen angezogen, ihm die Haare gekämmt und das Gesicht gewaschen. Er

*) Russischer Heerführer in den Kaukasuskämpfen.

atmete vernehmlich, warf sich mit dem ganzen Körper hin und her und fuchtelte mit den Händen, wie das alle gesunden Kinder tun. Aber das hübsche Hemdchen machte sichtlich Eindruck auf ihn und über sein ganzes rundliches Gesichtchen ging ein Ausdruck von Befriedigung. Fenitschka hatte ihre Haare in Ordnung gebracht und ein anderes Halstuch umgelegt; aber sie hätte bleiben können, wie sie war. Denn gibt es auf der ganzen Welt etwas Bezaubernderes als eine junge, hübsche Mutter mit einem gesunden Kinde auf dem Arm?

»Was für ein stämmiger Bursche!« sagte Paul Petrowitsch freundlich und kitzelte Mitjas Doppelkinn mit dem langen Nagel seines Zeigefingers. Das Kind sah den Zeisig an und lachte.

»Das ist der Onkel«, sagte Fenitschka, beugte sich über Mitjas Gesicht und schüttelte ihn ein wenig hin und her, während Dunjascha geräuschlos ein auf einer Kupfermünze befestigtes brennendes Räucherkerzchen auf die Fensterbank stellte.

»Wie alt ist er jetzt eigentlich?« fragte Paul Petrowitsch.

»Sechs Monate, am elften kommt er in den siebenten.«

»Nicht schon in den achten, Fedosja Nikolajewna?« mischte sich Dunjascha schüchtern ein.

»Nein, erst in den siebenten, das werde ich doch wissen!« Das Kind lachte wieder, sah sich den Koffer an und griff plötzlich mit allen fünf Fingern nach der Nase und den Lippen der Mutter. »Wer wird denn so ungezogen sein!« sagte Fenitschka, ließ aber seine Finger auf ihrem Gesicht gewähren.

»Er sieht meinem Bruder ähnlich«, bemerkte Paul Petrowitsch.

»Wem soll er auch sonst ähnlich sehen?« dachte Fenitschka.

»Ja,« fuhr Paul Petrowitsch wie zu sich selbst fort, »die Ähnlichkeit ist unverkennbar.«

Er sah Fenitschka aufmerksam und fast etwas bekümmert an.
»Das ist der Onkel«, wiederholte sie, diesmal im Flüsterton.
»Ah, Paul! Da bist du also!« ließ sich plötzlich Nikolai Petrowitschs Stimme vernehmen.
Paul Petrowitsch wandte sich rasch um und legte die Stirn in Falten, aber sein Bruder sah ihn so froh und dankbar an, daß er nicht anders konnte, als dies Lächeln zu erwidern.
»Einen famosen Jungen hast du«, sagte er, und sah nach seiner Uhr. »Ich war gekommen, um mir Tee zu bestellen . . .
Und Paul Petrowitsch nahm wieder eine gleichgültige Miene an und verließ das Zimmer.
»Ist er ganz von selbst gekommen?« fragte Nikolai Petrowitsch.
»Ja, Paul Petrowitsch klopften an und kamen herein.«
»Nun, und Arkascha ist nicht wieder bei dir gewesen?«
»Nein. Soll ich nicht lieber wieder in den Flügel ziehen, Nikolai Petrowitsch?«
»Warum das?«
»Ich denke, für die erste Zeit wäre es vielleicht besser.«
»N–nein«, sagte Nikolai Petrowitsch zögernd und fuhr sich über die Stirn. »Es wäre richtiger gewesen, schon früher . . . Guten Tag, Dickerchen«, fuhr er dann mit plötzlicher Lebhaftigkeit fort, beugte sich über das Kind und küßte es auf die Wange. Dann neigte er sich noch ein wenig tiefer und küßte Fenitschkas Hand, die weiß wie Milch auf Mitjas rotem Hemdchen lag.
»Nikolai Petrowitsch! Was tun Sie?« murmelte Fenitschka, schlug die Augen nieder und hob sie dann langsam wieder zu Nikolai Petrowitsch . . . Entzückend

war der Ausdruck ihrer Augen, wenn sie so von unten herauf emporblickte und dabei freundlich und ein klein wenig töricht lächelte.

Nikolai Petrowitsch war fofgendermaßen mit Fenitschka bekannt geworden. Vor drei Jahren hatte er einmal im Gasthause einer entfernten Kreisstadt übernachten müssen. Die Sauberkeit des Zimmers, die Frische der Bettwäsche überraschte ihn angenehm: ist die Wirtin vielleicht eine Deutsche? dachte er. Es erwies sich aber, daß die Wirtin eine Russin war, eine sauber gekleidete Fünzigerin mit einem wohlgebildeten, klugen Gesicht und einer verständigen und gesetzten Redeweise. Während er seinen Tee trank plauderte er mit ihr und fand an ihr Gefallen. Damals war Nikolai Petrowitsch eben erst in das neue Gutshaus übergesiedelt und suchte nach freien Dienstboten, da er keine Leibeigenen im Hause haben wollte. Die Wirtin wiederum beklagte sich über den Mangel an Gästen in der Stadt und über die schlechten Zeiten. Er schlug ihr vor, als Haushälterin zu ihm zu kommen, und sie willigte ein. Ihr Mann war schon lange tot und hatte ihr nur eine Tochter – Fenitschka – hinterlassen. Zwei Wochen später kam Arina Sawischna – so hieß die neue Haushälterin – mit ihrer Tochter in Marino an und wurde im Seitenflügel untergebracht. Es zeigte sich bald, daß Nikolai Petrowitsch eine glückliche Wahl getroffen hatte. Arina brachte Ordnung ins Haus. Von Fenitschka – sie war damals siebzehn Jahre alt – war nie die Rede, und man sah sie selten. Sie lebte still und bescheiden und nur Sonntags bemerkte Nikolai Petrowitsch in der Pfarrkirche, irgendwo in einer Ecke, das feine Profil ihres weißen Gesichts. So verging über ein Jahr.

Eines Morgens kam Arina zu ihm in sein Arbeitszimmer, verneigte sich tief wie immer und fragte ihn, ob er ihrer Tochter nicht helfen könnte, der ein Funke vom Ofen ins Auge geraten sei. Wie alle Menschen,

die in ländlicher Einsamkeit auf eigener Scholle sitzen, spielte Nikolai Petrowitsch ein wenig den Doktor und hatte sich sogar eine homöopatische Apotheke kommen lassen. Er befahl Arina, die Patientin gleich zu ihm zu bringen. Als Fenitschka hörte, daß sie zum Herrn kommen sollte, bekam sie einen großen Schrecken, folgte aber der Mutter. Nikolai Petrowitsch führte sie ans Fenster und nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände. Er betrachtete sorgfältig ihr gerötetes und entzündetes Auge, verordnete ihr Umschläge mit Wundwasser, das er gleich selbst bereitete, zerriß sein Taschentuch und zeigte ihr, wie die Umschläge gemacht werden müßten. Fenitschka hörte ihm zu und wollte dann gehen. »Küsse dem Herrn doch die Hand, du dummes Ding«, sagte Arina zu ihr. Nikolai Petrowitsch überließ ihr aber seine Hand nicht, er war selbst völlig verwirrt, beugte sich über den gesenkten Kopf des Mädchens und küßte sie auf die Stirn. Fenitschkas Auge heilte rasch, aber der Eindruck, den sie auf Nikolai Petrowitsch gemacht hatte, verschwand nicht so bald. Immer glaubte er ihr reines, zartes, ängstlich zu ihm emporgehobenes Gesicht vor sich zu sehen; fühlte an den Handflächen die Berührung dieser weichen Haare, sah diese unschuldigen, leicht geöffneten Lippen, hinter denen die perlenweißen Zähne feucht in der Sonne schimmerten. Er fing an, sie in der Kirche mit größerer Aufmerksamkeit anzusehen und versuchte, Gespräche mit ihr anzuknüpfen. Anfangs wich sie ihm scheu aus und als er ihr einmal gegen Abend auf einem engen, quer durch ein Roggenfeld führenden Fußwege entgegenkam, flüchtete sie in den dichten, hochstehenden, von Beifuß und Kornblumen durchwachsenen Roggen, um nicht von ihm gesehen zu werden. Aber er hatte ihr Köpfchen durch das goldene Netz der Ähren hindurch erblickt, unter dem sie wie ein verschüchtertes Tierchen hervoräugte, und rief ihr freundlich zu:

»Guten Abend, Fenitschka! Ich beiße nicht.«
»Guten Abend«, flüsterte sie, ohne ihr Versteck zu verlassen.
Allmählich gewöhnte sie sich an ihn, obwohl sie in seiner Gegenwart immer noch verlegen wurde. Da starb plötzlich ihre Mutter Arina an der Cholera. Was sollte Fenitschka anfangen? Sie hatte die Ordnungsliebe, das sorgsam überlegende und ruhige Wesen ihrer Mutter geerbt; aber sie war so jung, so verlassen, und Nikolai Petrowitsch war selbst so gut, so rücksichtsvoll . . . Das Weitere brauchen wir nicht zu erzählen . . .
»Mein Bruder ist also ganz ohne weiteres hereingekommen?« fragte Nikolai Petrowitsch. »Er klopfte an und kam herein?«
»Ja.«
»Nun, das ist hübsch. Komm, laß mich Mitja ein bißchen schaukeln.«
Und Nikolai Petrowitsch schwang ihn hin und her, fast bis zur Decke hinauf, zum größten Vergnügen des Kleinen und zur nicht geringen Besorgnis der Mutter, die jedesmal die Hände nach seinen nackten Füßchen ausstreckte, wenn Nikolai Petrowitsch ihn durch die Luft fliegen ließ.
Paul Petrowitsch war inzwischen in sein elegantes Kabinett zurückgekehrt, ein Zimmer mit hübschen Tapeten in einer Farbe von unbestimmtem Grau, einem bunten persischen Wandteppich, über dem Waffen hingen, Nußholzmöbeln mit dunkelgrünen Plüschbezügen, einem alten, schwarzeichenen Renaissancebücherschrank, Bronzestatuetten auf dem prachtvollen Schreibtisch, einem Kamin . . . Er warf sich auf den Diwan, legte die Hände unter den Kopf und blieb, den Blick fast mit einem Ausdruck von Verzweiflung zur Decke gerichtet, unbeweglich liegen. War es, um selbst vor den Wänden zu verbergen, was sich auf seinem Gesicht widerspiegelte, oder hatte es irgend-

einen anderen Grund – jedenfalls stand er plötzlich auf, ließ die schweren Fenstervorhänge herunter und warf sich dann von neuem auf seinen Diwan.

IX

AM SELBEN TAGE MACHTE AUCH BASAROW FENitschkas Bekanntschaft. Er ging mit Arkadij durch den Garten und setzte ihm gerade auseinander, warum einige junge Bäume, vornehmlich Eichen, nicht recht fortkommen wollten.

»Ihr müßtet hier mehr Silberpappeln setzen, auch Fichten und schließlich auch Linden, dazu müßtet ihr allerdings Schwarzerde anfahren lassen. Die Laube da hat sich gut entwickelt,« fügte er hinzu, »weil eben Akazie und Flieder gutmütige Kerle sind, die keine Pflege verlangen. Nanu! Da ist ja jemand«.

In der Laube saß Fenitschka mit Dunjascha und Mitja. Basarow stutzte, aber Arkadij nickte Fenitschka zu wie ein alter Bekannter.

»Wer ist das?« fragte Basarow, sobald sie außer Hörweite waren. »Was für ein hübsches Mädchen!«

»Von wem sprichst du?«

»Das ist doch klar! Da war doch nur eine hübsch!«

Nicht ohne Verlegenheit erklärte Arkadij ihm mit ein paar Worten, wer Fenitschka war.

»Aha!« machte Basarow. »Dein Vater weiß, was gut schmeckt, das sieht man. Er gefällt mir, dein Vater, wahrhaftig! Wirklich, ein famoser Bursche! Aber wir müssen jetzt Bekanntschaft schließen«, setzte er hinzu und ging zur Laube zurück.

»Jewgenij!« rief Arkadij ihm erschrocken nach, »sei vorsichtig, um Gotteswillen!«

»Rege dich nicht auf,« erwiderte Basarow, »das verstehen wir schon, haben nicht umsonst in der Großstadt gelebt.«

Er trat auf Fenitschka zu und nahm die Mütze ab.

»Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle«, sagte er mit einer höflichen Verbeugung. »Ich bin ein Freund von Arkadij Nikolaitsch und ein friedlicher Mensch.«
Fenitschka war von ihrer Bank aufgestanden und sah ihn schweigend an.
»Was für ein wunderhübsches Kind!« fuhr Basarow fort. »Haben Sie nur keine Angst, ich habe keinen bösen Blick und habe noch niemand Unglück gebracht. Warum sind denn die Backen so gerötet? Es bekommt wohl Zähne?«
»Ja,« sagte Fenitschka, »vier Zähne hat es schon, und jetzt ist das Zahnfleisch wieder geschwollen.«
»Lassen Sie doch sehen . . . nein, Sie brauchen keine Angst zu haben, ich bin Arzt.«
Basarow nahm das Kind auf den Arm, und zu Fenitschkas und Dunjaschas Erstaunen sträubte es sich nicht im geringsten und schien sich auch gar nicht zu fürchten.
»Ich sehe schon, ich sehe schon . . . Das hat nichts auf sich, es ist alles in Ordnung: Das wird einer mit Haaren auf den Zähnen! Wenn irgend etwas passiert, sagen Sie mir Bescheid. Sind Sie selbst gesund?«
»Ja, Gott sei Dank.«
»Gott sei Dank – das ist das Wichtigste. Und Sie?« setzte Basarow, zu Dunjascha gewandt, hinzu.
Dunjascha, ein Mädchen, das im Hause immer sehr ernst und draußen immer sehr ausgelassen war, lachte statt jeder Antwort laut auf.
»Nun, ausgezeichnet. Da haben Sie Ihren Helden wieder.«
Fenitschka nahm den Jungen wieder auf den Arm.
»Wie ruhig er bei Ihnen war!« sagte sie halblaut.
»Bei mir sind alle Kinder ruhig«, antwortete Basarow. »Da habe ich so meine Kunstgriffe.«
»Kinder merken immer gleich, wer sie gern hat«, meinte Dunjascha.
»Das stimmt«, bestätigte Fenitschka. »Mitja ist auch

so, der läßt sich nicht von jedem auf den Arm nehmen.«
»Aber von mir doch?« sagte Arkadij, der erst ein Weilchen abseits gestanden hatte und nun näher kam. Er griff nach Mitja, aber der warf den Kopf zurück und fing so an zu schreien, daß Fenitschka ganz verlegen wurde.
»Ein anderes Mal, wenn er sich erst an mich gewöhnt hat«, meinte Arkadij freundlich, und beide Freunde entfernten sich.
»Wie heißt sie eigentlich?« fragte Basarow.
»Fenitschka . . . Fedosja«, antwortete Arkadij.
»Und mit Vatersnamen? Das muß man doch auch wissen.«
»Nikolajewna.«
»Bene. Das hat mir an ihr gefallen, daß sie nicht allzu verlegen wurde. Ein anderer würde vielleicht gerade das tadeln. Aber was ist das für ein Unsinn? Warum sollte sie verlegen sein? Sie ist Mutter – also hat sie recht.«
»Gewiß hat sie recht,« meinte Arkadij, »aber mein Vater . . .«
»Der hat auch recht«, unterbrach ihn Basarow.
»Nein, das finde ich eigentlich nicht.«
»Es paßt uns wohl nicht, daß noch ein Erbe dazugekommen ist!«
»Schämst du dich nicht, mir solche Gedanken unterzuschieben!« rief Arkadij hitzig. »Ich mißbillige das Verhalten meines Vaters gar nicht von diesem Standpunkt aus, sondern ich finde, er hätte sie heiraten müssen.«
»Sieh mal an, wie großmütig wir sind!« antwortete Basarow ruhig. »Du legst also überhaupt noch Wert auf die Ehe? Das hätte ich von dir nicht erwartet.«
Die Freunde legten einige Schritte schweigend zurück.
»Ich habe mir die ganze Wirtschaft deines Vaters an-

gesehen«, nahm Basarow wieder das Wort. »Das Vieh ist schlecht, und die Pferde sind auch nicht viel wert. Mit den Gebäuden ist ebenfalls kein Staat zu machen, und die Arbeiter sehen mir wie richtige Faulpelze aus. Der Verwalter ist ein Dummkopf oder ein Halunke, darüber bin ich mir noch nicht ganz klar.«

»Du bist ja heute sehr streng, Jewgenij Wassiljewitsch.«

»Und die guten Bauern werden deinem Vater in jedem Fall das Fell über die Ohren ziehen! Du kennst doch das Sprichwort: Der russische Bauer frißt selbst den lieben Gott auf.«

»Ich fange an meinem Onkel recht zu geben,« sagte Arkadij, »du hast wirklich eine sehr schlechte Meinung von den Russen.«

»Was ist daran gelegen? Das einzige Gute am Russen ist noch das, daß er selbst eine so jämmerliche Meinung von sich hat. Aber woran etwas gelegen ist – das ist das: daß zweimal zwei vier ist, und alles übrige ist dummes Zeug.«

»Und die Natur ist auch dummes Zeug?« rief Arkadij und warf einen nachdenklichen Blick über die farbenbunten, von der untergehenden Sonne in ein schönes und weiches Licht getauchten Felder.

»Auch die Natur ist dummes Zeug, wenn man sie so ansieht wie du. Die Natur ist kein Tempel, sondern eine Werkstätte, und der Mensch ist der Arbeiter darin.«

Die langgezogenen Töne eines Violoncells kamen in diesem Augenblick vom Herrenhause herüber. Irgendjemand spielte gefühlvoll, wenn auch mit ungeübter Hand, Schuberts »Erwartung« und die süße Melodie strömte wie Honiggeruch durch die Luft.

»Wer ist das?« fragte Basarow erstaunt.

»Mein Vater.«

»Dein Vater spielt Violoncell?«

»Ja.«

»Wie alt ist denn dein Vater?«
»Vierundvierzig.«
Basarow fing plötzlich an zu lachen.
»Worüber lachst du?«
»Nein, weißt du – ein Mann von vierundvierzig Jahren, pater familias im ***schen Kreise, spielt Violoncell!«
Basarow lachte weiter. Aber dieses Mal brachte es Arkadij trotz aller Verehrung für seinen Lehrmeister nicht einmal zu einem Lächeln.

X

ETWA ZWEI WOCHEN VERGINGEN. DAS LEBEN in Marino floß ruhig und gleichmäßig dahin: Arkadij führte ein Sybaritendasein, Basarow arbeitete. Alle im Hause hatten sich an ihn gewöhnt, an seine nachlässigen Manieren, seine knappe und schroffe Redeweise. Besonders Fenitschka hatte ein solches Vertrauen zu ihm gefaßt, daß sie ihn einmal in der Nacht wecken ließ, als Mitja Krämpfe bekommen hatte. Er kam, saß wie gewöhnlich halb scherzend, halb gähnend zwei Stunden bei ihr und half dem Kinde. Dagegen haßte ihn Paul Petrowitsch mit allen Kräften seiner Seele; für ihn war er ein hochmütiger, frecher, zynischer Plebejer. Er argwöhnte, daß Basarow keinen Respekt vor ihm hatte und ihn vielleicht sogar verachtete, ihn – ihn, Paul Kirsanow! Nikolai Petrowitsch fürchtete den jungen »Nihilisten« ein wenig und war sich darüber im Zweifel, ob sein Einfluß auf Arkadij diesem nicht schaden könne. Aber er hörte ihm gern zu und war gern dabei, wenn er physikalische und chemische Experimente machte. Basarow hatte sein Mikroskop mitgebracht und konnte sich ganze Stunden hindurch mit ihm beschäftigen. Auch die Dienstboten hatten sich an ihn gewöhnt, obwohl er sich gern über sie lustig machte: sie fühlten heraus,

daß er trotzdem ihresgleichen und kein »Herr« war. Dunjascha schäkerte gern mit ihm und warf ihm vielsagende Seitenblicke zu, wenn sie in ihrem zierlichen Wachtelgang an ihm vorbeilief. Peter, der bis zum Übermaß selbstgefällig und beschränkt war, ewig die Stirn in wichtigen und sorgenschweren Falten trug, und dessen ganzes Verdienst eigentlich darin bestand, daß er ein höfliches Gesicht machte, buchstabieren konnte und sich häufig den Rock bürstete – selbst Peter lächelte und strahlte, wenn Basarow ihm auch nur die geringste Beachtung schenkte. Und die Hofjungen liefen hinter dem »Doktor« her wie die jungen Hunde. Nur der alte Prokofitsch liebte ihn nicht, bediente ihn bei Tisch mit verdrießlicher Miene, nannte ihn »Schinder« und »Hochstapler« und versicherte, er sähe mit seinem Backenbart aus wie ein Schwein im Busch. Prokofitsch war in seiner Art ein Aristokrat, nicht weniger als Paul Petrowitsch.

Es kamen die schönsten Tage des Jahres – die ersten Junitage. Das Wetter war herrlich. Von fern drohte allerdings wieder die Cholera, aber im ** schen Gouvernement war man an ihre Besuche gewöhnt. Basarow stand sehr früh auf und wanderte zwei, drei Werst weit, nicht um spazierenzugehen – zwecklose Spaziergänge konnte er nicht ausstehen – sondern um Pflanzen und Insekten zu sammeln. Manchmal nahm er Arkadij mit. Auf dem Heimwege entstand meistens ein Streit zwischen beiden, und Arkadij unterlag gewöhnlich, obgleich er mehr dabei redete als sein Begleiter.

Einmal hatten sie sich auf einem solchen Spaziergang verspätet. Nikolai Petrowitsch wollte ihnen durch den Garten entgegengehen und als er bei der Laube angekommen war, hörte er plötzlich rasche Schritte und die Stimmen der beiden jungen Leute. Sie gingen an der anderen Seite der Laube vorbei und konnten ihn nicht sehen.

»Du kennst meinen Vater nicht genug«, sagte Arkadij.
Nikolai Petrowitsch duckte sich hinter einen Busch.
»Dein Vater ist ein guter Kerl«, meinte Basarow.
»Aber er ist ein Mann a. D., sein Liedchen ist zu Ende gesungen.«
Nikolai Petrowitsch horchte angestrengt ... Arkadij fand keine Antwort darauf.
Der »Mann a. D.« stand vielleicht zwei Minuten unbeweglich da und ging dann langsam nach Hause.
»Vorgestern sah ich, wie er Puschkin las«, fuhr Basarow unterdessen fort. Mache ihm doch klar, daß das wirklich keinen Sinn hat. Er ist doch kein kleiner Junge mehr, es ist Zeit, diesen Plunder wegzuwerfen. Was ist das für eine Schrulle – heutzutage ein Romantiker sein zu wollen! Gib ihm irgend etwas Vernünftiges zu lesen.«
»Was soll ich ihm denn geben?« fragte Arkadij.
»Nun, ich denke, fürs erste Büchners ‚Kraft und Stoff'.«
»Ja, das meine ich auch«, sagte Arkadij beifällig. ‚Kraft und Stoff' ist so populär geschrieben ...«
»Siehst du,« sagte am selben Tage nach Tisch Nikolai Petrowitsch zu seinem Bruder, als er bei ihm in seinem Kabinett saß, »jetzt sind wir Leute a. D. geworden, unser Liedchen ist zu Ende gesungen. Wer weiß? Vielleicht hat Basarow recht. Aber ich muß gestehen, eins tut mir weh. Ich hatte gehofft, gerade jetzt in ein enges und freundschaftliches Verhältnis zu Arkadij zu kommen, und da stellt es sich heraus, daß ich zurückgeblieben bin, daß er fortgeschritten ist und daß wir einander nicht mehr verstehen können.«
»Wieso ist er denn so fortgeschritten? Und worin ist er uns denn so weit voraus?« rief Paul Petrowitsch ungeduldig aus. »Das hat ihm alles nur dieser Signor, dieser Nihilist in den Kopf gesetzt. Nicht aus-

stehen kann ich diesen Doktor da! Meiner Meinung nach ist er nichts weiter als ein Scharlatan. Ich bin auch überzeugt, daß er mit all seinen Fröschen nicht einmal von der Physik viel versteht.«
»Nein, Bruder, sage das nicht. Basarow ist ein kluger und kenntnisreicher Mensch.«
»Und dies widerwärtige Selbstbewußtsein!« unterbrach ihn Paul Petrowitsch wieder.
»Ja,« meinte Nikolai Petrowitsch, »selbstbewußt ist er. Aber ohne das geht es anscheinend nicht. Nur eins will mir nicht in den Kopf. Da glaube ich wirklich alles zu tun, um nicht hinter meiner Zeit zurückzubleiben. Ich habe mich mit meinen Bauern auseinandergesetzt, habe eine Farm eingerichtet, so daß ich schon im ganzen Gouvernement als Roter verschrien bin. Ich lese, ich treibe allerhand Studien, ich bemühe mich, mit meiner Zeit mitzugehen – und da heißt es plötzlich, mein Liedchen wäre zu Ende gesungen. Und wahrhaftig, Bruder, ich fange an zu glauben, daß es so ist.«
»Warum?«
»Das will ich dir sagen. Heute sitze ich da und lese Puschkin. Ich hatte gerade die ‚Zigeuner' vorgenommen ... Da kommt plötzlich Arkadij, und ohne ein Wort zu sagen, aber mit so einem freundlichen Mitleid im Gesicht nimmt er mir wie einem kleinen Jungen das Buch weg und legt mir dafür ein anderes hin, so ein deutsches ... Dann lächelte er, ging weg und nahm den Puschkin mit.«
»Sieh mal an! Und was für ein Buch hat er dir gegeben?«
»Dieses da.«
Und Nikolai Petrowitsch zog aus der hinteren Rocktasche Büchners bekannte Broschüre, neunte Auflage.
Paul Petrowitsch drehte es in den Händen hin und her.

»Hm!« brummte er. »Arkadij Nikolajewitsch nimmt sich deiner Erziehung an. Hast du versucht, es zu lesen?«
»Ja.«
»Nun und wie ist es?«
»Entweder bin ich dumm oder das ist alles Unsinn. Wahrscheinlich bin ich dumm.«
»Hast du denn dein Deutsch noch nicht vergessen?« fragte Paul Petrowitsch.
»Deutsch verstehe ich schon noch.«
Paul Petrowitsch wandte wieder das Buch in den Händen hin und her und sah den Bruder verdrießlich an. Beide schwiegen.
»Ja, was ich sagen wollte«, fing Nikolai Petrowitsch wieder an, offenbar bestrebt, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. »Ich habe einen Brief von Koljasin bekommen.«
»Von Matwej Iljitsch?«
»Ja. Er ist zu einer Gouvernementsrevision nach * * * gekommen. Er ist jetzt ein großes Tier geworden und schreibt mir, er möchte als Verwandter mit uns zusammenkommen, und so lädt er dich, Arkadij und mich zu sich in die Stadt ein.«
»Wirst du hinfahren?« fragte Paul Petrowitsch.
»Nein. Und du?«
»Ich fahre auch nicht. Man schleppt sich nicht fünfzig Werst weit, um einen Teller Grütze zu essen. Mathieu will sich uns natürlich in all seinem Glanz zeigen, hole ihn der Teufel! Das ganze Gouvernement wird ihm Weihrauch anzünden, da braucht er wirklich keinen mehr von uns. Und was ist denn das Besonderes – Geheimrat! Wenn ich weiter gedient und diesen dummen Karren noch länger gezogen hätte, ich wäre jetzt Generaladjutant. Außerdem sind wir beide ja Leute a. D.«
»Ja, Bruder, ich sehe schon, es ist Zeit, sich den Sarg zu bestellen und die Hände auf der Brust zu kreu-

zen«, meinte Nikolai Petrowitsch mit einem Seufzer.
»Nun, so schnell ergebe ich mich nicht«, brummte sein Bruder. »Mit diesem Doktor werden wir noch einen Zusammenstoß haben, das merke ich schon.«
Der Zusammenstoß fand noch am selben Abend beim Tee statt. Paul Petrowitsch kam schon kampfbereit, erbittert und entschlossen in den Salon. Er wartete nur auf einen Vorwand, um sich auf seinen Feind zu stürzen, aber dieser Vorwand wollte sich lange nicht finden. Basarow sprach überhaupt wenig, wenn die »Kirsanowschen Alten« – so nannte er beide Brüder – zugegen waren, und an diesem Abend war er besonders ungesprächig aufgelegt und trank schweigend eine Tasse nach der andern. Paul Petrowitsch brannte vor Ungeduld. Endlich gingen seine Wünsche in Erfüllung.
Das Gespräch kam auf einen benachbarten Gutsbesitzer. »Ein Hohlkopf, ein nichtsnutziger Aristokrat«, bemerkte Basarow gleichgültig, der ihn von Petersburg her kannte.
»Gestatten Sie mir die Frage,« fing Paul Petrowitsch an und seine Lippen zitterten, »ob Ihrer Auffassung nach die Worte Hohlkopf und Aristokrat gleichbedeutend sind?«
»Ich habe gesagt: nichtsnutziger Aristokrat«, antwortete Basarow und nahm träge einen Schluck Tee.
»Jawohl, aber ich möchte annehmen, daß Sie über die Aristokraten genau so denken wie über die nichtsnutzigen Aristokraten. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu erklären, daß ich mich dieser Auffassung nicht anschließen kann. Ich darf sagen, daß mich jeder als einen liberalen und fortschrittsliebenden Menschen kennt. Eben deshalb achte ich aber die Aristokraten, nämlich die wirklichen Aristokraten. Denken Sie, mein verehrter Herr« – bei diesen Worten richtete Basarow seinen Blick auf Paul Petro-

witsch – »denken Sie, mein verehrter Herr« – wiederholte er erbittert, »an die englischen Aristokraten. Sie geben kein Jota von ihren Rechten preis und darum achten sie auch die Rechte anderer. Sie verlangen von den anderen Erfüllung der Pflichten, die diese anderen gegen sie haben, und darum erfüllen sie auch selbst die ihrigen. Die Aristokratie hat England seine Freiheit gegeben und stützt sie noch heute.«

»Dieses Lied haben wir oft genug gehört«, entgegnete Basarow. »Aber was wollen Sie damit beweisen?«

»Darmit will ich beweisen, mein verehrter Herr« – wenn Paul Petrowitsch aufgebracht war, sagte er mit voller Absicht ‚darmit' und ‚jedieses', obwohl er ganz genau wußte, daß die Grammatik derartige Bildungen nicht kennt. Dieser wunderlichen Angewohnheit lag noch ein Rest von den Überlieferungen der Zeit Alexanders I. zugrunde. Die großen Herren von damals gebrauchten in den seltenen Fällen, wo sie sich überhaupt ihrer Muttersprache bedienten, Worte wie ‚darmit' oder ‚jedieses', als wollten sie damit sagen: wir sind Urrussen und gleichzeitig hohe Herren, wir können es uns erlauben, uns über die Schulregeln der Grammatik hinwegzusetzen – »darmit, mein sehr verehrter Herr, will ich beweisen, daß es ohne das Gefühl der eigenen Würde, ohne Selbstachtung – und im Aristokraten sind diese Gefühle entwickelt – keinerlei dauerhafte Grundlagen für das ... bien public ... für das Staatsganze geben kann. Die Persönlichkeit, mein verehrter Herr, das ist die Hauptsache. Die menschliche Persönlichkeit muß stark sein wie ein Fels, denn auf ihr baut sich alles auf. Ich weiß zum Beispiel sehr gut, daß Sie meine Gewohnheiten, meine Art, mich zu kleiden, meine Soigniertheit lächerlich zu finden belieben, aber das alles entspringt schließlich nur dem Gefühl der Selbst-

achtung, dem Pflichtgefühl, jawohl, jawohl, mein Herr, dem Pflichtgefühl. Ich lebe auf dem Lande, in der Einsamkeit der Provinz, aber ich lasse mich nicht gehen, ich achte in mir den Menschen überhaupt.«

»Erlauben Sie, Paul Petrowitsch«, antwortete Basarow. »Sie sprechen von Selbstachtung und sitzen doch da mit den Händen im Schoß. Was für einen Nutzen hat davon das bien public? Wenn Sie sich selbst nicht achten würden, würden Sie doch auch nichts anderes tun.«

Paul Petrowitsch wurde bleich.

»Das ist eine ganz andere Frage. Ich habe gar keine Veranlassung, Ihnen jetzt auseinanderzusetzen, warum ich, wie Sie sich auszudrücken belieben, mit den Händen im Schoß dasitze. Ich will nur sagen, daß der aristokratische Gedanke ein Prinzip ist, und ohne Prinzipien können heutzutage nur unmoralische oder hohle Menschen leben. Ich habe das Arkadij am Tage nach seiner Ankunft gesagt und sage es jetzt Ihnen. Nicht wahr, Nikolai?«

Nikolai Petrowitsch nickte.

»Aristokratie, Liberalismus, Progreß, Prinzipien,« sagte Basarow, »wenn man es sich überlegt, wieviele Fremdworte ... und unnütze Fremdworte! Der Russe will sie nicht einmal geschenkt, er braucht sie nicht.«

»Was braucht er denn nach Ihrer Meinung? Wenn man Sie hört, möchte man glauben, wir stünden außerhalb der Menschheit, außerhalb ihrer Gesetze. Erlauben Sie – die Logik der Geschichte verlangt ...«

»Was sollen wir mit dieser Logik? Wir kommen auch ohne sie aus.«

»Wieso?«

»Nun. Sie brauchen doch wohl auch keine Logik, um sich einen Bissen Brot in den Mund zu stecken, wenn Sie Hunger haben? Was sollen wir also mit diesen Abstraktionen?«

Paul Petrowitsch machte eine aufgeregte Bewegung mit beiden Händen.
»Ich verstehe Sie nicht mehr! Sie beschimpfen das russische Volk! Ich verstehe nicht, wie man es fertig bringt, keine Prinzipien und Grundsätze gelten zu lassen. Worauf stützen Sie sich denn?«
»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, Onkelchen, daß wir keine Autoritäten anerkennen«, mischte sich Arkadij ein.
»Wir stützen uns auf das, was wir als nützlich anerkennen«, sagte Basarow. »Und da augenblicklich die Verneinung mehr Nutzen bringt als alles andere – so verneinen wir eben.«
»Alles?«
»Alles.«
»Wie? Nicht nur die Kunst, die Poesie ... sondern auch ... ich scheue mich, es auszusprechen ...«
»Alles«, wiederholte Basarow mit unbeschreiblicher Ruhe.
Paul Petrowitsch sah ihn starr an. Darauf war er nicht vorbereitet. Arkadij wurde ganz rot vor Freude.
»Indessen, erlauben Sie,« nahm Nikolai Petrowitsch das Wort, »Sie verneinen alles, oder, richtiger gesagt, Sie zerstören alles ... Ja, aber man muß doch auch aufbauen.«
»Das ist schon nicht mehr unsere Sache ... Zunächst heißt es, den Platz freimachen.«
»Die heutige Lage des Volkes verlangt das,« setzte Arkadij wichtig hinzu, »wir müssen dies Verlangen erfüllen, wir haben nicht das Recht, der Befriedigung unseres persönlichen Egoismus nachzugehen.«
Dieser letzte Satz gefiel Basarow anscheinend nicht, er schmeckte nach Philosophie, also nach Romantik, denn für Basarow war auch die Philosophie Romantik, aber er hielt es nicht für nötig, seinen jungen Schüler zurechtzuweisen.
»Nein, nein!« rief Paul Petrowitsch in einer plötz-

lichen Aufwallung, »ich will nicht glauben, daß Sie, meine Herren, das russische Volk wirklich kennen, daß Sie die Vertreter seiner Bedürfnisse und Bestrebungen sind! Nein, das russische Volk ist nicht so, wie Sie es sich vorstellen. Es hält seine Überlieferungen heilig, es ist – patriarchalisch, es kann nicht leben ohne seinen Glauben . . .«

»Das will ich nicht bestreiten«, unterbrach ihn Basarow. »Ich bin sogar bereit zuzugeben, daß Sie hierin recht haben.«

»Und wenn ich recht habe . . .«

»So beweist das trotzdem noch gar nichts.«

»Natürlich beweist das gar nichts«, wiederholte Arkadij mit der Sicherheit eines erfahrenen Schachspielers, der einen anscheinend gewandten Zug seines Gegners kommen sieht, sich aber nicht im geringsten aus der Fassung bringen läßt.

»Wieso beweist das nichts?« knurrte Paul Petrowitsch erstaunt. »So stellen Sie sich in Gegensatz zu Ihrem eigenen Volk?«

»Und wenn das so wäre?« rief Basarow. »Das Volk glaubt, wenn es donnert, fahre der Prophet Elias im Wagen im Himmel herum. Ja, soll ich das etwa auch glauben? Außerdem: Sie sprechen vom russischen Volk. Bin ich selbst vielleicht kein Russe?«

»Nein, nach dem, was Sie eben gesagt haben, sind Sie kein Russe! Ich kann Sie nicht als Russen anerkennen.«

»Mein Großvater hat den Acker gepflügt«, antwortete Basarow mit anmaßendem Stolz. »Fragen Sie irgendeinen von Ihren Bauern, in wem von uns beiden er eher den Landsmann erkennen wird, in Ihnen oder in mir. Sie verstehen es ja nicht einmal, mit ihm zu sprechen.«

»Und Sie sprechen mit ihm und verachten ihn doch zugleich.«

»Nun, und wenn er diese Verachtung verdient? Sie tadeln meine Auffassung, aber wer sagt Ihnen denn,

daß sie nur eine zufällige und daß sie nicht viel
leicht von eben diesem Volksgeist hervorgerufen ist
in dessen Namen Sie mich bekämpfen?«
»Wieso? Die Nihilisten sollen wohl sogar noch not
wendig sein?«
»Ob sie notwendig sind oder nicht, darüber haben
wir kein Urteil zu fällen. Aber Sie halten sich ja
wohl auch nicht für überflüssig.«
»Meine Herren, meine Herren, bitte keine persön
lichen Anspielungen!« rief Nikolai Petrowitsch und
erhob sich.
Paul Petrowitsch lächelte, legte seinem Bruder die
Hand auf die Schulter und nötigte ihn, sich wieder
hinzusetzen.
»Keine Angst!« sagte er. »Ich vergesse mich schon
nicht, und zwar gerade auf Grund jenes Gefühles
von persönlicher Würde, über das der Herr . . . der
Herr Doktor sich so sehr lustig macht. Erlauben Sie,«
fuhr er fort, aufs neue zu Basarow gewandt, »Sie
glauben vielleicht, Ihre Lehre sei etwas Neues? Da
täuschen Sie sich. Der Materialismus, den Sie pre
digen, ist schon mehr als einmal Mode gewesen und
hat sich nie behaupten können . . .«
»Schon wieder ein Fremdwort!« unterbrach ihn Ba
sarow. Er fing an zornig zu werden, und sein Ge
sicht nahm eine kupferähnliche und grobe Farbe an
»Erstens predigen wir überhaupt nichts, das gehört
nicht zu unseren Gewohnheiten . . .«
»Was tun Sie denn?«
»Das will ich Ihnen sagen. Früher, noch vor ganz
kurzer Zeit, haben wir davon gesprochen, daß un
sere Beamten sich bestechen lassen, daß wir keine
ordentlichen Wege haben, keinen Handel, keine rich
tige Justiz . . .«
»Ja, ja, Sie sind eben Ankläger, Enthüller – so nennt
man es ja wohl. Mit manchen von Ihren Enthül
lungen bin ich auch einverstanden, aber . . .«

»Und dann kamen wir dahinter, daß dies Schwatzen, dies ewige Schwatzen über die wunden Punkte des öffentlichen Lebens nicht der Mühe wert ist, daß es nur zur Banalität und zum Doktrinarismus führt. Wir haben gesehen, daß auch unsere klugen Leute, unsere sogenannten führenden Männer und Enthüller nichts taugen, daß wir uns mit lauter Dummheiten abgeben, wenn wir von der Kunst sprechen, vom unbewußt Schöpferischen, vom Parlamentarismus, der Advokatur und weiß der Teufel, wovon sonst noch, während es um das tägliche Brot geht, während der krasseste Aberglaube uns erstickt, während unsere Aktiengesellschaften zusammenkrachen einzig deshalb, weil es nicht genug ehrliche Menschen bei uns gibt, und während selbst die Bauernbefreiung, um die sich die Regierung bemüht, uns kaum weiterbringen wird, weil unser Bauer imstande ist, sich selbst zu bestehlen, um sich nur in der Kneipe seinen Katzenjammer antrinken zu können.«

»So,« unterbrach ihn Paul Petrowitsch, »so! Sie haben also das alles herausgebracht und sind entschlossen, trotzdem nichts Ernstliches dagegen zu tun?«

»Und sind entschlossen, nichts dagegen zu tun«, wiederholte Basarow finster.

Er ärgerte sich plötzlich selbst darüber, daß er sich diesem Junker gegenüber so offen ausgesprochen hatte.

»Sie wollen also nichts tun als schimpfen?«

»Nichts tun als schimpfen.«

»Und das nennt sich Nihilismus?«

»Und das nennt sich Nihilismus«, wiederholte Basarow, aber dieses Mal in einem nahezu beleidigenden Tonfall.

Paul Petrowitsch kniff ein wenig die Augen zusammen.

»Also gut«, sagte er mit seltsam ruhiger Stimme, »der Nihilismus soll also alles Leid aus der Welt schaffen,

und Sie, Sie sind unsere Erlöser und Helden. Aber warum schimpfen Sie denn so auf diese anderen, die doch im Grunde ebensolche Enthüller sind wie Sie? Schwatzen Sie denn nicht genau so wie alle anderen?«

»Wir haben uns gewiß manches vorzuwerfen, aber das doch nicht«, murmelte Basarow durch die Zähne.

»Wieso nicht? Tun Sie denn etwas? Schicken Sie sich denn an, etwas zu tun?«

Basarow gab keine Antwort. Paul Petrowitsch zitterte, aber er zwang sich gleich wieder zur Ruhe.

»Hm! Etwas tun, niederreißen . . .« fuhr er fort.

»Aber wie soll man niederreißen, wenn man selbst nicht weiß, zu welchem Zwck?«

»Wir reißen nieder, weil wir eine Kraft sind«, sagte Arkadij.

Paul Petrowitsch sah seinen Neffen an und lächelte.

»Ja, eine Kraft, und eine Kraft braucht keine Rechenschaft abzulegen«, fuhr Arkadij fort und richtete sich auf.

»Du Unglückseliger!« schrie Paul Petrowitsch, unvermögend, noch länger an sich zu halten. »Wenn du dir nur klar machen wolltest, wofür du eigentlich hier in Rußland mit deiner platten Sentenz eintrittst! Nein, da kann ein Engel die Geduld verlieren! Kraft! Auch der wilde Kalmücke und Mongole hat Kraft – wozu dient uns denn diese Kraft? Was uns am Herzen liegt, das ist die Zivilisation, jawohl, jawohl, mein verehrter Herr, die Früchte der Zivilisation liegen uns am Herzen. Sagen sie mir nicht, daß diese Früchte nichts wert sind: der letzte Sudler, un barbouilleur, der Wirtshausmusikant, dem man fünf Kopeken für den Abend gibt, – die alle sind wertvoller als ihr, weil sie Vertreter der Zivilisation sind und nicht der rohen mongolischen Kraft! Ihr haltet euch für führende Männer, und dabei gehört ihr in eine kalmückische Kibitke! Kraft! Und macht euch doch klar, ihr Herren von der Kraft, daß ihr alles in allem viereinhalb

Mann seid, die andern aber Millionen! Und die werden es nicht zulassen, daß ihr alles mit Füßen tretet, was ihnen heiligste Überzeugung ist, sie werden euch zermalmen!«

»Wenn sie uns zermalmen, dann ist die Sache in Ordnung«, erwiderte Basarow. »Aber dazu gehören zwei Teile! Und wir sind nicht so wenige, wie Sie glauben.«

»Wie? Sie glauben doch nicht im Ernst, Sie könnten mit dem ganzen Volk fertig werden?«

»Sie wissen doch, daß Moskau mit einem Kopekenlicht angezündet worden ist«, antwortete Basarow.

»So ist es richtig! Erst dieser fast satanische Hochmut, und jetzt ein fauler Witz! Also, von so etwas läßt sich die heutige Jugend begeistern, also dazu geben sich die unerfahrenen Herzen dieser Jungen her! Da, sehen Sie, einer von diesen Jungen sitzt neben Ihnen, er betet Sie fast an, daß Sie Ihre Freude daran haben können.« Arkadij sah mürrisch zur Seite. – »Und diese Pest hat schon weit um sich gegriffen. Man hat mir erzählt, unsere jungen Künstler in Rom setzten keinen Fuß mehr in den Vatikan. Raffael gilt ihnen fast für einen Dummkopf, nur deswegen, weil er eben eine Autorität ist, aber sie selbst sind talentlos und unfruchtbar, daß es eine Schande ist, und ihre Phantasie reicht nicht weiter als bis zum »Mädchen am Brunnen«. Das ist alles und selbst das machen sie schauderhaft. Nach Ihrer Meinung sind das wohl tüchtige Kerle, nicht wahr?«

»Nach meiner Meinung«, sagte Basarow, »ist Raffael keinen Kupfergroschen wert, und die anderen sind auch nicht besser als er.«

»Bravo! Bravo! Höre doch, Arkadij . . . so müssen die jungen Leute von heute sprechen! Ja, wie sollen sie Ihnen auch nicht nachlaufen? Früher mußten die jungen Leute erst etwas lernen; wenn sie nicht für Dummköpfe gelten wollten, mußten sie sich wohl oder übel anstrengen. Jetzt brauchen sie nur zu sagen:

alles auf der Welt ist Unsinn! und die Sache ist in Ordnung. Die jungen Leute können sich freuen. Tatsächlich, früher waren sie einfach Tölpel, heute sind sie plötzlich Nihilisten.«

»Das vorher so gerühmte Gefühl der persönlichen Würde scheint Ihnen abhanden gekommen zu sein«, bemerkte Basarow phlegmatisch, während Arkadij wütend und mit blitzenden Augen dasaß. »Unser Streit ist schon ein bißchen zu weit gegangen... Ich glaube, wir brechen ihn am besten ab. Übrigens will ich Ihnen in allem recht geben«, fügte er hinzu während er aufstand, »wenn sie mir auch nur eine Einrichtung in unserem heutigen privaten oder öffentlichen Leben nennen können, die nicht eine radikale und schonungslose Verneinung verdient.«

»Ich will Ihnen Millionen solcher Einrichtungen nennen«, rief Paul Petrowitsch, »Millionen! Zum Beispiel die Dorfgemeinde.«

Ein kaltes Lächeln verzog Basarows Lippen.

»Nun, was die Dorfgemeinde angeht«, erwiderte er, »da sprechen Sie am besten mit Ihrem Herrn Bruder. Ich glaube, der weiß jetzt aus Erfahrung, was es in Wirklichkeit mit der Dorfgemeinde, mit der Gesamthaftpflicht der Gemeindebauern, mit dem Kampf gegen die Trunksucht und ähnlichen Scherzen auf sich hat.«

»Aber die Familie, die Familie, wie sie sich noch bei unseren Bauern erhalten hat!« rief Paul Petrowitsch.

»Auch das ist eine Frage, die wir, glaube ich, in Ihrem eigenen Interesse am besten nicht näher erörtern. Sie haben wohl davon gehört, in welchem Verhältnis oft genug Schwiegervater und Schwiegertochter zueinander stehen? Hören Sie auf mich, Paul Petrowitsch, und nehmen Sie sich vielleicht zwei Tage Zeit, im Augenblick werden Sie doch nichts mehr finden. Gehen Sie alle unsere Stände durch,

denken Sie sorgfältig über jeden nach, Arkadij und ich wollen unterdessen . . .«
»Alles ins Lächerliche ziehen«, fiel Paul Petrowitsch ein.
»Nein, Frösche sezieren. Komm, Arkadij. Auf Wiedersehen, meine Herren!«
Beide Freunde gingen. Die Brüder blieben allein zurück und sahen einander zunächst nur schweigend an.
»Ja«, fing Paul Petrowitsch endlich an, »ja, das ist also die heutige Jugend! Das sind unsere Nachfolger!«
»Unsere Nachfolger«, wiederholte Nikolai Petrowitsch mit einem melancholischen Seufzer. Er hatte während des ganzen Wortgefechts wie auf Kohlen gesessen und nur dazwischen Arkadij verstohlen und bekümmert angesehen. »Weißt du, woran ich denken muß, Bruder? Einmal stritt ich mich mit unserer seligen Mutter. Sie wurde heftig und wollte mich nicht mehr anhören . . . Schließlich sagte ich zu ihr: Sie können mich eben nicht verstehen, wir gehören nun einmal zu zwei verschiedenen Generationen. Ich habe sie damit furchtbar gekränkt, aber ich dachte: was kann man dabei machen? Die Pille ist bitter, aber sie muß geschluckt werden! Nun, und jetzt sind wir eben an der Reihe, und unsere Nachfolger können uns sagen: Ihr gehört nicht zu unserer Generation, schluckt die Pille!«
»Du bist wirklich viel zu gutmütig und bescheiden«, erwiderte Paul Petrowitsch, »Ich bin im Gegenteil überzeugt, daß wir beide viel mehr recht haben als diese jungen Herren, wenn wir uns vielleicht auch ein bißchen altmodisch ausdrücken, ‚vieilli', und wenn uns auch dies dreiste Selbstvertrauen fehlt . . . Und was für ein gespreiztes Wesen diese jungen Leute heutzutage haben! Wenn du einen fragst: was für Wein wünschen Sie, roten oder weißen? ‚Ich habe die Gewohnheit, dem roten den Vorzug zu geben', antwortet er dir mit einer tiefen Baßstimme und

mit einem so wichtigen Gesicht, als ob ihn in diesem Augenblick die ganze Welt ansähe . . .«
»Ist Ihnen noch Tee gefällig?« fragte Fenitschka, die gerade den Kopf durch die Türspalte steckte; sie hatte nicht in den Salon kommen wollen, solange darin die streitenden Stimmen zu hören waren.
»Nein, du kannst den Samowar wegnehmen lassen«, antwortete Nikolai Petrowitsch und erhob sich, um ihr entgegen zu gehen. Paul Petrowitsch sagte kurz: »Bon soir« und ging in sein Kabinett.

XI

EINE HALBE STUNDE SPÄTER GING NIKOLAI PETROWITSCH in den Garten, in seine Lieblingslaube. Traurige Gedanken zogen ihm durch den Kopf. Zum ersten Male war er sich mit aller Deutlichkeit der Kluft bewußt geworden, die ihn von seinem Sohne trennte, und er fühlte, daß sie sich mit jedem Tage erweitern mußte. Umsonst hatte er während der Winter in Petersburg ganze Tage lang über den neuesten Büchern gesessen, umsonst den Gesprächen der jungen Leute zugehört, umsonst sich gefreut, wenn es ihm gelungen war, in ihren erhitzten Auseinandersetzungen auch sein Wort zur Geltung zu bringen. »Der Bruder sagt, wir seien im Recht«, dachte er, »und selbst, wenn ich alle Eigenliebe beiseite setze, scheint es mir wirklich, als seien sie weiter von der Wahrheit entfernt als wir, gleichzeitig fühle ich aber auch, daß sie irgend etwas haben, das uns fehlt, daß sie uns irgendwie voraus sind . . . Ist es nur das, daß sie eben die Jugend sind? Nein, es ist nicht ihre Jugend allein. Haben Sie vielleicht das vor uns voraus, daß das alte Herrentum in ihnen weniger Spuren hinterlassen hat als in uns?«
Nikolai Petrowitsch ließ den Kopf sinken und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

»Aber darum die Poesie ablehnen?« dachte er wieder, »keinen Sinn mehr für die Kunst haben, für die Natur . . .«

Und er ließ die Augen in der Runde umherschweifen, als wolle er dahinter kommen, wie es eigentlich möglich sei, keinen Sinn für die Natur zu haben. Es dämmerte schon, die Sonne war hinter einem kleinen, etwa eine Werst vom Garten gelegenen Espenwäldchen verschwunden, und sein Schatten dehnte sich fast unendlich über die regungslosen Felder. Ein Bäuerlein ritt auf einem Schimmel im kurzen Trabe den schmalen dunklen Feldweg vor dem Wäldchen entlang. Obwohl er selbst im Schatten ritt, war der Reiter bis in alle Einzelheiten deutlich zu erkennen und selbst ein Flicken auf seiner Schulter ließ sich unterscheiden. Die Beine des Pferdes bewegten sich mit einer Regelmäßigkeit, die dem Auge wohl tat. Von der anderen Seite her fielen die Sonnenstrahlen in das Wäldchen, drangen durch das Dickicht und übergossen die Espenstämme mit einem warmen Licht, das ihnen die Farbe von Kiefernstämmen gab und ihr Laub, über dem sich der blaßblaue, von der Abenddämmerung zart gerötete Himmel wölbte, fast blau erscheinen ließ. Die Schwalben flogen hoch, der Wind hatte sich ganz gelegt. Verspätete Bienen summten träge und träumerisch um die Fliederblüten, ein Mückenschwarm umspielte einen einzelnen, weit in die Luft hinausragenden Zweig. »Mein Gott, wie schön das ist!« dachte Nikolai Petrowitsch, und einige seiner Lieblingsverse drängten sich ihm auf die Lippen. Da fiel ihm Arkadij ein, »Kraft und Stoff« – er verstummte, aber er blieb sitzen und überließ sich dem traurig-süßen Spiel seiner einsamen Gedanken. Er hatte von jeher dieses Vorsichhinträumen geliebt, und das Leben auf dem Lande war dieser Neigung in ihm entgegengekommen. So hatte er auch vor sich hingeträumt, als er seinen

Sohn vor dem Kruge erwartete – und seitdem war alles anders geworden, sein Verhältnis zu ihm, damals noch unklar, hatte seine bestimmte Gestalt gewonnen . . . ach, und was für eine! Wieder sah er seine verstorbene Frau vor sich, aber nicht so, wie er sie lange Jahre hindurch gekannt hatte, als Hausfrau, als gute Wirtin – sondern als junges Mädchen, mit ihrer schlanken Gestalt, ihrem unschuldig fragenden Blick und dem über dem zarten, mädchenhaften Halse hoch aufgesteckten Haar. Er dachte daran, wie er sie zum erstenmal gesehen hatte. Er war damals noch Student gewesen. Er begegnete ihr auf der Treppe vor seiner Wohnung, stieß sie im Versehen an, wandte sich um, wollte sich entschuldigen, und brachte doch nichts heraus als: »Pardon, monsieur!«, und sie senkte den Kopf, lächelte und lief plötzlich gleichsam erschrocken davon, warf ihm dann vom Treppenabsatz noch einen raschen Blick zu, nahm eine ernsthafte Miene an und errötete. Und dann die ersten schüchternen Besuche, die halben Worte, das halbe Lächeln, Zweifel, Traurigkeit, Überschwang des Gefühles und endlich diese atembeklemmende Freude . . . Wohin war das alles entschwunden? Sie war seine Frau geworden, sie hatte ihn glücklich gemacht, glücklich wie wenige auf der Erde . . . »Aber diese ersten süßen Augenblicke,« dachte er, »warum ist ihnen nicht ein ewiges, unsterbliches Leben beschieden?«

Er versuchte es nicht, diesen Gedanken klar zu Ende zu denken, aber er spürte, wie er diese glückselige Zeit durch irgend etwas Mächtigeres als die Erinnerung festhalten, wie er von neuem die Nähe seiner Marja, die Wärme ihres Körpers, den Atem ihres Mundes fühlen wollte, und es war ihm schon, als spüre er über sich . . .

»Nikolai Petrowitsch,« hörte er ganz in seiner Nähe Fenitschkas Stimme, »wo sind Sie?«

Er fuhr zusammen. Er empfand weder Schmerz noch

Gewissensbisse ... Er hatte nie auch nur an die Möglichkeit eines Vergleiches zwischen seiner Frau und Fenitschka gedacht, aber es tat ihm doch weh, daß sie ihn hier suchte. Ihre Stimme erinnerte ihn an seine grauen Haare, sein Alter, an die Gegenwart ...
Die zauberhafte Welt, in die er eingetreten, die ihm aus den Nebelwellen der Vergangenheit erstanden war, geriet ins Schwanken – und zerstob.
»Ich bin hier,« antwortete er, »ich komme gleich, gehe nur schon.« – »Das sind schon wieder diese Herrengewohnheiten«, ging es ihm durch den Kopf. Fenitschka sah ihn schweigend an und verließ die Laube. Und er gewahrte erstaunt, daß es über seinen Träumereien schon Nacht geworden war. Ringsum war alles dunkel und still geworden und Fenitschkas Gesicht war ihm so blaß und schmächtig erschienen. Er stand auf und wollte ins Haus gehen. Aber das aufgewühlte Herz wollte in der Brust keine Ruhe finden, und so begann er im Garten auf und ab zu wandern, bald gedankenvoll zu Boden sehend, bald die Augen zum Himmel erhoben, an dem schon unzählige Sterne schimmerten. Lange, fast bis zur Erschöpfung, ging er so auf und ab, aber die Unruhe, die ihn erfüllte, diese unbestimmte, gleichsam suchende, gestaltlose, quälende Unruhe wollte nicht verschwinden. Ach, wie hätte Basarow über ihn gelacht, wenn er gewußt hätte, was in ihm vorging! Sogar Arkadij hätte ihn gescholten. Seine Augen, die Augen eines vierundvierzigjährigen Mannes, eines Landwirts und Hausherren, füllten sich mit Tränen, mit grundlosen Tränen; das war wohl noch hundertmal schlimmer als das Violoncell.
Nikolai Petrowitsch ging noch immer hin und her und konnte sich nicht zur Rückkehr ins Haus entschließen, in dieses friedliche und behagliche Nest, das ihn mit all seinen erleuchtenden Fenstern so einladend ansah. Er konnte sich nicht trennen von

der Dunkelheit, vom Garten, vom frischen Lufthauch, der über sein Gesicht hinging, und von dieser Traurigkeit, dieser Unruhe . . .

An einer Biegung des Weges begegnete ihm Paul Petrowitsch.

»Was hast du?« fragte Paul Petrowitsch den Bruder, »du bist ja bleich wie ein Gespenst. Bist du nicht wohl? Warum gehst du nicht zu Bett?«

Nikolai Petrowitsch erklärte ihm mit ein paar Worten den Zustand seines Inneren und entfernte sich. Paul Petrowitsch ging bis an das Ende des Gartens. Auch er war nachdenklich und auch er schaute zum Himmel hinauf. Aber in seinen schönen, dunklen Augen spiegelte sich nichts wieder als das Licht der Sterne. Er war nicht zum Romantiker geboren, und seine stutzerhaft trockene und doch leidenschaftliche Seele, die eines Misanthropen französischen Stils, hatte nicht die Fähigkeit zu träumen . . .

»Weißt du was?« sagte Basarow in dieser Nacht zu Arkadij. »Mir ist ein ausgezeichneter Gedanke gekommen. Dein Vater erzählte heute, er habe eine Einladung von eurem großen Verwandten bekommen. Dein Vater will nicht hinfahren. Fahren wir doch rasch nach * * * herüber, dieser Herr da hat dich doch auch eingeladen! Du siehst ja selbst, wie das Wetter hier geworden ist. Fahren wir doch los und sehen uns ein bißchen in der Stadt um! Wir treiben uns da fünf, sechs Tage herum, und damit Basta.«

»Und kommst du von dort wieder mit mir zurück?«

»Nein, ich muß zu meinem Vater. Du weißt, er haust dreißig Werst von * * *. Ich habe ihn lange nicht mehr gesehen und meine Mutter desgleichen, ich muß den Alten mal diesen Spaß machen. Es sind wirklich gute Leute, besonders mein Vater. Ein spaßiger Kauz! Außer mir haben sie niemand.«

»Und bleibst du lange bei ihnen?«

»Ich glaube nicht. Dazu wird es dort wohl zu langweilig sein.«
»Kommst du auf dem Rückwege wieder zu uns?«
»Ich weiß nicht, ich muß mal sehen. Nun, wie ist es? Fahren wir!«
»Meinetwegen«, sagte Arkadij lässig.
Im stillen war er glücklich über den Vorschlag seines Freundes, aber er hielt sich für verpflichtet, seine Empfindungen nicht merken zu lassen. Er war nicht umsonst Nihilist.
Am nächsten Tage fuhr er mit Basarow nach ***. Die Jugend von Marino sah sie ungern abfahren, Dunjascha weinte sogar . . . aber die beiden Alten atmeten erleichtert auf.

XII

DER GOUVERNEUR VON ***, WOHIN UNSERE Freunde fuhren, gehörte der jüngeren Generation an und war Fortschrittler und Despot zugleich, wie das in Rußland sehr häufig ist. Bereits im ersten Jahr seiner Amtstätigkeit hatte er es fertiggebracht, sich nicht nur mit dem Gouvernements-Adelsmarschall, einem verabschiedeten Garde-Stabsrittmeister, Pferdezüchter und sehr gastfreien Menschen, sondern auch mit den eigentlichen Beamten zu überwerfen. Die daraus entstandenen Unstimmigkeiten nahmen schließlich einen solchen Umfang an, daß das Ministerium in Petersburg es für nötig hielt, eine Vertrauensperson hinzuschicken, um die Dinge an Ort und Stelle zu schlichten. Die Wahl war auf Matwej Iljitsch Koljasin gefallen, den Sohn jenes Koljasin, unter dessen Aufsicht seinerzeit die Brüder Kirsanow gestanden hatten. Er gehörte ebenfalls zur »jüngeren Generation«, das heißt, er war vor kurzem vierzig Jahre alt geworden, aber er hatte sich auf eine staatsmännische Karriere eingestellt und trug

auf jeder Seite der Brust einen Stern. Der eine von ihnen war allerdings ein ausländischer von recht fragwürdigem Wert. Ebenso wie der Gouverneur, über den er zu Gericht sitzen sollte, galt er für einen Fortschrittler und glich, obgleich selbst schon ein »hohes Tier« geworden, doch recht wenig den meisten »hohen Tieren«. Von sich selbst hatte er eine überaus hohe Meinung; seine Eitelkeit kannte keine Grenzen, aber er gab sich einfach und ungezwungen, blickte wohlwollend drein, hörte leutselig zu und konnte so herzlich lachen, daß man ihn zuerst sogar für einen »guten Kerl« halten konnte. Wenn es darauf ankam, konnte er aber auch recht unangenehm werden ... »Energie ist unerläßlich«, pflegte er in solchen Fällen zu sagen, »l'énergie est la première qualité d'un homme d'état.« Bei all dem ließ er sich aber gewöhnlich übertölpeln und jeder nur einigermaßen erfahrene Beamte konnte mit ihm machen was er wollte. Matwej Iljitsch pflegte mit der größten Achtung von Guizot zu sprechen und jedem zu versichern, er gehöre keineswegs zu den Männern der Routine und zu den zurückgebliebenen Bürokraten, und es gebe nicht eine einzige wichtige Erscheinung im öffentlichen Leben, die er nicht aufmerksam verfolge ... Alle derartigen Worte waren ihm sehr geläufig. Er verfolgte sogar, allerdings mit einer gewissen majestätischen Lässigkeit, die Entwicklung der zeitgenössischen Literatur, etwa so, wie ein Erwachsener, der auf der Straße einer Kinderprozession begegnet, sich ihr manchmal für ein Weilchen anschließt. Im Grunde genommen, stand Matwej Iljitsch jenen Staatsmännern aus der Zeit Alexanders I. gar nicht so fern, die sich als Vorbereitung auf eine Soiree bei der Frau Swetschina*), die damals in Petersburg lebte, mor-

*) Russische Konvertitin (1782—1857), bekannt durch die Rolle, die sie in den Kreisen der französischen Legitimisten und Klerikalen spielt.

gens eine Seite Condillac durchlasen; nur seine Formen waren etwas andere, mehr der Zeit angepaßte. Er war ein gewandter Höfling, geschmeidig und schlau, und weiter nichts; von amtlichen Dingen hatte er keine Ahnung, Geist hatte er nicht eine Spur, aber er verstand es, seine eigenen Interessen wahrzunehmen, da konnte ihm niemand etwas vormachen, und schließlich ist das ja die Hauptsache.

Matwej Iljitsch empfing Arkadij mit der wohlwollenden Herzlichkeit des aufgeklärten Würdenträgers, oder sagen wir lieber, mit schalkhafter Heiterkeit. Er wunderte sich allerdings sehr, als er hörte, daß die Verwandten trotz seiner Einladung zu Hause auf dem Lande geblieben waren. »Dein Papa war immer ein Sonderling«, bemerkte er, spielte dabei mit den Quasten seines prachtvollen samtnen Schlafrocks, wandte sich dann plötzlich an einen jungen Beamten, dessen vorschriftsmäßig zugeknöpfte Uniform die vortrefflichsten Gesinnungen erraten ließ, und rief mit ernster Amtsmiene: »Nun, und?« Der junge Mann, der so lange hatte schweigen müssen, daß ihm die Lippen aneinanderklebten, sprang auf und sah seinen Vorgesetzten verwirrt an. Aber Matwej Iljitsch schenkte seinem Untergebenen jetzt, nachdem es ihm gelungen war, ihn zu verblüffen, gar keine Beachtung mehr. Unsere hohen Beamten lieben es überhaupt, ihre Untergebenen zu verblüffen. Die Mittel, deren sie sich zur Erreichung dieses Zieles bedienen, sind allerdings sehr verschieden. Das folgende wird unter anderem sehr gern angewandt, »is quite a favourite«, wie die Engländer sagen. Der hohe Herr versteht plötzlich nicht mehr die einfachsten Worte, er ist mit Taubheit geschlagen. Er fragt zum Beispiel: »Was für ein Tag ist heute?«

Man antwortet ihm respektvoll: »Heute ist Freitag, Ew. Ex–x–nz!«

»Wie? Was? Was gibt es? Was sagen Sie da?« wiederholt der hohe Herr mit Nachdruck.
»Heute ist Freitag, Ew. Ex–x–nz!«
»Wie? Was? Wieso Freitag? Was heißt das: Freitag?«
»Freitag, Ew. Ex–x–nz, ein Wochentag.«
»Was, du willst dich unterstehen, mich zu belehren?« Matwej Iljitsch war auch so ein hoher Herr, obwohl er sich zu den Liberalen rechnete.
»Ich rate dir, lieber Freund, dem Gouverneur einen Besuch zu machen«, sagte er zu Arkadij, »du verstehst mich schon, ich rate dir das nicht, weil ich etwa ein Anhänger dieser veralteten Anschauungen bin, wonach man unbedingt vor allen hohen Persönlichkeiten eine Verbeugung nach der andern machen muß, sondern ganz einfach deshalb, weil der Gouverneur ein ordentlicher Mensch ist, und außerdem legst du wahrscheinlich doch Wert darauf, mit der hiesigen Gesellschaft bekannt zu werden. Du bist doch hoffentlich kein Bär? Und übermorgen gibt er einen Ball.«
»Werden Sie auch auf diesem Ball sein?« fragte Arkadij.
»Er gibt diesen Ball doch meinetwegen«, sagte Matwej Iljitsch fast mit einem gewissen Mitleid. »Tanzest du?«
»Ja, aber schlecht.«
»Das ist nicht das Richtige. Wir haben hübsche Frauen hier, und für einen jungen Mann ist es eine Schande, wenn er nicht tanzt. Auch das sage ich nicht im Hinblick auf veraltete Anschauungen, ich stehe durchaus nicht auf dem Standpunkt, daß der Verstand in den Beinen sitzen muß, aber der Byronismus ist lächerlich, il a fait son temps.«
»Aber bei mir ist es wirklich nicht Byronismus, lieber Onkel, sondern . . .«
»Ich werde dich mit unseren Damen bekannt ma-

chen, ich werde dich schon unter meine Fittiche nehmen«, unterbrach ihn Matwej Iljitsch mit selbstzufriedenem Lächeln. »Da wirst du es warm haben, was meinst du?«

Ein Diener erschien und meldete den Präsidenten des Kameralhofes. Das war ein Greis mit süßlichen Blicken und eingeschrumpften Lippen, der für die Natur schwärmte, besonders an Sommertagen, wenn, wie er sich ausdrückte, »jedes Bienchen von jedem Blümchen ein kleines Schmiergeldchen nimmt . . .« Arkadij verabschiedete sich.

Er traf Basarow im Gasthause, in dem sie abgestiegen waren, und redete ihm lange zu, doch mit zum Gouverneur zu kommen. »Nun, meinetwegen,« sagte Basarow endlich, »mitgegangen, mitgefangen, sind wir hergekommen, um uns die Junker anzusehen, dann wollen wir sie auch zu Gesicht bekommen.«

Der Gouverneur empfing die jungen Leute mit höflicher Freundlichkeit, forderte sie aber nicht auf, Platz zu nehmen, und setzte sich selbst auch nicht. Er war immer geschäftig, immer in Eile. Am frühen Morgen warf er sich schon in die sehr knapp anliegende Amtsuniform mit der übertrieben stramm und eng sitzenden Halsbinde und fing an, eine Verfügung nach der anderen zu treffen, ohne daß er sich Ruhe zum Essen und Trinken nahm. Im Gouvernement wurde er »Bourdalone« genannt, aber nicht in Anlehnung an den bekannten französischen Kanzelredner, sondern unter Bezug auf das russische Wort »Burda«*). Er lud Kirsanow und Basarow zu seinem Ball ein und sprach zwei Minuten später diese Einladung zum zweitenmal aus, wobei er sie für Brüder hielt und »Kaisarow« nannte.

Als sie vom Gouverneur nach Hause gingen, sprang plötzlich aus einer vorüberfahrenden Droschke ein

*) Widerliches, aus verschiedenen Flüssigkeiten zusammengegossenes Getränk, etwa »Gesöff«.

kleines Männchen im ungarischen Schnurrock, wie die Slawophilen ihn zu tragen pflegten, und stürzte sich mit dem Ausruf: »Jewgenij Wassilitsch!« auf Basarow.

»Ah! Das sind Sie, Herr Sitnikow«, sagte Basarow – er gebrauchte das deutsche Wort »Herr« – und ging dabei ruhig weiter. »Wie kommen Sie hierher?«

»Stellen Sie sich vor, es ist der reine Zufall«, antwortete Sitnikow, wandte sich nach seiner Droschke um, winkte vier- oder fünfmal mit der Hand und schrie: »Fahr' hinter uns her, fahr' hinter uns her! – Mein Vater hatte hier Geschäfte«, fuhr er fort und hüpfte dabei über die Gosse. »Nun, da bat er mich eben ... Ich erfuhr heute, daß Sie hier wären und war auch schon bei Ihnen ...« – In der Tat fanden die Freunde nachher in ihrem Zimmer eine Visitenkarte mit umgebogenen Ecken, die auf der einen Seite in französischer, auf der anderen in slawischer Schreibart den Namen Sitnikow trug. – »Ich hoffe doch, Sie kommen nicht vom Gouverneur?«

»Hoffen Sie nicht! Wir kommen geradeswegs von ihm.«

»Ah! Nun, in diesem Falle gehe ich auch zu ihm ... Jewgenij Wassilitsch, machen Sie mich doch bitte mit Ihrem ... mit dem Herren da bekannt.«

»Sitnikow, Kirsanow«, brummte Basarow, ohne stehenzubleiben.

»Sehr schmeichelhaft, sehr schmeichelhaft«, sagte Sitnikow lächelnd, der neben den beiden herlief und hastig seine auffallend eleganten Handschuhe auszog. »Ich habe schon viel von Ihnen gehört, ich bin ein alter Bekannter von Jewgenij Wassilitsch und, ich darf wohl sagen, sein Schüler. Ich verdanke ihm meine Wiedergeburt ...«

Arkadij sah sich diesen Schüler Basarows an. Aus den unbedeutenden, übrigens nicht unangenehmen Zügen seines geleckten Gesichts sprach ein Gemisch

von Unruhe und Stumpfheit. Die kleinen Augen sahen aus, als seien sie ihm in den Kopf hineingedrückt worden, ihr Blick war starr und aufgeregt zugleich, und diese Aufgeregtheit lag auch in seinem abgerissenen und hölzernen Lachen.

»Glauben Sie mir,« fuhr er fort, »als Jewgenij Wassiljewitsch mir zum erstenmal sagte, man brauche keine Autoritäten gelten zu lassen, da empfand ich ein solches Entzücken ... es war, als sei ich plötzlich sehend geworden! Endlich habe ich einen Menschen gefunden, dachte ich. Übrigens, Jewgenij Wassiljewitsch, ich muß Sie unbedingt mit einer Dame hier zusammenbringen, die fähig ist, Sie ganz zu verstehen und für die Ihr Besuch ein richtiges Fest sein wird. Ich denke, Sie werden schon von ihr gehört haben?«

»Wer ist es?« fragte Basarow verdrießlich.

»Die Kukschina, Eudoxie, Jewdoxija Kukschina. Eine außerordentliche Natur – émancipée im wahren Sinne des Worts, eine Frau, die wirklich an der Spitze steht. Wissen Sie was? Gehen wir doch gleich alle zu ihr! Sie wohnt zwei Schritte von hier. Wir können bei ihr frühstücken. Sie haben doch sicher noch nicht gefrühstückt?«

»Nein, noch nicht.«

»Nun, das trifft sich ausgezeichnet. Sie lebt von ihrem Mann getrennt, verstehen Sie, und ist von niemand abhängig.«

»Ist sie hübsch?« unterbrach ihn Basarow.

»N–nein, das kann man nicht sagen.«

»Nun, warum zum Teufel, wollen Sie uns denn zu ihr schleppen?«

»Ach, Sie Schäker, Sie Schäker ... Sie wird uns eine Flasche Champagner vorsetzen.«

»Aha! Da sieht man doch gleich den Mann der Praxis! Apropos – ist Ihr Vater immer noch Branntweinpächter?«

»Ja«, sagte Sitnikow rasch und mit einem kreischenden Lachen. »Nun, wie ist es? Gehen wir?«
»Ich weiß nicht, wahrhaftig!«
»Du wolltest doch Menschen sehen, also geh' doch«, meinte Arkadij halblaut.
»Aber, Herr Kirsanow!« fiel Sitnikow ein. »Sie kommen doch auch mit, ohne Sie geht es nicht.«
»Wir können doch nicht alle drei auf einmal bei ihr eindringen!«
»Das macht nichts. Die Kukschina ist eine Seele von Mensch.«
»Es wird also eine Flasche Champagner geben?« fragte Basarow.
»Drei!« rief Sitnikow. »Dafür bürge ich.«
»Womit?«
»Mit meinem Kopf.«
»Das Portemonnaie Ihres Vaters wäre ein besseres Pfand. Einerlei, gehen wir.«

XIII

DAS KLEINE HERRENHAUS IM MOSKAUER STIL, in dem Awdotja Nikitischna oder Jewdoxija Kukschina wohnte, lag in einer unlängst abgebrannten Straße von *** – bekanntlich brennen unsere Gouvernementsstädte alle fünf Jahre ab. An der Tür, unter dem Griff des Glockenzuges, hing eine schief angenagelte Visitenkarte, und im Vorzimmer wurden die Eintretenden von einem Mittelding zwischen Dienstmädchen und Gesellschafterin in einer Haube empfangen – deutliche Anzeichen für die fortschrittlichen Neigungen der Hausherrin. Sitnikow fragte, ob Awdotja Nikitischna zu Hause sei.
»Sind Sie es, Viktor?« ließ sich eine hohe Stimme aus dem Nebenzimmer vernehmen. »Kommen Sie herein.«
Die Frau mit der Haube verschwand sofort.

»Ich bin nicht allein«, sagte Sitnikow, legte ungeniert seinen Schnurrock ab, unter dem ein Kleidungsstück, halb Wams, halb Sakkopaletot zum Vorschein kam, und warf Arkadij und Basarow einen ermunternden Blick zu.

»Einerlei«, antwortete die Stimme aus dem Nebenzimmer. »Entrez!«

Die jungen Leute betraten ein Zimmer, das mehr einem Arbeitskabinett als einem Empfangssalon glich. Papiere, Briefe, dicke umfangreiche russische Zeitschriften – zum größten Teil noch unaufgeschnitten – lagen in wirrem Durcheinander auf den staubbedeckten Tischen umher; überall schimmerte es weiß von herumgeworfenen Zigarettenstummeln. Auf einem Lederdiwan sahen die Eintretenden, halb sitzend, halb liegend eine noch junge, blonde und ein wenig zerzauste Dame in einem nicht ganz sauberen Seidenkleide mit mächtigen Armbändern an den etwas zu kurzen Armen und einem Spitzentuch um den Kopf. Sie erhob sich vom Diwan, warf sich nachlässig einen mit gelbgewordenem Hermelinfell gefütterten Samtumhang um die Schultern und sagte träge: »Guten Tag, Viktor«, und reichte Sitnikow die Hand.

»Basarow, Kirsanow«, stieß er abgehackt hervor, wie er es von Basarow gelernt hatte.

»Sein Sie willkommen«, antwortete die Kukschina, sah Basarow mit ihren runden Augen an, zwischen denen ein winzig kleines, kümmerliches, rotes Stupsnäschen stand, fügte dann hinzu: »Ich kenne Sie« und reichte ihm ebenfalls die Hand.

Basarow runzelte die Stirn. Die kleine und unansehnliche Erscheinung der emanzipierten Frau hatte eigentlich nichts Abstoßendes, aber ihr Gesichtsausdruck wirkte unangenehm. Unwillkürlich fühlte man sich versucht zu fragen: »Was fehlt dir? Hast du Hunger? Oder langweilst du dich? Oder bist du

verlegen? Wozu diese Anstrengungen?« Ebenso wie Sitnikow kribbelte ihr immer etwas auf der Seele. Ihre Sprache und ihre Bewegungen waren sehr ungezwungen und doch zugleich wiederum ungeschickt. Augenscheinlich hielt sie sich selbst für ein gutmütiges und harmloses Geschöpf, aber was sie auch tun mochte, man hatte immer den Eindruck, als ob sie eigentlich ganz etwas anderes hätte tun wollen. Alles kam bei ihr, wie die Kinder sagen, »mit Absicht« heraus, das heißt, es war niemals selbstverständlich und natürlich.

»Ja, ja, ich kenne Sie, Basarow«, wiederholte sie. Sie hatte die vielen Damen in der Provinz und in Moskau eigene Angewohnheit, Männer schon vom ersten Tage der Bekanntschaft an beim Familiennamen zu nennen. »Wollen Sie eine Zigarre?«

»Eine Zigarre? Warum nicht?« antwortete Sitnikow, der sich schon mit übereinandergeschlagenen Beinen in einem Sessel räkelte. »Aber setzen Sie uns auch ein Frühstück vor. Wir sind schauderhaft hungrig. Und lassen Sie uns doch eine Flasche Champagner bringen.«

»Sybarit«, sagte Jewdoxija und lachte – wenn sie lachte, sah man das Zahnfleisch ihres Oberkiefers – »nicht wahr, Basarow, er ist ein Sybarit?«

»Ich liebe den Komfort des Lebens«, sagte Sitnikow wichtig. »Das hindert mich aber nicht, liberal zu sein.«

»Nein, das hindert Sie doch, das hindert Sie doch!« rief Jewdoxija, gab aber trotzdem ihrer Wirtschafterin die nötigen Aufträge wegen des Frühstücks wie wegen des Champagners. »Wie denken Sie darüber?« wandte sie sich an Basarow. »Ich bin überzeugt, daß Sie mir recht geben.«

»Nein, eigentlich nicht«, erwiderte Basarow. »Ein Stück Fleisch ist besser als ein Stück Brot, sogar vom chemischen Standpunkt aus.«

»Sie treiben Chemie? Das ist meine Leidenschaft! Ich habe sogar selbst einen Mastix erfunden.«

»Einen Mastix? Sie?«

»Ja, ich. Und wissen Sie wozu? Um Puppen zu machen, Puppenköpfe, damit sie nicht zerbrechen, ich bin nämlich auch praktisch. Aber ganz fertig ist die Sache noch nicht. Ich muß noch im Liebig nachlesen. Haben Sie übrigens Kisljakows Artikel über Frauenarbeit in den Moskauer Nachrichten gelesen? Den müssen Sie lesen. Sie interessieren sich doch für die Frauenfrage? Und für Schulfragen? Womit beschäftigt sich Ihr Freund? Wie heißt er?«

Frau Kukschina warf alle ihre Fragen rasch nach einander mit gezierter Nachlässigkeit hin, ohne eine Antwort abzuwarten, etwa so, wie verzogene Kinder mit ihren Wärterinnen sprechen.

»Ich heiße Arkadij Nikolaitsch Kirsanow«, sagte Arkadij, »und beschäftige mich mit gar nichts.«

Jewdoxija lachte.

»Das ist reizend! Rauchen Sie? Wissen Sie auch, daß ich Ihnen böse bin, Viktor?«

»Warum?«

»Man sagt, Sie schwärmten schon wieder für George Sand. Das ist ein zurückgebliebenes Frauenzimmer und weiter nichts! Wie kann man sie nur mit Emerson vergleichen wollen! Sie hat nicht eine einzige Idee weder über Erziehung, noch über Physiologie, noch über sonst etwas. Ich bin überzeugt, daß sie von Embryologie überhaupt noch nichts gehört hat, und ich bitte Sie – was wollen Sie heutzutage ohne Embryologie?« – Jewdoxija spreizte aufgeregt die Finger. – »Ach, was für einen wundervollen Aufsatz Jelisewitsch über dies Thema geschrieben hat! Das ist ein genialer Herr!« – Jewdoxija sagte beständig »Herr« statt »Mann« oder »Mensch«. – »Basarow, setzen Sie sich zu mir auf den Diwan. Sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich eine gräßliche Angst vor Ihnen habe.«

»Warum? Verzeihen Sie, wenn ich neugierig werde.«
»Sie sind ein gefährlicher Herr, Sie sind so kritisch. Ach, mein Gott, es kommt mir ja selbst lächerlich vor, aber ich spreche wie irgendeine Gutsfrau irgendwo aus der Steppe! Übrigens bin ich wirklich eine Gutsfrau. Ich verwalte mein Gut selbst, und stellen Sie sich vor, ich habe einen Dorfältesten, er heißt Jerofej, ein wundervoller Typus, ganz wie ein Cooperscher Pfadfinder, so etwas Ursprüngliches steckt in ihm! Jetzt habe ich mich endgültig hier niedergelassen, eine unerträgliche Stadt, nicht wahr? Aber was soll man machen?«
»Eine Stadt wie andere auch«, bemerkte Basarow kaltblütig.
»Diese kleinlichen Interessen, es ist wirklich schauderhaft! Früher lebte ich den Winter über immer in Moskau .... aber jetzt haust dort mein hoher Herr Gemahl, Monsieur Kukschin. Und auch sonst ... ich weiß nicht recht ... aber in Moskau ist es auch nicht mehr das Richtige. Ich denke daran, ins Ausland zu gehen. Im vorigen Jahr war ich schon drauf und dran abzureisen.«
»Natürlich nach Paris?« fragte Basarow.
»Nach Paris und Heidelberg.«
»Warum nach Heidelberg?«
»Aber ich bitte Sie, da ist doch Bunsen!«
Darauf fand Basarow keine Antwort.
»Pierre Saposhnikow ... Sie kennen ihn?«
»Nein, ich kenne ihn nicht.«
»Ich bitte Sie, Pierre Saposhnikow ... er ist doch immer bei Lydia Chostatowa zu treffen!«
»Auch die kenne ich nicht.«
»Nun, der wollte mich eigentlich begleiten. Ich bin Gott sei Dank frei, ich habe keine Kinder ... Was habe ich da gesagt: Gott sei Dank! Übrigens ist das ja ganz einerlei.«
Jewdoxija drehte sich eine Zigarette mit ihren vom

Tabak gelblich-braun gewordenen Fingern, fuhr mit der Zunge über sie hin, sog ein wenig und zündete sie an. Das Dienstmädchen kam mit einem Tablett.
»Aha, da ist ja auch das Frühstück! Bitte, greifen Sie zu! Viktor, öffnen Sie die Flasche, das schlägt doch in Ihr Fach.«
»Gewiß, gewiß, das schlägt in mein Fach«, brummte Sitnikow und lachte wieder kreischend auf.
»Gibt es hier eigentlich hübsche Frauen?« fragte Basarow, nachdem er das dritte Glas geleert hatte.
»Es gibt schon welche,« antwortete Jewdoxija, »aber sie sind alle so inhaltslos. Zum Beispiel, mon amie Odinzowa ist nicht übel. Schade, sie hat so einen Ruf... Übrigens, das hätte ja nichts auf sich, aber sie ist so ohne Freiheit der Anschauung, ohne Weite – davon gibt es nichts bei ihr. Man müßte eben unser ganzes Erziehungssystem ändern. Darüber habe ich schon manches Mal nachgedacht, unsere Frauen sind doch außerordentlich schlecht erzogen.«
»Sie werden mit ihnen auch nicht weiterkommen«, erwiderte Sitnikow. »Man kann sie nur verachten, und ich verachte sie auch, ich habe nichts wie Verachtung für sie!« – verachten können und diese Verachtung auch in Worten ausdrücken war für Sitnikow das Schönste, was es gab, und ganz besonders hatte er es auf die Frauen abgesehen, ohne zu ahnen, daß er wenige Monate später vor seiner eigenen Frau im Staube kriechen sollte und zwar nur deshalb, weil sie eine geborene Fürstin Durdoleosowa war. –
»Nicht eine einzige von ihnen wäre imstande, unserem Gespräch zu folgen, keine einzige von ihnen ist es wert, daß ernsthafte Männer wie wir ein Wort über sie verlieren!«
»Sie haben es ja auch gar nicht nötig, unserem Gespräch zu folgen«, sagte Basarow.
»Von wem sprechen Sie eigentlich?« fragte Jewdoxija.

»Von den schönen Frauen.«
»Was? Da teilen Sie wohl Proudhons Meinung!« Basarow richtete sich hochmütig auf.
»Ich teile niemandes Meinungen. Ich habe meine eigenen.«
»Nieder mit den Autoritäten!« schrie Sitnikow. Er war ganz glücklich darüber, daß sich ihm eine Gelegenheit bot, sich in Gegenwart eines Menschen, den er sklavisch verehrte, so selbstbewußt und schroff zu äußern.
»Aber Macaulay selbst . . .« wollte die Kukschina anfangen.
»Nieder mit Macaulay!« donnerte Sitnikow. »Wollen Sie für diese Weibchen eintreten?«
»Nicht für diese Weibchen, sondern für die Rechte der Frauen, die ich geschworen habe, bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.«
»Nieder!« Aber dann hielt Sitnikow inne. »Aber die will ich ja gar nicht bestreiten«, meinte er.
»Nein, ich sehe schon, Sie sind ein Slawophile!«
»Nein, ich bin kein Slawophile, obwohl, im Grunde . . .«
»Nein, nein, nein! Sie sind ein Slawophile! Sie sind ein Anhänger des Domostroi*). Eine Peitsche müßte man Ihnen in die Hand geben!«
»Eine Peitsche ist gar kein schlechtes Ding«, bemerkte Basarow. »Aber wir sind wirklich beim letzten Tropfen . . .«
»Beim letzten Tropfen was?« unterbrach ihn Jewdoxija.
»Champagner, verehrteste Awdotja Nikitischna, Champagner, nicht beim letzten Tropfen Ihres Bluts.«

---

*)Ein noch jetzt im Volk verbreitetes altrussisches Haushaltungs- und »Ehzuchtbüchlein« aus dem 16. Jahrhundert.

»Ich kann nicht gleichgültig bleiben, wenn ich höre, wie man über die Frauen herfällt«, fuhr Jewdoxija fort. »Das ist grauenhaft, das ist grauenhaft! Anstatt über die Frauen herzufallen, lesen Sie lieber Michelets Buch ‚De l'amour'. Das ist wundervoll! Meine Herren, lassen Sie uns von der Liebe sprechen«, setzte Jewdoxija hinzu und ließ die Hand schmachtend auf das zerknüllte Diwankissen sinken.

Ein plötzliches Schweigen trat ein.

»Nein, warum sollen wir von der Liebe sprechen?« nahm endlich Basarow das Wort. »Sie erwähnten vorhin eine Frau Odinzowa . . . So hieß sie doch wohl? Wer ist das?«

»Sie ist entzückend, sie ist entzückend!« zwitscherte Sitnikow. »Ich werde Sie ihr vorstellen. Klug, reich und dabei Witwe! Leider ist sie noch geistig nicht genug entwickelt, sie müßte mit unserer Jewdoxija näher bekannt werden. Ich trinke auf Ihr Wohl, Eudoxie! Stoßen wir an! Et toc, et toc, et tin-tin-tin! Et toc, et toc, et tin-tin-tin!«

»Viktor, Sie sind ein kleiner Schelm!«

Das Frühstück zog sich recht lange hin. Der ersten Flasche Champagner folgte eine zweite, eine dritte und sogar eine vierte . . . Jewdoxija schwatzte unaufhörlich und Sitnikow sekundierte ihr. Lange wurde darüber gestritten, was eigentlich die Ehe sei – ein Vorurteil oder ein Verbrechen, und ob die Menschen alle mit den gleichen Anlagen zur Welt kämen oder nicht und worin eigentlich das Wesen der Individualität bestünde. Schließlich kam es so weit, daß Jewdoxija, das Gesicht rot vom Wein, mit ihren flachen Nägeln auf den Tasten des verstimmten Klaviers herumhämmerte und mit heiserer Stimme Zigeunerlieder sang, dann Seymour-Shiffs Romanze »Nächtlich schlummernd träumt Granada«, während Sitnikow, der sich eine Schärpe um den Kopf gewunden hatte, bei den Worten:

»Und dein Mund verschmilzt mit dem meinen
im heißen, flammenden Kuß«

den ersterbenden Liebhaber spielte.
Arkadij hielt es schließlich nicht mehr aus.
»Meine Herren, das ist schon das reine Bedlam«, bemerkte er so laut, daß alle es hören konnten.
Basarow, der nur ab und zu ein spöttisches Wort in die Unterhaltung geworfen und sich im übrigen mit dem Champagner beschäftigt hatte, gähnte laut, stand auf und ging mit Arkadij fort, ohne sich von der Hausfrau zu verabschieden. Sitnikow stürzte ihnen nach.
»Nun? Nicht wahr, nicht wahr?« fragte er und hüpfte in sklavischer Ergebenheit um Basarow und Arkadij herum, »habe ich es Ihnen nicht gesagt: eine außerordentliche Persönlichkeit! Solche Frauen müßten wir mehr haben! In ihrer Art ist sie eine Erscheinung von großer sittlicher Höhe.«
»Und diese Anstalt deines Vaters ist wohl auch eine Erscheinung von großer sittlicher Höhe?« sagte Basarow und deutete mit dem Zeigefinger auf die Schenke, an der sie gerade vorübergingen.
Sitnikow ließ wieder sein kreischendes Lachen hören. Er schämte sich seiner Herkunft sehr und wußte jetzt nicht, ob er sich geschmeichelt oder gekränkt fühlen sollte, weil Basarow ihn plötzlich »du« genannt hatte.

XIV

EINIGE TAGE DARAUF WAR DER BALL BEIM GOUverneur. Matwej Iljitsch war durchaus der Held des Festes, und der Gouvernementsadelsmarschall erklärte einem jeden, er sei nur ihm zu Ehren hergekommen. Der Gouverneur dagegen war sogar auf dem Ball völlig im Dienst, er rührte sich nicht von der Stelle und es war, als entwerfe er im stillen eine Verfügung nach der anderen.
Matwej Iljitschs Leutseligkeit konnte sich nur noch

mit der majestätischen Erhabenheit seiner Formen messen. Er hatte für jeden ein freundliches Wort, für den einen mit einer Nuance von Ekel, für den anderen mit einer Nuance von Hochschätzung; en vrai chevalier français zerschmolz er vor den Damen in Liebenswürdigkeiten und lachte unaufhörlich sein lautes, klangvolles, von keinem Widerhall begleitetes Lachen, wie es einem Mann in seiner Stellung zukam. Er klopfte Arkadij auf den Rücken, nannte ihn laut »mein lieber Neffe«, würdigte den in einen nicht mehr ganz neuen Frack gekleideten Basarow eines zerstreuten, aber huldvollen Seitenblickes und eines undeutlichen, aber liebenswürdigen Gemurmels, aus dem nur »ich« und » . . . ßerordentlich« herauszuhören war. Sitnikow reichte er einen Finger und lächelte ihm zu, hatte das Gesicht dabei aber bereits jemand anders zugewandt. Selbst zur Kukschina, die ohne Krinoline und in unsauberen Handschuhen, aber mit einem Paradiesvogel im Haar, erschienen war – selbst zur Kukschina sagte er »enchanté«. Es waren sehr viele Gäste da, und an Kavalieren herrschte kein Mangel; die Zivilisten drückten sich meist an den Wänden herum, aber die Offiziere tanzten eifrig, besonders einer, der sechs Wochen in Paris gewesen war und sich dort allerhand verwegene Interjektionen wie »zut«, »Ah fichtrrre«, »pst, pst, mon bibi« usw. angeeignet hatte. Er sprach sie mit vollendetem, echt Pariser »Schick« aus und sagte dabei »si j'aurais« statt »si j'avais«, brauchte »absolument« im Sinne von »unbedingt«, kurz, er bediente sich jener großrussisch-französischen Redeweise, über die die Franzosen so lachen, wenn sie nicht gerade gezwungen sind, unsereinem zu versichern, daß wir ihre Muttersprache sprechen wie die Engel, »comme des anges«.
Arkadij tanzte schlecht, wie wir wissen, und Basarow tanzte überhaupt nicht. Beide hatten sich in eine Ecke zurückgezogen und Sitnikow hatte sich

zu ihnen gesellt. Er hatte eine spöttisch-verächtlich
Miene angenommen, ließ ab und zu eine giftige Be
merkung fallen, sah sich herausfordernd um un
genoß offensichtlich ein reines Vergnügen. Plötzlich
veränderte sich sein Gesichtsausdruck, er wandt
sich zu Arkadij und sagte, wie es schien, ein wenig
verwirrt: »Da kommt die Odinzowa.«
Arkadij sah hin und erblickte in der Nähe der Saal
tür eine hochgewachsene Frau im schwarzen Kleide
Die Würde ihrer Haltung machte einen großen Ein
druck auf ihn. Die entblößten Arme lagen anmutig
an der schlanken Taille und ebenso anmutig hinge
einige zarte Fuchsienzweige von dem glänzenden Haa
auf die abfallenden Schultern herab. Die hellen Auge
sahen unter der leicht vorspringenden, weißen Stir
ruhig und klug hervor, und zwar im eigentliche
Sinne ruhig und nicht nachdenklich, und um die
Lippen lag ein kaum merkliches Lächeln. Auf ihrem
Gesicht lag etwas wie der Widerschein einer freund
lichen und milden Kraft.
»Sie kennen sie doch?« fragte Arkadij Sitnikow.
»Sogar sehr gut. Soll ich Sie vorstellen?«
»Bitte . . . nach dieser Quadrille.«
Auch Basarow war auf die Odinzowa aufmerksam ge
worden.
»Was ist denn das für eine Erscheinung?« meinte
er. »Das ist ja etwas ganz anderes als die übrigen Wei
ber.«
Sie warteten das Ende der Quadrille ab, dann führte
Sitnikow Arkadij zur Odinzowa. Es hatte aber den
Anschein, als sei er mit ihr doch nicht so sehr ge
nau bekannt, er verhaspelte sich in seinen Worten
und sie sah ihn ein wenig erstaunt an. Aber ihr Ge
sicht nahm einen erfreuten Ausdruck an, als sie Ar
kadijs Familiennamen hörte, und sie fragte ihn, ob
er nicht der Sohn von Nikolai Petrowitsch sei.
»Gewiß.«

»Ich habe Ihren Herrn Vater zweimal gesehen, und habe viel von ihm gehört,« fuhr sie fort, »ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen.«
In diesem Augenblick flog irgendein Adjutant auf sie zu und bat sie um die Quadrille. Sie nahm an.
»Tanzen Sie denn?« fragte Arkadij respektvoll.
»Ja. Warum glaubten Sie denn, ich tanze nicht? Komme ich Ihnen vielleicht schon zu alt dazu vor?«
»Aber ich bitte Sie! Wie sollte ich ... Aber in diesem Falle möchte ich Sie um die Masurka bitten.«
Die Odinzowa lächelte freundlich.
»Bitte sehr«, sagte sie und sah Arkadij an, nicht gerade von oben herab, aber doch so, wie verheiratete Schwestern ihre jüngeren Brüder ansehen.
Die Odinzowa war ein wenig älter als Arkadij, sie ging schon ins neunundzwanzigste Jahr, aber er kam sich neben ihr wie ein Schüler oder ganz junger Student vor, als sei der Altersunterschied zwischen ihnen ein viel größerer. Matwej Iljitsch kam mit majestätischer Miene und untertänigen Redensarten auf sie zu. Arkadij trat zur Seite, sah sie aber immer noch aufmerksam an und konnte auch während der Quadrille kein Auge von ihr verwenden. Sie unterhielt sich mit ihrem Tänzer ebenso ungezwungen wie mit Matwej Iljitsch, machte dabei einige leichte Bewegungen mit dem Kopf und den Augen und ließ zweimal ein leises Lachen hören. Ihre Nase war ein wenig dick – wie die der meisten Russinnen – und ihre Gesichtsfarbe nicht ganz rein, gleichwohl war Arkadij sich darüber klar, daß er noch nie eine so schöne Frau gesehen hatte. Der Klang ihrer Stimme wollte ihm nicht aus den Ohren; es war, als lägen selbst die Falten des Kleides bei ihr anders als bei den übrigen, straffer und leichter zugleich, und ihre Bewegungen waren gleichzeitig getragen und natürlich.
Arkadij empfand eine gewisse Zaghaftigkeit, als er sich bei den ersten Klängen der Masurka neben seine

Dame setzte. Er wollte ein Gespräch mit ihr anknüp-
fen, aber er fuhr sich nur mit der Hand über die
Haare und fand nicht ein einziges Wort. Aber seine
Zaghaftigkeit und Aufregung hielten nicht lange an.
die Ruhe der Odinzowa teilte sich ihm mit, und es
war noch keine Viertelstunde vergangen, als er schon
frei und ungezwungen von seinem Vater, seinem On-
kel, von seinem Leben in Petersburg und auf dem
Lande erzählte. Die Odinzowa hörte ihm mit höf-
licher Aufmerksamkeit zu und öffnete und schloß
dabei spielerisch ihren Fächer. Ihre Plauderei wurde
dazwischen unterbrochen, wenn ein Kavalier sie en-
gagierte, was Sitnikow unter anderen zweimal tat.
Sie kehrte zurück, nahm wieder Platz, ergriff ihren
Fächer, und ihre Brust atmete nicht einmal schnel-
ler, Arkadij begann wieder zu plaudern, ließ seine
Blicke auf ihren Augen, ihrer schönen Stirn, ihrem
ganzen anmutigen, klugen und bedeutenden Gesicht
ruhen und war ganz erfüllt von dem Glück, ihr nahe
sein und mit ihr sprechen zu dürfen. Sie selbst sagte
nicht viel, aber aus ihren wenigen Worten sprach
tiefe Kenntnis des Lebens, und Arkadij schloß aus
einigen ihrer Bemerkungen, daß diese junge Frau
schon vieles durchgemacht und durchdacht haben
müßte.
»Mit wem standen Sie vorhin zusammen?« fragte
sie ihn, »als Herr Sitnikow Sie zu mir führte?«
»Sie haben ihn also bemerkt?« fragte Arkadij sei-
nerseits. »Nicht wahr, er hat ein fabelhaftes Gesicht?
Das ist ein Freund von mir, ein gewisser Basarow.«
Und Arkadij begann von »seinem Freunde« zu er-
zählen.
Er sprach so ausführlich und mit solcher Begeiste-
rung von ihm, daß die Odinzowa sich nach ihm um-
wandte und ihn aufmerksam ansah. Unterdessen nä-
herte die Masurka sich ihrem Ende. Arkadij tat es
leid, sich von seiner Dame trennen zu müssen, e

hatte eine so schöne Stunde mit ihr verbracht! Freilich hatte er während dieser ganzen Zeit beständig ein Gefühl gehabt, als lasse sie sich zu ihm herab und als sei er ihr deswegen Dank schuldig ... aber junge Herzen tragen nicht schwer an solchen Empfindungen.

Die Musik verstummte.

»Merci«, sagte die Odinzowa und stand auf. »Sie haben mir versprochen, mich zu besuchen, bringen Sie dann doch Ihren Freund mit. Ich möchte doch gern den Menschen kennenlernen, der kühn genug ist, um an nichts zu glauben.«

Der Gouverneur trat auf die Odinzowa zu, erklärte, das Abendessen sei bereit, und reichte ihr mit seiner Amtsmiene den Arm. Im Weggehen wandte sie noch einmal den Kopf, um Arkadij ein letztes Mal zuzulächeln und zuzunicken. Er verbeugte sich tief, sah ihr nach – wie schlank und wohlgebaut erschien ihm ihre vom matten Schimmer der schwarzen Seide umflossene Gestalt! – dachte: »In diesem Augenblick hat sie schon vergessen, daß ich überhaupt auf der Welt bin« und empfand dabei in seinem Innern ein süßes Gefühl demütiger Entsagung ...

»Nun?« fragte Basarow, als Arkadij wieder zu ihm in seine Ecke zurückgekehrt war. »Hast du dich gut amüsiert? Mir hat eben ein Herr gesagt, diese Dame sei – oh, oh, oh! Aber anscheinend war dieser Herr selbst ein Dummkopf. Nun, und was meinst du dazu, ist sie wirklich oh, oh, oh?«

»Ich verstehe diese Definition nicht ganz«, antwortete Arkadij.

»Ach, geh doch! So ein kleines Unschuldslamm!«

»Dann verstehe ich deinen Herren nicht. Die Odinzowa ist reizend, da ist nichts zu sagen, aber sie hat in ihrer ganzen Haltung etwas so Kaltes und Strenges, daß ...«

»Stille Wasser ... du weißt doch!« antwortete Ba-

sarow. »Du sagst, sie sei kalt. Aber gerade darin kann ein besonderer Reiz liegen. Du magst doch sicher Gefrorenes!«
»Vielleicht,« brummte Arkadij, »darüber habe ich kein Urteil. Sie möchte dich kennenlernen und hat mich gebeten, dich zu ihr zu bringen.«
»Ich kann mir vorstellen, was du ihr von mir für eine Beschreibung geliefert hast! Gut, bringe mich hin. Was sie auch sein mag, ob einfach eine Provinzlöwin oder eine ‚émancipée' vom Schlage der Kukschina, – auf jeden Fall hat sie Schultern, wie ich lange keine gesehen habe.«
Arkadij fühlte sich von Basarows zynischer Äußerung unangenehm berührt, aber – was ja häufig vorkommt – er griff seinen Freund nicht wegen der Äußerung an, die ihm mißfallen hatte, sondern wegen etwas anderem.
»Warum willst du den Frauen nicht die Freiheit des Denkens zugestehen?« fragte er halblaut.
»Das will ich deswegen, Brüderchen, weil nach meinen Erfahrungen von dieser Freiheit des Denkens nur die allerhäßlichsten Frauen Gebrauch machen.«
Damit hatte ihr Gespräch ein Ende. Die beiden jungen Leute brachen unmittelbar nach dem Essen auf. Die Kukschina lachte mit nervöser Gereiztheit, aber zugleich ein wenig ängstlich, hinter ihnen her: ihre Eitelkeit war aufs tiefste getroffen, weil keiner von beiden sich auch nur im geringsten um sie gekümmert hatte. Sie blieb bis ganz zuletzt und tanzte noch um vier Uhr morgens eine Polka-Masurka auf Pariser Art mit Sitnikow. Mit diesem erbaulichen Schauspiel schloß das Fest beim Gouverneur.

XV

»SEHEN WIR ALSO, ZU WELCHER GATTUNG VON Säugetieren diese Dame gehört«, sagte Basarow am folgenden Tage zu Arkadij, als sie zusammen die Treppe des Gasthauses emporstiegen, in dem die Odinzowa Wohnung genommen hatte. »Ich habe so eine Witterung in der Nase, als sei da irgendetwas nicht in Ordnung.«

»Wahrhaftig, ich wundere mich über dich!« rief Arkadij aus. »Wie? Du, du, Basarow, du hältst dich plötzlich zu jener engherzigen Moral, die . . .«

»Du bist wirklich komisch«, unterbrach ihn Basarow nachlässig. »Weißt du noch nicht, daß in unserer Sprache und für unsereinen so ein ‚nicht in Ordnung' gerade ‚in Ordnung' bedeutet. Da gibt es was zu holen, bedeutet es. Hast du nicht selbst heute gesagt, sie sei eine so merkwürdige Ehe eingegangen – obwohl es meiner Meinung nach gar nichts Merkwürdiges, sondern etwas sehr Vernünftiges ist, einen reichen alten Mann zu heiraten. Auf den Stadtklatsch gebe ich gar nichts; aber der Gedanke ergötzt mich, wie unser gebildeter Gouverneur sich ausdrückt, daß dieser Klatsch recht haben könnte.«

Arkadij gab keine Antwort und klopfte an die Zimmertür. Ein junger Diener in Livree führte die beiden Freunde in ein großes Zimmer, das wie alle Räumlichkeiten in russischen Gasthöfen schlecht möbliert, dafür aber mit Blumen geschmückt war. Bald darauf kam auch die Odinzowa selbst in einem einfachen Morgenkleid; im Licht der Frühlingssonne erschien sie noch jünger als gestern. Arkadij stellte ihr Basarow vor und bemerkte mit geheimem Erstaunen, daß er verwirrt schien, während die Odinzowa ebenso ruhig war wie am Tage zuvor. Basarow selbst empfand seine Verlegenheit und ärgerte sich über sie. »Das ist das Richtige! – Sich von einem Frauen-

zimmer ins Bockshorn jagen zu lassen!« dachte er, räkelte sich in seinem Sessel, wie es Sitnikow auch nicht besser gekonnt hätte, und sprach mit übertriebener Ungezwungenheit, während die Odinzowa ihre klaren Augen nicht von seinem Gesicht verwandte.

Anna Sergejewna Odinzowa war die Tochter des durch seine Schönheit, seine etwas zweifelhaften Geldgeschäfte und seine Spielleidenschaft bekannten Sergej Nikolajewitsch Loktjew, der es fertiggebracht hatte, fünfzehn Jahre hindurch in Petersburg und Moskau mit Hilfe nicht ganz einwandfreier Gewinne ein breites und geräuschvolles Leben zu führen, dann alles im Spiel verlor und notgedrungen aufs Land zog, wo er übrigens bald darauf starb. Seinen beiden Töchtern, der zwanzigjährigen Anna und der zwölfjährigen Katerina hinterließ er ein winziges Vermögen. Ihre Mutter, die aus der verarmten fürstlichen Familie Ch. stammte, war bereits in Petersburg gestorben, zu einer Zeit, in der ihr Mann noch durchaus obenauf war. Anna geriet durch den Tod des Vaters in eine sehr schwere Lage. Die glänzende Erziehung, die sie in Petersburg erhalten hatte, war nicht die richtige Vorbereitung auf die landwirtschaftlichen und häuslichen Sorgen, auf das öde und stille Leben gewesen, das sie auf dem Lande erwartete. Sie kannte nicht einen einzigen Menschen in der ganzen Umgegend und hatte niemand, mit dem sie sich hätte beraten können. Ihr Vater hatte jeden Verkehr mit den Nachbarn aus dem Wege zu gehen gesucht; er hatte sie, sie hatten ihn verachtet, ein jeder auf seine Weise. Sie verlor aber nicht den Kopf, schrieb an eine Schwester ihrer Mutter, die Prinzessin Awdotja Stepanowna Ch., eine boshafte und hochnäsige Alte und bat sie, zu ihr zu ziehen. Sie kam, ließ sich im Hause der Nichte nieder, richtete sich in den besten Zimmern ein, zankte und keifte vom Morgen bis zum Abend und ging sogar im Garten

nicht anders spazieren als in Begleitung des einzigen Leibeigenen, den sie besaß, eines mürrischen Lakaien in verschossener, erbsenfarbener Livree mit blauen Aufschlägen und mit einem Dreispitz auf dem Kopf. Anna ertrug geduldig alle Launen ihrer Tante, beschäftigte sich in aller Ruhe mit der Erziehung ihrer Schwester, und es schien, als habe sie sich schon mit dem Gedanken abgefunden, in diesem verlorenen Winkel langsam dahinzuwelken ... Aber das Schicksal wollte es anders. Zufällig lernte ein gewisser Odinzow sie kennen, ein sehr reicher, sechsundvierzigjähriger Sonderling und Hypochonder, ein vierschrötiger und sauertöpfischer Mann, übrigens weder dumm noch boshaft. Er verliebte sich in sie und machte ihr einen Antrag. Sie willigte ein, er lebte sechs Jahre mit ihr zusammen, starb dann und hinterließ ihr sein gesamtes Vermögen. Nach seinem Tode blieb Anna Sergejewna zunächst etwa ein Jahr lang auf dem Lande, fuhr dann mit ihrer Schwester ins Ausland, hielt sich aber nur in Deutschland längere Zeit auf, bekam dann Sehnsucht nach Hause und kehrte in ihr geliebtes, vierzig Werst von * * * entferntes Nikolskoje zurück. Dort hatte sie ihr stattliches, reich eingerichtetes Haus und ihren schönen Garten mit Treibhäusern, denn der verstorbene Odinzow hatte es nicht nötig gehabt, sich etwas zu versagen. In die Stadt kam Anna Sergejewna sehr selten, meistens nur in Geschäften und auf kurze Zeit. Sie war im Gouvernement nicht sehr beliebt, und über ihre Heirat war viel gelästert worden. Man erzählte sich allerhand Schauergeschichten von ihr und wollte wissen, sie habe ihrem Vater bei seinen Betrügereien geholfen und ihre Reise ins Ausland habe den Zweck gehabt, gewisse unglückliche Folgen zu verheimlichen ... »Sie verstehen doch, was für welche?« fügten die Nörgler hinzu. »Die ist durch Feuer und Wasser gegangen,« sagten andere, und ein bekannter Pro-

vinzwitzbold pflegte hinzuzusetzen: »und wer weiß, wodurch sonst noch.« All dies Gerede kam ihr zu Ohren, aber es glitt an ihrer freien und energischen Art ab.

Die Odinzowa saß, die Hände übereinandergelegt, weit zurückgelehnt in ihrem Sessel und hörte Basarow zu. Gegen seine Gewohnheit sprach er recht viel und war, wieder zu Arkadijs Erstaunen, sichtlich bemüht, seine Partnerin zu interessieren. Arkadij konnte sich aber nicht darüber klar werden, ob Basarow sein Ziel erreichte. Es war schwer, aus Anna Sergejewnas Gesicht zu erraten, welcher Art ihre Eindrücke waren; es bewahrte immer den gleichen Ausdruck von höflicher und zarter Freundlichkeit, und ihre schönen Augen leuchteten wohl interessiert, aber dieses Leuchten war harmlos und ruhig. Basarows gewaltsame Art hatte sie anfangs unangenehm berührt etwa wie ein schlechter Geruch oder ein kreischendes Geräusch. Dann aber hatte sie sofort gemerkt, daß er aufgeregt war, und das schmeichelte ihr sogar. Unleidlich war ihr nur Banalität, und gerade die hätte niemand Basarow vorwerfen können. Arkadij sollte an diesem Tag aus dem Staunen gar nicht herauskommen. Er hatte erwartet, Basarow würde mit der Odinzowa als einer klugen Frau von seinen Ansichten und Überzeugungen sprechen, und sie selbst hatte ja den Wunsch geäußert, den Menschen zu hören, »der kühn genug ist, um an nichts zu glauben«, aber Basarow plauderte statt dessen über Medizin, über Homöopathie, über Botanik. Es erwies sich, daß die Odinzowa die Zeit in ihrer Einsamkeit genützt hatte: sie hatte manches gute Buch gelesen und sprach ein sehr gutes und korrektes Russisch. Sie brachte das Gespräch auf die Musik, leitete es dann aber, als sie merkte, daß Basarow die Kunst nicht gelten lassen wollte, auf Botanik über, obgleich Arkadij sich gerade über die Bedeutung der

Volksmelodien hatte verbreiten wollen. Die Odinzowa ging mit ihm auch dieses Mal wie mit einem jüngeren Bruder um, es war, als schätze sie an ihm die Gutmütigkeit und Offenherzigkeit der Jugend – aber nicht mehr. Über drei Stunden dauerte diese gemächliche, abwechslungsreiche und belebte Unterhaltung.

Endlich standen die Freunde auf, um sich zu verabschieden. Anna Sergejewna sah sie freundlich an, reichte beiden ihre schöne weiße Hand, besann sich ein wenig und sagte dann mit einem unsicheren, aber von herzlichem Wohlwollen getragenen Lächeln:

»Wenn Sie keine Angst vor Langerweile haben, meine Herren, so kommen Sie doch einmal zu mir nach Nikolskoje.«

»Aber ich bitte Sie, Anna Sergejewna«, rief Arkadij, »ich würde das für ein besonderes Glück . . .«

»Und Sie, Monsieur Basarow?«

Basarow verbeugte sich nur, und jetzt sollte Arkadij sein letztes Wunder erleben: er sah, wie sein Freund rot wurde.

»Nun?« sagte er, als sie auf der Straße standen, »bist du immer noch der Meinung, sie sei oh, oh, oh?«

»Wer weiß! Sie ist wenig aus sich herausgegangen«, antwortete Basarow, schwieg eine Weile und setzte dann hinzu: »Eine Herzogin, eine richtige Herrscherin! Sie müßte nur noch hinten eine Schleppe und auf dem Kopf eine Krone haben!«

»Unsere Herzoginnen sprechen nicht so russisch wie sie«, bemerkte Arkadij.

»Die ist eben durch den Schmelzofen gegangen, Brüderchen, die hat dasselbe Brot gegessen wie unsereiner.«

»Trotzdem ist sie reizend«, meinte Arkadij.

»Was für ein wundervoller Körper!« fuhr Basarow fort. »Den möchte ich gleich in der Anatomie haben.«

»Hör' doch auf, Jewgenij, um Gottes willen! Das ist wirklich unmöglich.«

»Nun, sei nur nicht böse, mein zartbesaiteter Freund! Aber wie gesagt, das ist allererste Qualität. Wir müssen hinfahren.«

»Wann?«

»Vielleicht übermorgen! Was sollen wir hier noch? Champagner bei der Kukschina trinken? Uns die Ergüsse deines Verwandten, des liberalen Würdenträgers, anhören? Fahren wir übermorgen los. Übrigens ist es von da aus auch nicht mehr weit zu dem kleinen Gütchen meines Vaters. Nikolskoje liegt ja an der ***schen Landstraße, nicht wahr?«

»Ja.«

»Optime. Wir brauchen keine Zeit zu verlieren, Zeit verlieren tun nur die Dummköpfe oder – die Allzuschlauen. Ich sage dir: ein wundervoller Körper!«

Drei Tage später fuhren beide Freunde auf der Landstraße nach Nikolskoje dahin. Der Tag war schön und heiter und die Hitze nicht zu arg; die gutgenährten Vorspannpferde wedelten leicht mit den hochgebundenen und geflochtenen Schwänzen und griffen tüchtig aus. Arkadij sah die Straße entlang und lächelte, ohne selbst zu wissen, warum.

»Wünsche mir Glück,« rief Basarow plötzlich, »heute ist der 22. Juni, der Tag meines Namenspatrons. Wollen wir doch einmal sehen, wie er für mich sorgen wird! Heute erwarten sie mich übrigens zu Hause,« setzte er mit gesenkter Stimme hinzu. »Nun mögen sie warten, was liegt daran?«

XVI

DAS HERRENHAUS, IN DEM ANNA SERGEJEWNA wohnte, lag auf einem abschüssigen, freistehenden Hügel, nicht weit von einer steinernen gelbgetünchten Kirche mit grünem Dach, weißen Säulen und einem

im »italienischen Geschmack« gehaltenen Freskogemälde über dem Haupteingang, das die Auferstehung Christi darstellte. Ganz besonders bemerkenswert war durch die Rundlichkeit seiner Konturen ein im Vordergrund lagernder behelmter Krieger von bräunlicher Gesichtsfarbe. Hinter der Kirche zog sich in zwei Häuserreihen ein langgestrecktes Dorf hin, über dessen Strohdächer man ab und zu Schornsteine emporragen sah. Das Herrenhaus war im gleichen Stil erbaut wie die Kirche, in jenem Stil, der bei uns unter dem Namen des »Alexanderstils« bekannt ist. Das Haus war ebenfalls gelbgetüncht, hatte ein grünes Dach und einen weißen Säulenvorbau und ein Wappen an der Frontseite. Ein Provinzarchitekt hatte beide Gebäude zur vollen Zufriedenheit des seligen Odinzow aufgeführt, der, wie er sich ausdrückte, hohle und willkürliche Neuerungen nicht ausstehen konnte. Zu beiden Seiten des Hauses reckten sich die dunklen Bäume des alten Gartens auf, und eine Allee geschorener Fichten führte auf die Auffahrt zu.

Unsere Freunde wurden im Vorzimmer von zwei stämmigen, livrierten Lakaien empfangen. Der eine von ihnen stürzte gleich davon, um den Haushofmeister zu holen. Der Haushofmeister, ein dicker Mann im schwarzen Frack, erschien unverzüglich und geleitete die Gäste über eine teppichbelegte Treppe in das für sie bestimmte Zimmer, in dem schon zwei Betten mit allem Toilettenzubehör standen. Man merkte gleich, daß in diesem Hause Ordnung herrschte: alles war sauber, über allem lagert ein Geruch von Würde und Schicklichkeit wie in den Empfangsräumen eines Ministers.

»Anna Sergejewna lassen bitten, sich in einer halben Stunde zu ihr zu bemühen,« meldete der Haushofmeister. »Haben Sie bis dahin noch irgendwelche Befehle?«

»Nein, ehrwürdiger Meister,« antwortete Basarow,

»höchstens, daß Sie die Güte hätten, uns ein Gläschen Schnaps bringen zu lassen.«
»Zu Befehl«, antwortete der Haushofmeister nicht ohne einiges Erstaunen und zog sich stiefelknarrend zurück.
»Was für ein grand-genre!« meinte Basarow. »So nennt man das doch bei Euch? Eine Herzogin, wahrhaftig!«
»Die Herzogin ist gut!« erwiderte Arkadij. »Gleich auf Anhieb lädt sie sich zwei so fabelhafte Aristokraten ein wie wir beide.«
»Besonders ich, ein angehender Doktor, Sohn eines Doktors und Enkel eines Küsters. Du weißt doch, daß ich der Enkel eines Küsters bin?«
»Wie Speranskij*),« setzte Basarow nach einer kurzen Pause mit spöttisch verzogenen Lippen hinzu. »Man kann sagen, was man will, sie hat sich wirklich sehr herrschaftlich eingerichtet. Ach Gott, wie herrschaftlich und prachtvoll hat diese große Dame sich eingerichtet! Müssen wir nicht den Frack anziehen?«
Arkadij zuckte nur die Achseln. Aber auch ihm war etwas befangen zumut.
Eine halbe Stunde später gingen Basarow und Arkadij in den Salon. Es war ein geräumiges, hohes, recht luxuriös, aber ohne besonderen Geschmack eingerichtetes Zimmer. Schwere, kostbare Möbel standen in der üblichen pedantischen Ordnung an den mit zimtfarbenen, goldgemusterten Tapeten bekleideten Wänden; der selige Odinzow hatte sie sich durch seinen Freund und Kommissionär, einen Weinhändler, aus Moskau kommen lassen. Über der Mitte des Diwans hing das Porträt eines aufgedunsenen, blonden Mannes und schien die Gäste nicht gerade sehr freundschaftlich anzusehen.

*) Graf Michail Speranskij (1772—1833), hervorragender russischer Staatsmann, Gelehrter und Publizist.

»Das ist sicher er höchstselbst«, flüsterte Basarow Arkadij zu, zog die Nase kraus und setzte hinzu: »Sollen wir nicht am Ende machen, daß wir wegkommen?«

Aber in diesem Augenblick erschien die Hausherrin. Sie trug ein leichtes Barègekleid; das hinter den Ohren glatt anliegende Haar verlieh ihrem reinen und frischen Gesicht einen mädchenhaften Ausdruck.

»Ich danke Ihnen, daß Sie Wort gehalten haben«, fing sie an. »Lassen Sie es sich bei mir gefallen, es ist wirklich gar nicht so übel hier. Ich werde Sie mit meiner Schwester bekannt machen, sie spielt recht hübsch Fortepiano. Sie, Monsieur Basarow, werden sich daraus freilich nichts machen, aber Sie, Monsieur Kirsanow, lieben sicher Musik. Außer meiner Schwester lebt noch eine alte Tante bei mir im Hause, und ab und zu kommt ein Gutsnachbar zu einer Kartenpartie herüber. Das ist unsere ganze Gesellschaft. Aber wir wollen uns setzen.«

Die Odinzowa hatte diesen kleinen Speech mit einer merkwürdigen, fast ein wenig mechanisch anmutenden Flüssigkeit vorgetragen, gleichsam, als habe sie ihn auswendig gelernt. Nun wandte sie sich Arkadij zu, und es erwies sich, daß ihre Mutter die seinige gekannt hatte und sogar die Vertraute ihrer Liebe zu Nikolai Petrowitsch gewesen war. Arkadij sprach mit warmem Gefühl von der Verstorbenen, und Basarow blätterte unterdessen in einem Album. »Wie zahm und artig ich geworden bin«, dachte er.

Ein hübsches Windspiel mit blauem Halsband kam, laut mit den Klauen auf den Fußboden klopfend, in den Salon gelaufen und gleich hinter ihm erschien ein achtzehnjähriges, schwarzhaariges Mädchen mit etwas rundem, aber angenehmem Gesicht und kleinen dunklen Augen. In den Händen hatte sie einen blumengefüllten Korb.

»Da haben Sie auch meine Katja«, sagte die Odin-

zowa und deutete mit einer Bewegung des Kopfes auf das Mädchen.
Katja setzte sich anmutig neben die Schwester und begann ihre Blumen zu ordnen. Das Windspiel, das auf den Namen Fifi hörte, kam schweifwedelnd zu den Gästen und rieb seine kalte Schnauze an Basarows und Arkadijs Händen.
»Hast du die alle selbst gepflückt?« fragte die Odinzowa.
»Ja.«
»Kommt die Tante zum Tee?«
»Ja.«
Wenn Katja sprach, hatte sie ein anmutiges, schüchternes und doch offenes Lächeln und sah dabei mit einer Art fröhlichen Ernstes zu ihrem Gegenüber auf. Alles an ihr war jung und frisch: die Stimme, der Flaum auf ihrem Gesicht, die rosigen Hände mit den helleren Stellen auf den Innenflächen, und die ein wenig schmächtigen Schultern ... Sie wurde unaufhörlich rot und atmete hastig.
Die Odinzowa wandte sich an Basarow.
»Sie sehen sich die Bilder ja nur aus Höflichkeit an, Jewgenij Wassilitsch«, nahm sie das Wort. »Das interessiert Sie doch gar nicht. Kommen Sie lieber zu uns und lassen Sie uns über irgend etwas streiten.«
Basarow rückte näher.
»Worüber? Befehlen Sie.«
»Worüber Sie wollen. Aber ich warne Sie, ich bin sehr rechthaberisch.«
»Wirklich?«
»Ja, warum wundert Sie das?«
»Weil Sie, soviel ich es beurteilen kann, eine ruhige und kalte Natur sind, und wer streiten will, muß sich hinreißen lassen können.«
»Wie haben Sie es denn fertig gebracht, mich in so kurzer Zeit kennenzulernen? Erstens bin ich ungeduldig und hartnäckig, da brauchen Sie nur Katja

zu fragen, und zweitens lasse ich mich sehr leicht hinreißen.«
Basarow sah Anna Sergejewna aufmerksam an.
»Vielleicht, Sie müssen das ja besser wissen. Also Sie wünschen sich mit mir zu streiten – bitte sehr. Ich sah mir in Ihrem Album Ansichten von der Sächsischen Schweiz an, und Sie meinten, das könne mich doch gar nicht interessieren. Sie sagten das, weil Sie bei mir keinen Sinn für Kunst voraussetzen – ja, und den habe ich tatsächlich nicht. Aber diese Ansichten konnten mich ja auch vom geologischen Standpunkt aus fesseln, zum Beispiel, was die Gebirgsformationen angeht.«
»Entschuldigen Sie, gerade als Geologe müßten Sie doch eher zu einem Buch, zu einem Spezialwerk greifen als zu Zeichnungen.«
»Eine Zeichnung stellt mir das mit einem Male anschaulich vor Augen, was in einem Buch auf ganzen zehn Seiten beschrieben wird.«
Anna Sergejewna schwieg eine Zeitlang.
»Und Sie haben also nicht ein kleines Fünkchen Kunstsinn?« meinte sie, stützte die Ellbogen auf den Tisch und näherte auf diese Weise ihr Gesicht Basarow. »Aber wie können Sie denn ohne den leben?«
»Wozu brauche ich ihn denn, wenn ich fragen darf?«
»Und wenn es auch nur dazu wäre, um die Menschen kennenzulernen und zu studieren.«
Basarow lächelte.
»Erstens: wozu hat man denn die Erfahrung, die das Leben gibt? Und zweitens will ich Ihnen sagen, daß es sich überhaupt nicht lohnt, den einzelnen Menschen zu studieren. Alle Menschen sind einander ähnlich, körperlich wie geistig, Gehirn, Milz, Herz, Lungen sind bei allen gleich gebaut, und auch die sogenannten moralischen Eigenschaften sind bei allen die gleichen, kleine Spielarten haben nichts zu bedeuten. Ein Exemplar Mensch reicht hin, um

ein Urteil über alle anderen zu haben. Die Men
schen sind wie Bäume im Wald, kein Botaniker wir
auf den Gedanken kommen, jede Birke einzeln z
studieren.«
Katja, die langsam ihre Blumen zum Kranz ordnete
sah Basarow erstaunt an und wurde bis über di
Ohren rot, als sie seinem scharfen und kecken Blic
begegnete. Anna Sergejewna schüttelte den Kopf.
»Wie Bäume im Walde, meinen Sie. Ihrer Ansich
nach gibt es also keinen Unterschied zwischen einem
dummen und einem klugen, einem guten und einem
schlechten Menschen«, sagte sie.
»Doch, diesen Unterschied gibt es, es ist derselb
wie zwischen einem Kranken und einem Gesunden
Bei einem Schwindsüchtigen befinden sich die Lun
gen in einem anderen Zustande als bei uns, obwoh
sie genau so gebaut sind. Wir wissen ungefähr, wor
auf die körperlichen Erkrankungen zurückzuführen
sind. Und die moralischen Erkrankungen sind au
die schlechte Erziehung zurückzuführen, auf all
die Dummheiten, mit denen man den Menschen di
Köpfe von klein auf vollstopft, auf den unmöglichen
Zustand der Gesellschaft, kurz, bringen Sie die Ge
sellschaft in Ordnung und es wird keine Krankheiten
mehr geben.«
Basarow hatte das alles mit einer Miene vorgebracht
als dächte er im stillen: »Glaube mir oder glaub
mir nicht, mir ist es gleich!« Mit seinen langen Fin
gern fuhr er sich langsam durch den Backenbart
während seine Augen im Zimmer umherglitten.
»Und Sie glauben also,« erwiderte Anna Sergejew
na, »wenn man die Gesellschaft einmal in Ordnung
gebracht hat, dann wird es weder dumme noch schlech
te Menschen mehr geben?«
»Wenigstens wird es bei einer vernünftigen Struk
tur der Gesellschaft ganz gleichgültig sein, ob ein
Mensch dumm oder klug, schlecht oder gut ist.«

»Aha, ich verstehe: alle werden die gleiche Milz haben.«
»Ganz recht, gnädige Frau.«
Die Odinzowa wandte sich an Arkadij.
»Und wie denken Sie darüber, Arkadij Nikolajewitsch?«
»Ich bin durchaus einer Meinung mit Jewgenij«, antwortete dieser.
Katja warf einen raschen Seitenblick auf Arkadij.
»Sie setzen mich in Erstaunen, meine Herren,« sagte die Odinzowa, »aber darüber reden wir noch. Ich höre eben, wie meine Tante zum Tee kommt, und auf deren Ohren müssen wir Rücksicht nehmen.«
Anna Sergejewnas Tante, die Prinzessin Ch., eine magere, kleine Frau, deren Gesicht fast bis zum Umfang einer Faust zusammengeschrumpft war, mit unbeweglichen, boshaften Augen unter der grauen Haartour, trat ins Zimmer, nickte den Gästen flüchtig zu und sank in den breiten, samtbezogenen Lehnstuhl, den außer ihr niemand benutzen durfte. Katja schob ihr ein Bänkchen unter die Füße, die Alte dankte ihr nicht und sah sie nicht einmal an, sondern bewegte nur die Hände unter dem gelben Schal, der fast ihren ganzen verhutzelten Körper einhüllte. Die Prinzessin hatte eine Vorliebe für Gelb und trug selbst an der Haube grellgelbe Bänder.
»Wie haben Sie geschlafen, Tantchen?« fragte die Odinzowa mit sehr lauter Stimme.
»Schon wieder ist dieser Hund hier,« knurrte die Alte zur Antwort, und als sie sah, daß Fifi einige unschlüssige Schritte auf sie zu machte, schrie sie: »Husch! Husch! Willst du hinaus!«
Katja rief Fifi zu sich und öffnete ihr die Tür.
Fifi sprang munter hinaus, in der zuversichtlichen Hoffnung, Katja würde mit ihr spazieren gehen, und fing zu scharren und zu winseln an, als sie sich vor der Tür allein fand. Die Prinzessin runzelte

streng die Brauen, und Katja wollte schon hinaus gehen ...
»Ich glaube, der Tee ist fertig«, sagte die Odinzowa. »Kommen Sie, meine Herren. Tantchen, darf ich bitten?«
Die Prinzessin stand schweigend auf und ging als erste aus dem Salon. Alle folgten ihr ins Eßzimmer. Ein kleiner livrierter Kosak rückte geräuschvoll eine mit Kissen ausgelegten, gleichfalls der Prinzessin allein vorbehaltenen Lehnstuhl ein wenig vom Tisch ab und sie ließ sich nieder. Katja, die den Tee einschenkte, reichte ihr als erster die wappengeschmückte Tasse. Die Alte tat sich Honig in den Tee – Tee mit Zucker zu trinken, hielt sie nicht nur für sündhaft*), sondern auch für teuer, obwohl sie selbst nicht eine Kopeke für ihren Lebensunterhalt auszugeben brauchte – und fragte plötzlich mit ihrer heiseren Stimme:
»Und was schreibt der Fürst Iwan?«
Niemand antwortete. Basarow und Arkadij hatten bald heraus, daß sich trotz des Respekts, mit dem sie behandelt wurde, eigentlich niemand um sie kümmerte. »Man hält sie hier als eine Art Paradestück, weil sie von fürstlichem Blut ist«, dachte Basarow.
Nach dem Tee schlug Anna Sergejewna einen Spaziergang vor, es begann aber leicht zu regnen, und die ganze Gesellschaft mit Ausnahme der Prinzessin kehrte in den Salon zurück. Bald darauf kam der Nachbar, der so gern Karten spielte. Er hieß Porfirij Platonytsch, war ein dicker, grauhaariger Mensch mit kurzen, ein wenig wie Drechslerarbeit wirkenden Beinchen, im übrigen sehr höflich und amüsant. Anna Sergejewna, die sich fast nur mit Basarow unterhielt, fragte ihn, ob er sich nicht nach alter

*) Da zum Raffinieren des Zuckers Knochen verwandt werden, kann eine strenge Auslegung im Genuß des Zuckers eine Übertretung der Fastengebote sehen.

Sitte im Préférence mit ihnen messen wolle. Basarow war einverstanden und meinte, er müsse sich beizeiten auf seine künftige Kreisarztstellung vorbereiten.

»Nehmen Sie sich in acht,« bemerkte Anna Sergejewna, »Porfirij Platonytsch und ich werden Sie schon klein kriegen. Und du, Katja,« setzte sie hinzu, »kannst Arkadij Nikolajewitsch etwas vorspielen, er hat Musik gern, und wir hören auch mit zu.«

Katja ging ein wenig unlustig an das Fortepiano, und Arkadij folgte ihr mit der gleichen Unlust, obwohl er Musik wirklich gern hörte. Es kam ihm so vor, als schicke die Odinzowa ihn fort, und wie bei jedem jungen Menschen in diesem Alter wogte durch sein Herz schon jenes gestaltlose, quälende Gefühl, das der Vorahnung der Liebe gleicht. Katja öffnete das Fortepiano und fragte halblaut, ohne Arkadij anzusehen:

»Was soll ich spielen?«

»Was Sie wollen«, antwortete Arkadij gleichgültig.

»Welche Musik haben Sie am liebsten?« fragte Katja wieder, ohne ihre Haltung zu ändern.

»Klassische«, antwortete Arkadij im gleichen Ton wie vorhin.

»Lieben Sie Mozart?«

»Ja.«

Katja begann Mozarts C-Moll-Phantasie-Sonate. Sie spielte sehr gut, wenn auch ein wenig hart und trocken. Mit zusammengepreßten Lippen und ohne ein Auge von den Noten zu verwenden, saß sie unbeweglich und in sehr gerader Haltung da, und nur zum Schluß der Sonate rötete sich ihr Gesicht und eine kleine Haarsträhne fiel gelöst über ihre dunklen Brauen.

Arkadij hatte besonders der letzte Teil der Sonate gepackt, jener Teil, in dem mitten in der bezaubernden Heiterkeit sorgenlos dahinströmender Klänge plötzlich ein bitteres und fast tragisches Leid durch-

bricht . . . Aber die Gedanken, die Mozarts Musik in ihm wachrief, galten nicht Katja. Wenn er sie ansah, dachte er nur: »Dies Fräulein spielt nicht übel und ist auch selbst gar nicht übel.«

Als die Sonate zu Ende war, fragte Katja, ohne die Hände von den Tasten zu nehmen: »Genug?« Arkadij sagte, er wolle sie nicht weiter bemühen, und begann über Mozart zu sprechen. Er fragte sie, ob sie sich diese Sonate selbst ausgesucht oder ob jemand anders sie ihr empfohlen habe. Aber Katja antwortete ihm nur einsilbig, sie hatte sich gleichsam versteckt, hatte sich in sich selbst zurückgezogen. War das erst einmal geschehen, so ging sie nicht so leicht wieder aus sich heraus, und selbst ihr Gesicht nahm dann einen störrischen, fast stumpfen Ausdruck an. Sie war nicht eigentlich schüchtern, aber mißtrauisch und ein wenig scheu gemacht durch die Erziehungsversuche ihrer Schwester, was diese natürlich nicht ahnte. Schließlich blieb Arkadij in seiner Verlegenheit nichts anderes übrig, als die inzwischen zurückgekehrte Fifi zu sich zu rufen und ihr mit wohlwollendem Lächeln den Kopf zu streicheln. Katja nahm sich wieder ihre Blumen vor.

Basarow hatte inzwischen ein Bête nach dem andern gemacht. Anna Sergejewna spielte meisterhaft Karten, und Porfirij Platonytsch konnte sich ebenfalls sehen lassen. Basarow verlor, zwar nicht sehr bedeutend, aber für ihn dennoch fühlbar.

Beim Abendessen brachte Anna Sergejewna das Gespräch wieder auf Botanik.

»Lassen Sie uns doch morgen früh einen Spaziergang machen,« sagte sie zu ihm, »ich möchte von Ihnen gern die lateinischen Bezeichnungen unserer Feldpflanzen und ihre Eigentümlichkeiten lernen.«

»Wozu brauchen Sie die lateinischen Bezeichnungen?« fragte Basarow.

»Alles muß doch seine Ordnung haben«, antwortete sie

»Was für eine wunderbare Frau, diese Anna Sergejewna!« rief Arkadij aus, als er mit dem Freunde in ihrem gemeinsamen Zimmer allein war.
»Ja,« antwortete Basarow, »ein Frauenzimmer mit Gehirn. Nun, sie hat auch allerhand hinter sich.«
»In welchem Sinn meinst du das, Jewgenij Wassilitsch?«
»Im guten Sinne, im guten, mein Väterchen Arkadij Nikolaitsch! Ich bin überzeugt, daß sie auch ihr Gut ausgezeichnet verwaltet. Aber das eigentliche Wunder – das ist doch nicht sie, sondern ihre Schwester.«
»Wieso? Diese kleine Braune?«
»Ja, diese kleine Braune. Frisch und unberührt und scheu und schweigsam und alles, was du willst. Mit der sollte man sich näher beschäftigen. Aus der ließe sich doch noch etwas machen. Die andere – die ist schon mit allen Wassern gewaschen.«
Arkadij sagte nichts darauf und beide gingen zu Bett, ein jeder mit seinen besonderen Gedanken.
Auch Anna Sergejewna dachte an diesem Abend über ihre Gäste nach. An Basarow gefiel ihr das völlige Fehlen jeder Koketterie und die scharfe Geradheit seines Urteils. Sie war noch keinem Menschen seiner Art begegnet, er war für sie etwas Neues und sie war neugierig.
Anna Sergejewna war ein recht seltsames Wesen. Ohne irgendwelche Vorurteile, sogar ohne ausgeprägte Überzeugungen zu haben, vermochte sie es doch nicht, Zugeständnisse zu machen oder ihren Standpunkt zu verlassen. Sie hatte für vieles ein offenes Auge, sie interessierte sich für vieles und fand doch in nichts ein volles Genügen, und vielleicht war ihr an einem solchen vollen Genügen auch nichts gelegen. Ihr Geist war wißbegierig und gleichgültig zugleich, ihre Zweifel verstummten nie so ganz, daß sie sie hätte vergessen können, und schwollen doch

nie so an, daß sie sie zu beunruhigen vermocht hätte
Wenn sie nicht reich und unabhängig gewesen wär
hätte sie sich vielleicht in den Strudel gestürzt, hätt
die Leidenschaft kennengelernt . . . Aber das Lebe
floß ihr leicht dahin, wenn sie sich auch mitunte
langweilte, und so brachte sie einen Tag nach der
anderen hin, war nie in Eile und nur selten erreg
Leuchtend bunte Bilder flammten dazwischen auc
vor ihren Augen auf, aber wenn sie zerstoben waren
fand sie ihre Ruhe wieder und empfand kein Be
dauern darüber. Ihre Einbildungskraft schweifte so
gar über die Grenzen dessen hinaus, was nach der
Gesetzen der landläufigen Moral als erlaubt gilt; abe
auch dann rollte das Blut noch gleichmäßig wie zu
vor durch ihren wundervoll harmonischen und ruhi
gen Körper. Manchmal, wenn sie aus ihrem wohl
riechenden Bade stieg, warm und mit einem Gefüh
zärtlicher Weichheit im ganzen Körper, dann dachte
sie über die Inhaltslosigkeit, über die Leere, die Müh
sal und Niedertracht des Lebens nach . . . Und dann
erwacht plötzlich in ihrer Seele ein kühnes Aufbe
gehren, ein edler Schwung lodert auf – aber dann
kommt ein Zugwind durch das halbgeöffnete Fenster
und Anna Sergejewna schauert zusammen, sie schilt
sie ist beinahe zornig und hat in diesem Augenblick
nur noch den einzigen Wunsch, daß dieser wider
wärtige Zug aufhören soll.
Wie alle Frauen, denen es nicht beschieden ist, in
Liebe zu kommen, wünschte sie sich unaufhörlich
etwas, ohne selbst zu wissen, was es war. Und eigent
lich wünschte sie gar nichts, wenn es ihr selbst auch
so schien, als wünsche sie alles. Den seligen Odin
zow hatte sie kaum zu ertragen vermocht – sie hatte
ihn aus Gründen der Vernunft geheiratet, obwohl
sie wahrscheinlich nie seine Frau geworden wäre,
wenn sie ihn nicht für einen anständigen Menschen
gehalten hätte – und daher stammte ihre geheime

Abneigung gegen alle Männer, die ihr als unsoignierte, schwerfällige, träge Wesen von kraftloser Zudringlichkeit erschienen. Einmal war sie irgendwo im Auslande einem jungen, hübschen Schweden mit ritterlichem Gesichtsausdruck, ehrlichen blauen Augen und offener Stirn begegnet; er hatte einen starken Eindruck auf sie gemacht, aber das hinderte sie nicht, nach Rußland zurückzukehren.

»Ein merkwürdiger Mensch ist doch dieser Doktor«, dachte sie, während sie unter der leichten Seidendecke auf den spitzenbesetzten Kissen ihres prächtigen Bettes lag ... Anna Sergejewna hatte von ihrem Vater einen Teil seines Hanges zum Luxus geerbt. Sie hatte ihren schlimmen und dabei doch so guten Vater sehr geliebt, und er hatte sie vergöttert, mit ihr freundschaftlich und fast wie mit einer Erwachsenen gescherzt, hatte ihr sein ganzes Vertrauen geschenkt und sich oft mit ihr beraten. Ihrer Mutter erinnerte sie sich kaum.

»Ein merkwürdiger Mensch, dieser Doktor!« wiederholte sie. Sie dehnte sich, lächelte und schob die Hände unter den Kopf. Sie überflog noch zwei Seiten eines albernen französischen Romans, ließ dann das Buch fallen und schlief ein – rein und kalt, im reinen, duftigen Weiß ihres Bettes.

Am nächsten Morgen ging Anna Sergejewna gleich nach dem Frühstück mit Basarow botanisieren und kam erst kurz vor Tisch zurück. Arkadij war überhaupt nicht fortgewesen und hatte etwa eine Stunde mit Katja verbracht. Er hatte sich in ihrer Gesellschaft nicht gelangweilt und sie hatte sich erboten, ihm die Sonate von gestern noch einmal vorzuspielen – aber als die Odinzowa endlich zurückkam, als er sie sah, da krampfte sich ihm augenblicklich das Herz zusammen ... Sie kam mit einem etwas müden Gang durch den Garten, ihre Wangen glühten und die Augen glänzten unter dem runden Stroh-

hut noch heller als sonst. Sie drehte den dünnen Ste
gel einer Feldblume zwischen den Fingern hin u
her, eine leichte Mantille fiel ihr bis auf die E
bogen herab und die breiten, grauen Bänder des H
tes schmiegten sich an ihre Brust. Basarow ging hi
ter ihr, selbstbewußt und nachlässig wie immer, ab
der Ausdruck seines Gesichts wollte, obwohl er ve
gnügt und sogar freundlich war, Arkadij nicht g
fallen. »Guten Morgen«, murmelte Basarow dur
die Zähne und ging in sein Zimmer, während d
Odinzowa Arkadij ebenfalls zerstreut die Hand reich
und dann weiterging.
»Guten Morgen?« dachte Arkadij. »Haben wir u
denn heute noch gar nicht gesehen?«

XVII

DIE ZEIT FLIEGT, WIE MAN WEISS, MANCHMA
wie ein Vogel dahin, und kriecht ein anderes M
wie ein Wurm; aber am wohlsten fühlt sich d
Mensch, wenn er überhaupt nicht merkt, ob s
schnell oder langsam hingeht. Und gerade in diese
Zustande verbrachten Arkadij und Basarow etwa vie
zehn Tage bei der Odinzowa. Dazu mochte auch d
Ordnung beitragen, die im Hause wie in der ga
zen Lebensweise der Odinzowa herrschte. Sie selb
hielt sich streng an diese Ordnung und nötigte au
die anderen, sich ihr zu unterwerfen. Alles, was i
Laufe des Tages vor sich ging, geschah zu seiner b
stimmten Zeit. Morgens versammelte sich die gan
Gesellschaft um Punkt acht Uhr am Teetisch; b
zum Frühstück tat dann jeder, was er wollte, die Hau
herrin selbst hatte mit dem Verwalter, mit dem Hau
hofmeister, mit der Beschließerin zu tun. Vor de
Essen kam die Gesellschaft dann wieder zusamme
um zu plaudern oder zu lesen und der Abend w
dem Spazierengehen, dem Kartenspiel, der Musik g

widmet. Um halb elf zog Anna Sergejewna sich in ihr Zimmer zurück, traf noch einige Anordnungen für den folgenden Tag und ging zu Bett. Basarow mißfiel diese gemessene, ein wenig feierliche Regelmäßigkeit des täglichen Lebens. »Man gleitet wie auf Schienen dahin«, pflegte er zu sagen. Dazu beleidigten die livrierten Lakaien, der zeremoniöse Haushofmeister sein demokratisches Gefühl. Er fand, wenn man es überhaupt schon soweit trieb, dann müsse man eigentlich auch nach englischer Sitte in Frack und weißer Binde zum Essen erscheinen. Einmal äußerte er sich Anna Sergejewna gegenüber in diesem Sinne: denn ihr gegenüber konnte jeder seine Meinung ohne Umschweife aussprechen. Sie hörte ihn an, sagte: »Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie recht, und vielleicht bin ich in diesem Fall ein wenig ‚gnädige Frau'. Aber auf dem Lande kann man ohne eine geregelte Tageseinteilung nicht leben, sonst erstickt einen die Langeweile«, und behielt ihre Lebensweise bei. Basarow knurrte zwar, aber wenn das Leben für ihn und Arkadij bei der Odinzowa so leicht und angenehm dahinfloß, so lag es gerade daran, daß eben in ihrem Hause alles »wie auf Schienen rollte«. Bei alledem war mit beiden jungen Leuten schon in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in Nikolskoje eine gewisse Veränderung vorgegangen. Was Basarow anging, dem Anna Sergejewna offenbar ganz besonders wohlwollte, obgleich sie nur selten mit ihm übereinstimmte, so sprach aus seinem ganzen Wesen eine Unruhe, die früher undenkbar gewesen wäre; er war leicht reizbar, sprach ungern, sah böse vor sich hin und konnte es vor Ungeduld nicht lange auf einem Fleck aushalten. Arkadij, der sich endgültig darüber klar geworden war, daß er die Odinzowa liebte, überließ sich einer stillen Schwermut. Diese Schwermut hinderte ihn übrigens nicht, sich Katja zu nähern, sie machte es ihm sogar leichter,

ein freundschaftliches und warmes Verhältnis zu ihr zu finden. »Sie schätzt mich nicht! Mag es sein! Aber dieses gute Geschöpf stößt mich nicht zurück«, dachte er, und aufs neue kostete sein Herz die Süßigkeit großmütiger Entsagung. Katja fühlte dunkel, daß er im Umgang mit ihr irgendeinen Trost suchte, und versagte weder ihm noch sich selbst das unschuldsvolle Vergnügen einer halb verschämten, halb zutraulichen Freundschaft. Wenn Anna Sergejawna dabei war, sprachen sie wenig miteinander: Katja wurde unter dem scharfen Blick der Schwester immer ein wenig befangen, während Arkadij, wie es ja das gute Recht jedes Verliebten ist, in Gegenwart der Angebeteten für nichts anderes Sinn hatte; aber eigentlich wohl war ihm doch nur, wenn er mit Katja allein war. Er fühlte, daß er nicht imstande war, die Odinzowa zu fesseln, er war verwirrt und verlegen, sobald er mit ihr allein war, und sie wußte nicht recht, worüber sie mit ihm reden sollte; er war noch zu jung für sie. Dagegen fühlte Arkadij sich bei Katja wie zu Hause, er war freundlich und rücksichtsvoll zu ihr, er hinderte sie nicht, ihm die Eindrücke wiederzugeben, die Musik, Lektüre, Erzählungen und Gedichte oder ähnliche Albernheiten in ihr wachriefen, und er merkte selbst nicht einmal oder gestand es sich nicht ein, daß diese Albernheiten anfingen, auch ihn zu beschäftigen. Und Katja wiederum hinderte ihn nicht, seiner Schwermut nachzuhängen. Arkadij fühlte sich wohl in Katjas, die Odinzowa in Basarows Gegenwart, und darum fügte es sich meistens so, daß beide Paare, nachdem man eine Weile zusammengewesen war, in verschiedenen Richtungen auseinandergingen, besonders zur Zeit, in der gewöhnlich spazieren gegangen wurde. Katja liebte die Natur sehr, und Arkadij liebte sie auch, wenn er es sich auch nicht zuzugeben wagte. Die Odinzowa war der Natur gegenüber recht gleichgül-

tig, ebenso wie Basarow. Der Umstand, daß die Freunde so wenig zusammen waren, blieb nicht ohne Folgen, und ihr gegenseitiges Verhältnis wurde ein anderes. Basarow sprach mit Arkadij nicht mehr über die Odinzowa, und schalt nicht einmal mehr auf ihre »aristokratischen Angewohnheiten«; Katja pries er allerdings noch ebenso wie früher und riet Arkadij nur, ihre sentimentalen Neigungen einzudämmen, aber diese Lobreden waren hastig und kurz, seine Ratschläge trocken, und überhaupt sprach er mit Arkadij viel weniger als früher . . . fast war es, als suchte er ihm aus dem Wege zu gehen, als schämte er sich vor ihm . . .

Arkadij bemerkte das alles wohl, aber er behielt seine Beobachtungen für sich.

Die eigentliche Ursache aller dieser Veränderungen war das Gefühl, das die Odinzowa Basarow einflößte, ein Gefühl, das ihn selbst quälte und erbitterte und von dem er sich mit verächtlichem Lachen und zynischen Schmähreden losgesagt hätte, wenn ihn jemand auch nur ganz entfernt auf die Möglichkeit dessen hingewiesen hätte, was in ihm vorging. Basarow war ein großer Freund des weiblichen Geschlechts und weiblicher Schönheit, aber die Liebe im idealen, oder wie er es nannte im romantischen Sinne erklärte er für Unsinn, für eine unverzeihliche Narrheit, hielt ritterliche Gefühle für etwas Ähnliches wie körperliche Verunstaltungen oder Krankheiten und äußerte mehr als einmal sein Erstaunen darüber, daß man nicht Toggenburg mitsamt allen Minnesängern und Troubadouren ins Irrenhaus gesperrt habe. »Wenn dir eine Frau gefällt,« pflegte er zu sagen, »so sieh zu, daß du zum Ziele kommst. Geht es nicht – nun, so tut es auch nichts, mache dich von ihr los, die Welt ist groß genug.« Die Odinzowa gefiel ihm: die Gerüchte, die über sie umliefen, die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Denkens,

ihre ausgesprochene Vorliebe für ihn, alles das sprach bei ihm zu ihren Gunsten. Er begriff bald, daß man bei ihr »nicht zum Ziele kam«, aber sich von ihr loszumachen, vermochte er zu seinem eigenen Erstaunen nicht. Sein Blut flammte auf, wenn er nur an sie dachte. Mit seinem Blut wäre er leicht fertiggeworden, aber etwas anderes hatte sich in sein Inneres eingeschlichen, etwas, das er nie anerkannt, das er von jeher mit Spott übergossen hatte und das jetzt seinen ganzen Stolz empörte. Im Gespräch mit Anna Sergejewna brachte er noch mehr als früher die gleichgültige Verachtung zum Ausdruck, die er für alles Romantische hatte. Aber wenn er allein war, erkannte er unwillig den Romantiker in sich selbst. Dann eilte er in den Wald, durchkreuzte ihn nach allen Richtungen mit seinen großen Schritten, brach Zweige ab, die sich ihm in den Weg stellten, und schalt halblaut auf die Odinzowa und auf sich selbst. Oder er warf sich auf dem Heuboden nieder, schloß hartnäckig die Augen und wollte sich zwingen einzuschlafen, was ihm natürlich nicht immer gelang. Plötzlich drängt sich ihm die Vorstellung auf, diese keuschen Arme könnten sich einmal um seinen Hals schlingen, diese stolzen Lippen seine Küsse erwidern, diese klugen Augen zärtlich – ja, zärtlich in die seinen blicken, der Kopf schwindelt ihm, für einen Augenblick vergißt er sich selbst, bis wieder die Empörung über die eigene Schwäche in ihm auflodert. Er ertappte sich auf »schimpflichen« Gedanken aller Art, es war, als triebe der Teufel sein Spiel mit ihm. Manchmal kam es ihm so vor, als sei auch mit der Odinzowa eine Veränderung vor sich gegangen, als zeige sich im Ausdruck ihres Gesichts irgend etwas Besonderes, vielleicht sogar . . . Aber hier stampfte er meist mit dem Fuße auf oder knirschte mit den Zähnen und drohte sich selbst mit der Faust.

Aber Basarow irrte sich doch nicht ganz. Er hatte

auf die Einbildungskraft der Odinzowa Eindruck gemacht, er beschäftigte sie, und sie mußte viel an ihn denken. Nicht, daß sie in seiner Abwesenheit Sehnsucht empfunden oder besonders ungeduldig auf ihn gewartet hätte, aber sein Eintreten belebte sie jedesmal im Augenblick. Sie war gern mit ihm allein und sprach gern mit ihm, selbst dann, wenn er sie ärgerte oder auf ihren Geschmack, ihre eleganten Gewohnheiten verletzend wirkte. Es war, als wollte sie ihn auf die Probe stellen und dabei zugleich ihr eigenes Wesen ergründen.

Während eines Spazierganges durch den Garten sagte er eines Tages mit finsterer Stimme, er beabsichtige bald abzureisen und zu seinem Vater zu fahren ... Sie erblaßte, empfand etwas wie einen Stich im Herzen – darüber wunderte sie sich selbst und sann nachher lange darüber nach, was das zu bedeuten hätte. Basarow hatte ihr seine bevorstehende Abreise keineswegs in der Absicht angekündigt, sie auf die Probe zu stellen und zu sehen, was dabei herauskommen würde: er schwindelte nie. Am Morgen dieses Tages war seines Vaters Verwalter Timofeitsch bei ihm gewesen, sein alter Freund aus der Kinderzeit. Dieser Timofeitsch, ein gewandter und noch sehr rüstiger Greis mit gebleichtem gelbem Haar, einem verwitterten roten Gesicht und kleinen Tränen in den eng beieinander stehenden Augen, stand völlig unerwartet vor Basarow in seinem kurzen riemenumgürteten Rock aus dickem, graublauem Tuch und seinen mit Teer geschmierten Stiefeln.

»Ah, guten Tag, Alter!« rief Basarow aus.

»Guten Tag, Väterchen Jewgenij Wassilitsch«, sagte der Greis mit einem freudigen Lächeln, daß sein ganzes Gesicht plötzlich mit Falten überzog.

»Was führt dich her? Du bist wohl ausgeschickt worden, um mich zu holen, was?«

»Erbarmen Sie sich, Väterchen, wie können Sie so

etwas denken!« stammelte Timofeitsch und dacht
an den strengen Befehl, den ihm sein Herr bein
Abfahren gegeben hatte. »Zur Stadt fahren wir i
Herrenangelegenheiten, da hörten wir von Euer Gna
den, bogen vom Wege ab, das heißt, um zu sehen
was Euer Gnaden machen . . . aber wie kann ma
da gleich denken . . .«
»Na, lüge nur nicht«, unterbrach ihn Basarow. »Geh
etwa hier der Weg zur Stadt vorbei?«
Timofeitsch geriet in Verwirrung und gab keine Ant
wort.
»Ist mein Vater gesund?«
»Gott sei gedankt.«
»Und meine Mutter?«
»Auch Arina Wlaßjewna, dem Herrn sei gedankt.«
»Sie warten wohl schon auf mich?«
Der Alte legte den kleinen Kopf auf die Seite.
»Ach, Jewgenij Wassiljewitsch, wie sollen sie denn
nicht warten? Glauben Sie nur, bei Gott, ganz trauri
wird das Herz, wenn man Ihre Eltern ansieht.«
»Nun, es ist gut, es ist gut! Das brauchst du mi
nicht zu beschreiben. Sage ihnen, ich käme bald.«
»Jawohl, Herr«, antwortete Timofeitsch mit einem
Seufzer.
Als er draußen war, stülpte er sich mit beiden Hän
den die Mütze auf den Kopf, stieg in seine kümmer
liche Reitsitzdroschke, die er am Tor hatte stehe
lassen, und fuhr im kurzen Trabe davon, nur nich
in der Richtung der Stadt.
Am Abend dieses Tages saß die Odinzowa mit Ba
sarow in ihrem Zimmer, während Arkadij im Salo
auf und ab ging und dem Spiel Katjas zuhörte. Di
Prinzessin hatte sich in ihre oben gelegenen Zim
mer zurückgezogen; sie konnte Gäste überhaupt nich
leiden und am wenigsten diese »neumodischen Na
ren«, wie sie die beiden Freunde nannte. In den ge
meinsam benutzten Räumen schmollte sie nur, da

für erging sie sich in ihren Zimmern vor ihrer Kammerfrau manchmal in einem so gewaltigen Gekeife, daß ihr die Haube mitsamt der Haartour auf dem Kopfe wackelte. Die Odinzowa wußte das alles.
»Wie können Sie nun wirklich daran denken, abzureisen!« fing sie an. »Und Ihr Versprechen?«
Basarow zuckte zusammen. »Was für ein Versprechen?«
»Haben Sie das vergessen? Sie wollten mir doch noch einige Chemiestunden geben.«
»Was ist da zu machen! Mein Vater erwartet mich, länger kann ich es nicht hinausziehen. Übrigens, lesen Sie doch Pelouse et Frémy, ‚Notions générales de Chimie', ein gutes und leichtfaßlich geschriebenes Buch. Sie werden da alles finden, was Sie brauchen.«
»Aber erinnern Sie sich doch, Sie haben mir selbst gesagt, ein Buch ersetze nie . . . ich weiß nicht mehr, wie Sie sich ausdrückten, aber Sie wissen schon, was ich sagen will . . . Erinnern Sie sich?«
»Was ist da zu machen!« wiederholte Basarow.
»Warum wollen Sie denn abreisen?« sagte die Odinzowa mit gesenkter Stimme.
Er sah sie an. Sie hatte den Kopf an die Stuhllehne gelegt und die bis an die Ellbogen entblößten Arme auf der Brust gekreuzt. Beim Licht der mit einem Schirm von durchbrochenem Papier verhängten Lampe erschien sie bleicher als sonst. Das weite weiße Kleid umhüllte fast ihre ganze Gestalt mit seinen weichen Falten und ließ kaum die Spitzen der Füße sehen, die sie ebenfalls gekreuzt hielt.
»Und warum soll ich denn bleiben?« gab Basarow zur Antwort.
Die Odinzowa machte eine leichte Wendung mit dem Kopf.
»Was heißt: warum? Gefällt es Ihnen denn nicht bei mir? Oder glauben Sie, es würde niemand leid tun, wenn Sie abreisten?«

»Davon bin ich überzeugt.«
Die Odinzowa schwieg eine Zeitlang.
»Das ist nicht richtig, daß Sie das annehmen. Übri
gens glaube ich Ihnen das gar nicht. Sie können da
nicht im Ernst gesagt haben.« Basarow saß imme
noch regungslos da. »Jewgenij Wassiljewitsch, warur
sind Sie so schweigsam?«
»Was soll ich Ihnen denn sagen? Niemand ist es wer
daß man es bedauert, wenn er abreist, und ich an
allerwenigsten.«
»Warum?«
»Ich bin ein uninteressanter, trockener Tatsachen
mensch. Ich verstehe es nicht, Worte zu machen.«
»Sie angeln nach Komplimenten, Jewgenij Wassil
jewitsch.«
»Das gehört nicht zu meinen Gewohnheiten. Wisse
Sie denn nicht selbst, daß die leichte und zierlich
und elegante Seite des Lebens mir unzugänglich ist
jene Seite, die Sie so sehr schätzen?«
Die Odinzowa biß in einen Zipfel ihres Taschen
tuchs.
»Denken Sie, was Sie wollen, aber ich werde mich
langweilen, wenn Sie fort sind.«
»Arkadij bleibt ja noch«, bemerkte Basarow.
Die Odinzowa zuckte leicht die Achseln.
»Ich werde mich langweilen«, wiederholte sie.
»Wirklich? Nun, jedenfalls werden Sie sich nich
lange langweilen.«
»Warum nehmen Sie das an?«
»Weil Sie mir selbst einmal gesagt haben, Sie lang
weilten sich nur dann, wenn Ihre Ordnung gestö
würde. Sie haben sich ihr Leben so untadelig re
gelmäßig eingerichtet, daß in ihm gar kein Pla
für Langeweile oder gar für Trauer sein kann . .
überhaupt für kein irgendwie bedrückendes Ge
fühl.«
»Und Sie finden also, ich hätte mir mein Leben s

untadelig . . . das heißt, ich hätte es mir so sehr regelrecht eingerichtet?«
»Und wie! So weiß ich zum Beispiel ganz genau, in einigen Minuten schlägt es zehn, und dann jagen Sie mich hinaus.«
»Nein, ich jage Sie nicht hinaus, Jewgenij Wassilitsch. Sie können bleiben. Öffnen Sie doch dies Fenster . . . mir ist zum Ersticken schwül.«
Basarow erhob sich und stieß das Fenster auf. Mit einem Schlage flog es auf . . . Er hatte nicht erwartet, daß es sich so leicht würde öffnen lassen; und dabei hatten ihm noch die Hände gezittert. Die dunkle, weiche Nacht sah ins Zimmer, mit ihrem fast schwarzen Himmel, dem leisen Rauschen der Bäume und dem frischen Geruch der freien, reinen Luft . . .
»Lassen Sie das Rouleau herunter und setzen Sie sich«, sagte die Odinzowa. »Ich möchte noch ein wenig mit Ihnen plaudern, bevor Sie abreisen. Erzählen Sie mir etwas von sich selbst. Sie sprechen nie von sich.«
»Ich bemühe mich, mit Ihnen über nützliche Gegenstände zu sprechen, Anna Sergejewna.«
»Sie sind sehr bescheiden . . . Aber ich möchte gern etwas von Ihnen wissen, von Ihrer Familie, von Ihrem Vater, um dessenwillen Sie uns verlassen.«
»Warum sagt sie das?« dachte Basarow.
»Das ist alles völlig uninteressant«, sagte er laut.
»Ganz besonders für Sie. Wir sind einfache Leute . . .«
»Und ich bin Ihrer Meinung nach eine Aristokratin?«
Basarow hob den Blick zur Odinzowa.
»Ja«, sagte er mit übertriebener Schärfe.
Sie lächelte.
»Ich sehe schon, Sie kennen mich schlecht, obwohl Sie versichern, alle Menschen seien einander ähnlich und es lohne sich nicht, sie zu studieren. Ich

werde Ihnen einmal meine Lebensgeschichte erzählen ... aber erst erzählen Sie mir die Ihrige.«
»Ich kenne Sie schlecht«, wiederholte Basarow.
»Vielleicht haben Sie darin recht. Vielleicht ist wirklich jeder Mensch ein Rätsel. Sie zum Beispiel, Sie halten sich der Gesellschaft fern, fühlen sich durch sie beengt und laden sich doch zwei Studenten in Ihr Haus. Warum leben Sie mit Ihrem Geist und Ihrer Schönheit auf dem Lande?«
»Wie? Was haben Sie da gesagt?« antwortete die Odinzowa lebhaft. »Mit meiner ... Schönheit?«
Basarow runzelte die Stirn.
»Darauf kommt es ja nicht an,« murmelte er, »ich wollte sagen, ich verstehe nicht recht, warum Sie sich ganz auf dem Lande niedergelassen haben.«
»Das verstehen Sie nicht ...? Aber irgendwie erklären Sie es sich doch wohl?«
»Ja ... ich nehme an, Sie rühren sich deswegen nicht vom Fleck, weil Sie sich selbst sehr verwöhnt haben, weil Sie Komfort und Bequemlichkeit sehr lieben und gegen alles übrige gleichgültig sind.«
Die Odinzowa lächelte wieder.
»Sie wollen wirklich nicht glauben, daß ich imstande bin, mich zu begeistern und mich von irgend etwas hinreißen zu lassen?«
Basarow sah sie mit gerunzelter Stirn an.
»Vielleicht von einer Art Neugier, sonst nicht.«
»Wirklich? Nun, jetzt begreife ich auch, warum wir uns so gut verstehen, denn darin sind Sie ja ganz wie ich.«
»Wir uns so gut verstehen ...« sagte Basarow dumpf.
»Ja! ... Aber ich habe ja ganz vergessen, daß Sie abreisen wollen.«
Basarow stand auf. In dem dunklen, von Wohlgerüchen erfüllten, einsamen Zimmer verbreitete die Lampe nur ein schwaches Licht. Ab und zu bewegte sich das Rouleau ein wenig, und dann strömte

die aufreizende Frische der Nacht ins Zimmer und man hörte ihr geheimnisvolles Raunen. Die Odinzowa rührte kein Glied, aber allmählich kam eine geheime Erregung über sie, die sich auch Basarow mitteilte. Plötzlich begriff er, daß er mit einer jungen, schönen Frau allein war ...

»Wo wollen Sie hin?« fragte sie langsam.

Er gab keine Antwort und setzte sich wieder.

»Sie halten mich also für ein ruhiges, verwöhntes, verzärteltes Geschöpf«, fuhr sie im gleichen Tonfall fort, ohne den Blick vom Fenster zu verwenden. »Und ich weiß es doch nicht anders, als daß ich unglücklich bin.«

»Sie sind unglücklich? Warum? Sie können doch unmöglich diesen schmutzigen Klatschgeschichten irgendeine Bedeutung beimessen?«

Die Odinzowa runzelte die Stirn. Sie ärgerte sich, daß er ihre Worte so verstanden hatte.

»Diese Klatschgeschichten können mich nicht einmal zum Lachen reizen, Jewgenij Wassiljewitsch, und ich bin zu stolz, als daß ich mich von ihnen aus der Fassung bringen lassen könnte. Ich bin unglücklich, weil ... weil ich keine Freude am Leben habe. Sie sehen mich mißtrauisch an, Sie denken: das sagt die ‚Aristokratin', die nichts als Spitzen trägt und in einem Samtsessel sitzt. Ich mache auch kein Hehl daraus, ich liebe das, was Sie Komfort nennen, aber gleichzeitig liegt mir wenig am Leben. Fassen Sie diesen Widerspruch auf, wie Sie wollen. Übrigens ist das alles in Ihren Augen doch nichts wie Romantik.«

Basarow schüttelte den Kopf.

»Sie sind gesund, unabhängig, reich. Was brauchen Sie mehr? Was wollen Sie denn noch?«

»Was ich will?« wiederholte seufzend die Odinzowa. »Ich bin sehr müde, ich bin alt und mir ist es so, als lebte ich schon unendlich lange. Ja, ich bin alt«,

setzte sie hinzu und zog langsam die Enden ihre
Mantille über die bloßen Arme. Ihre Augen begeg
neten denen Basarows, und sie errötete fast unmerk
lich. »Hinter mir liegen schon so viele Erinnerungen
das Leben in Petersburg, Reichtum, dann Armu
dann der Tod meines Vaters, meine Ehe, die Reis
ins Ausland ... Es sind so viele Erinnerungen un
doch eigentlich nichts, an das man sich gern erinnert
und vor mir liegt ein langer, langer Weg, aber kei
Ziel ... Und ich mag ihn auch nicht gehen.«
»Sind Sie so enttäuscht?« fragte Basarow.
»Nein,« antwortete die Odinzowa nach einer kleine
Weile, »aber ich bin unbefriedigt. Vielleicht, wen
ich mich mit aller Kraft ganz fest an irgend etwa
anklammern könnte ...«
»Sie wollen lieben,« unterbrach sie Basarow, »abe
lieben können Sie nicht. Das ist Ihr Unglück.«
Die Odinzowa betrachtete die Ärmel ihrer Mantille.
»Kann ich es denn wirklich nicht?« sagte sie.
»Ich glaube es nicht. Aber es war nicht richtig, daß
ich das ein Unglück nannte. Im Gegenteil, Mitlei
verdient eher der, dem dieser Schwindel passiert.«
»Dem was passiert?«
»Der sich verliebt.«
»Woher wissen Sie das?«
»Vom Hörensagen«, antwortete Basarow zornig.
»Du kokettierst,« dachte er, »du langweilst dich un
willst mich rasend machen, weil du nichts bessere
zu tun hast, und mir ...« Das Herz schlug ihm tat
sächlich, als wollte es zerspringen.
»Außerdem sind Sie vielleicht auch zu anspruchs
voll«, meinte er, beugte sich mit dem ganzen Kör
per vor und spielte mit den Fransen des Sessels.
»Vielleicht. Ich denke: alles oder nichts. Leben un
Leben. Hast du meins genommen, so gib mir dein
dafür, aber dann auch ohne Bedauern und für im
mer. Sonst besser gar nichts.«

»Ja,« meinte Basarow, »diese Bedingung ist eigentlich nur recht und billig, und ich wundere mich nur, warum Sie bis jetzt noch ... nicht gefunden haben, was Sie wünschten.«
»Glauben Sie denn, es sei leicht, sich so ganz hinzugeben?«
»Nein, wenn man erst lange überlegt und abwartet und den eigenen Wert abschätzt und ihn vielleicht zu hoch anschlägt; aber wenn man sich hingibt, ohne zu überlegen, dann ist es sehr leicht.«
»Aber warum soll man den eigenen Wert nicht hoch anschlagen? Wenn ich selbst keinen Wert habe, wem nützt dann meine Hingabe?«
»Das ist schon nicht mehr meine Sache. Sich darüber klar zu werden, was ich wert bin, ist Sache des anderen. Die Hauptsache ist nur, daß man sich hinzugeben vermag.«
Die Odinzowa richtete sich in ihrem Sessel auf.
»Sie sprechen,« meinte sie, »als hätten Sie das alles selbst durchgemacht.«
»Das hat nichts zu sagen, Anna Sergejewna. Sie wissen doch, daß das alles nicht meine Sache ist.«
»Und könnten Sie sich denn ganz hingeben?«
»Ich weiß es nicht, und rühmen will ich mich nicht.«
Die Odinzowa sagte nichts, und auch Basarow war verstummt. Aus dem Salon kamen die Klänge des Fortepiano.
»Wie spät Katja heute noch spielt«, bemerkte die Odinzowa.
Basarow stand auf.
»Ja, es ist wirklich spät geworden, Sie müssen schlafen gehen.«
»Warten Sie doch, warum haben Sie es so eilig ... ich habe Ihnen noch etwas zu sagen.«
»Was?«
»Warten Sie«, flüsterte die Odinzowa.

Ihr Blick blieb auf Basarow haften, als wolle sie ihn aufmerksam prüfen.
Er schritt im Zimmer auf und ab, trat dann plötzlich auf sie zu, sagte hastig »Leben Sie wohl«, preßte ihr die Hand, daß sie fast aufgeschrien hätte, und ging hinaus. Sie hob die aneinandergelegten Finger zu den Lippen, blies nachdenklich über sie hin, sprang dann mit einem jähen Ruck vom Sessel auf und ging mit einigen raschen Schritten auf die Tür zu, als wollte sie Basarow zurückholen ... Die Kammerfrau trat mit einer Karaffe auf silbernem Tablett ins Zimmer. Die Odinzowa blieb stehen, schickte sie hinaus, setzte sich wieder und überließ sich wieder ihren Gedanken. Eine Flechte aus ihrem Haar war aufgegangen und fiel ihr wie eine dunkle Schlange auf die Schulter. Noch lange brannte die Lampe in Anna Sergejewnas Zimmer, und noch lange saß sie regungslos da, und fuhr sich nur ab und zu mit den Händen über die bloßen Arme, die zuweilen unter dem Anhauch der nächtlichen Kühle erschauerten.
Zwei Stunden später trat Basarow finster und mit wirrem Haar ins Schlafzimmer, und seine Stiefel waren feucht vom Tau. Er fand Arkadij noch völlig angezogen, ein Buch in der Hand, vor dem Schreibtisch.
»Du bist noch nicht im Bett?« meinte er mit einem Unterton von Ärger in der Stimme.
»Du hast ja heute sehr lange bei Anna Sergejewna gesessen«, sagte Arkadij statt einer Antwort.
»Ja, ich habe die ganze Zeit bei ihr gesessen, so lange ihr beide Fortepiano gespielt habt, du und Katerina Sergejewna.«
»Ich habe nicht gespielt ...« begann Arkadij und verstummte. Er fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen traten, und wollte doch vor seinem spöttlustigen Freunde nicht weinen.

XVIII

ALS DIE ODINZOWA AM NÄCHSTEN TAGE ZUM Tee kam, saß Basarow lange über seine Tasse gebeugt da und sah sie dann plötzlich an . . . Sie wandte sich ihm zu, als habe er sie angestoßen, und ihr Gesicht schien ihm über Nacht blasser geworden zu sein. Sie zog sich bald wieder in ihr Zimmer zurück und ließ sich erst beim Frühstück wieder sehen. Das Wetter war vom frühen Morgen an regnerisch, und von Spazierengehen war nicht die Rede. Die ganze Gesellschaft versammelte sich im Salon. Arkadij nahm die neueste Nummer einer Zeitschrift vor und fing an zu lesen. Die Prinzessin tat wie gewöhnlich erst sehr erstaunt, als hätte er etwas gänzlich Ungehöriges begangen, und sah ihn dann immer wieder mit boshaften Blicken an. Arkadij kümmerte sich nicht um sie.

»Jewgenij Wassiljewitsch,« sagte Anna Sergejewna, »kommen Sie doch in mein Zimmer . . . Ich möchte Sie etwas fragen . . . Sie nannten mir gestern einen Leitfaden . . .«

Sie stand auf und ging zur Tür. Die Prinzessin sah sich mit einem Ausdruck um, als wollte sie sagen: »Seht nur, seht nur, wie erstaunt ich bin!« und heftete ihre Augen dann wieder auf Arkadij, der aber nur einen Blick mit der neben ihm sitzenden Katja wechselte und mit verstärkter Stimme zu lesen fortfuhr.

Die Odinzowa ging mit raschen Schritten auf ihr Zimmer. Basarow folgte ihr schnell, hielt dabei die Augen zu Boden gesenkt, und lauschte nur auf das feine Knistern und Rascheln des vor ihm hingleitenden Seidenkleides. Die Odinzowa setzte sich in denselben Sessel, in dem sie am Abend zuvor gesessen hatte, und auch Basarow nahm seinen Platz von gestern wieder ein.

»Also wie hieß das Buch?« fragte sie nach kurzem Schweigen.
»Pelouse et Frémy, ‚Notions générales'...« antwortete Basarow. »Übrigens kann ich Ihnen auch Ganot, ‚Traité élémentaire de physique expérimentale' empfehlen. Da sind die Zeichnungen deutlicher und dies Buch ist überhaupt...«
Die Odinzowa machte eine Handbewegung.
»Jewgenij Wassilitsch, entschuldigen Sie, aber ich habe Sie nicht zu mir gebeten, um mit Ihnen über Lehrbücher zu sprechen. Ich möchte gern unser gestriges Gespräch wieder aufnehmen. Sie gingen so plötzlich weg... Aber wird es Sie auch nicht langweilen?«
»Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Anna Sergejewna. Aber wovon sprachen wir doch gestern eigentlich?«
Die Odinzowa warf ihm einen Seitenblick zu.
»Ich glaube, wir sprachen vom Glück. Ich erzählte Ihnen von mir selbst. Apropos Glück, sagen Sie mir doch, wie kommt es – zum Beispiel wenn wir unsere Freude an Musik, an einem schönen Abend, an sympathischen Menschen haben – wie kommt es, daß wir auch das mehr als eine Andeutung, einen Hinweis auf irgendein unendliches, irgendwo vorhandenes Glück empfinden und nicht als ein wirkliches Glück selbst, als das Glück, das wir gerade kosten? Warum? Oder kennen Sie vielleicht dies Gefühl gar nicht?«
»Sie kennen das Sprichwort: Das Glück ist da, wo wir nicht sind«, antwortete Basarow. »Außerdem haben Sie gestern abend selbst gesagt, Sie seien unbefriedigt. Mir sind solche Gedanken eigentlich noch nie in den Kopf gekommen.«
»Vielleicht kommt Ihnen das überhaupt lächerlich vor?«
»Nein, aber mir kommt eben so etwas nicht in den Kopf.«

»Wirklich? Wissen Sie, ich würde sehr gern erfahren, woran Sie eigentlich denken.«
»Wieso? Ich verstehe Sie nicht.«
»Hören Sie, ich wollte mich schon lange einmal mit Ihnen aussprechen. Sie wissen selbst – das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen – daß Sie kein gewöhnlicher Mensch sind. Sie sind noch jung, das Leben liegt noch vor Ihnen. Worauf bereiten Sie sich eigentlich vor? Was für eine Zukunft erwartet Sie? Ich meine, was für ein Ziel haben Sie sich gesetzt, wohin wollen Sie kommen, was geht in Ihrem Inneren vor? Mit einem Wort, wer sind Sie, und was sind Sie?«
»Sie setzen mich in Erstaunen, Anna Sergejewna. Sie wissen doch, daß ich mich mit Naturwissenschaften beschäftige, und wer ich bin . . .«
»Ja, wer sind Sie?«
»Ich habe Ihnen doch schon berichtet, daß ich ein angehender Kreisarzt bin.«
Anna Sergejewna machte eine Bewegung der Ungeduld.
»Warum sprechen Sie so? Sie glauben das doch selbst nicht. Solch eine Antwort hätte mir Arkadij geben dürfen, aber nicht Sie.«
»Aber was hat denn Arkadij . . .?«
»Hören Sie auf! Ist es denn möglich, daß Sie in einer so bescheidenen Tätigkeit Befriedigung finden können? Und haben Sie nicht selbst immer wieder betont, daß die Medizin für sie eigentlich gar nicht existiert? Sie mit Ihrem Selbstbewußtsein – Kreisarzt! Sie geben mir solche Antworten, um mich loszuwerden, weil Sie kein Vertrauen zu mir haben. Aber wissen Sie, Jewgenij Wassilitsch, daß ich Sie sehr gut verstehen kann? Ich bin selbst arm und selbstbewußt gewesen wie Sie. Ich habe vielleicht das gleiche durchgemacht wie Sie.«
»Das ist alles sehr schön und gut, Anna Sergejewna,

aber da müssen Sie mich entschuldigen ... ich bin es nicht gewohnt, mich über mich selbst auszusprechen. Und zwischen Ihnen und mir besteht eine solche Kluft ...«

»Was für eine Kluft? Wollen Sie wieder sagen, daß ich eine Aristokratin bin? Hören Sie damit auf, Jewgenij Wassilitsch. Ich glaube, ich habe Ihnen bewiesen ...«

»Aber was hat es denn für einen Sinn,« unterbrach sie Basarow, »immerfort an eine Zukunft zu denken und von einer Zukunft zu sprechen, die zum größten Teil gar nicht von uns abhängt? Fügt es der Zufall so, daß man irgend etwas Wirkliches tun kann – schön! Kommt es nicht dazu, so kann man wenigstens die Genugtuung haben, daß man nicht vorzeitig dummes Zeug darüber zusammengeschwatzt hat.«

»Sie nennen eine freundschaftliche Aussprache ein dummes Geschwätz ... Oder halten Sie mich vielleicht Ihres Vertrauens für unwürdig, weil ich eine Frau bin? Uns verachten Sie ja alle.«

»Sie verachte ich nicht, Anna Sergejewna, und das wissen Sie auch.«

»Nein, ich weiß gar nichts ... aber nehmen wir an, es wäre so, wie Sie sagen. Wenn Sie nicht von Ihrer Zukunft reden wollen, so verstehe ich das. Aber das, was jetzt in Ihnen vorgeht ...«

»Vorgeht!« wiederholte Basarow. »Als ob ich ein Staat oder eine Gesellschaft wäre! Auf jeden Fall ist das gänzlich uninteressant. Und kann denn der Mensch außerdem immer laut verkünden, was in ihm ‚vorgeht'?«

»Und ich sehe nicht ein, warum man nicht das aussprechen soll, was man auf dem Herzen hat.«

»Können Sie es denn?«

»Ja«, sagte Anna Sergejewna nach kurzem Zögern.

Basarow sah zu Boden.

»Dann sind Sie glücklicher als ich.«

Anna Sergejewna sah ihn fragend an.
»Wie Sie wollen,« fuhr sie fort, »aber mir sagt trotzdem eine Stimme, daß wir nicht umsonst zueinander gefunden haben, daß wir gute Freunde bleiben werden. Ich bin überzeugt, daß sich Ihre, wie soll ich es nennen? – Ihre Zurückhaltung und Verschlossenheit doch noch einmal geben wird.«
»Sie finden mich zurückhaltend . . . wie drückten Sie sich noch aus? . . . verschlossen?«
»Ja.«
Basarow stand auf und trat ans Fenster.
»Und Sie möchten den Grund dieser Zurückhaltung und Verschlossenheit kennen lernen, Sie möchten wissen, was in mir vorgeht?«
»Ja«, wiederholte die Odinzowa und empfand einen ihr selbst unerklärlichen Schrecken.
»Und Sie werden nicht böse sein?«
»Nein.«
»Nein?« Basarow wandte ihr den Rücken zu. »So wissen Sie denn, daß ich Sie wahnwitzig, sinnlos liebe . . . Jetzt haben Sie erreicht, was Sie wollten.«
Die Odinzowa streckte beide Hände von sich, aber Basarow preßte die Stirn gegen die Fensterscheibe. Er atmete schwer und keuchend und zitterte am ganzen Körper. Aber das war nicht das Zittern jünglingshaften Zagens, nicht der süße Schrecken der ersten Liebeserklärung, was ihn ergriffen hatte. Was diesen Körper erschütterte, das war Leidenschaft, gewaltig und schwer – jene Leidenschaft, die der Wut gleicht und ihr vielleicht auch verwandt ist . . .
Die Odinzowa empfand Schrecken und Mitleid zugleich.
»Jewgenij Wassilitsch«, sagte sie und aus ihrer Stimme klang eine unwillkürliche Zärtlichkeit.
Er wandte sich rasch um, warf ihr einen flammenden Blick zu, packte ihre beiden Hände und riß sie plötzlich an seine Brust.

Sie konnte sich nicht gleich aus seinen Armen be-
freien; aber einige Augenblicke später stand sie schon
weit von ihm in einer Ecke des Zimmers und sah
Basarow von dort aus an. Er stürzte auf sie zu . .
»Sie haben mich nicht verstanden«, flüsterte sie ha-
stig und erschrocken. Noch einen Schritt weiter, und
sie hätte geschrien . . . Basarow biß sich auf die Lip-
pen und verließ das Zimmer.
Eine halbe Stunde später übergab ein Dienstmädchen
Anna Sergejewna ein Billet von Basarow. Es enthielt
nur die eine Zeile: »Muß ich heute schon abreisen
oder kann ich bis morgen bleiben?«
»Warum abreisen? Ich verstand Sie nicht – Sie ver-
standen mich nicht«, antwortete ihm Anna Serge-
jewna und dachte dabei: »Und mich selbst verstand
ich auch nicht.«
Bis zum Essen ließ sie sich nicht mehr sehen, ging
die Hände auf dem Rücken, in ihrem Zimmer auf
und ab, blieb ab und zu stehen, einmal vor dem Fen-
ster, einmal vor dem Spiegel und fuhr sich langsam
mit dem Taschentuch über den Hals; es war ihr, als
müßte sie da einen brennenden Flecken haben. Sie
fragte sich selbst, was sie eigentlich gezwungen hatte,
»das zu erreichen, was sie wollte«, wie Basarow sich
ausgedrückt hatte, sie fragte sich, ob sie selbst denn
wirklich so ganz ahnungslos gewesen sei . . . »Ich bin
schuldig,« sagte sie laut, »aber das konnte ich nicht
voraussehen.« Sie sann vor sich hin und wurde rot,
als sie sich das fast tierische Gesicht in die Erinnerung
zurückrief, mit dem Basarow auf sie zugestürzt war . .
»Oder . . .?« rief sie plötzlich, blieb stehen und schüt-
telte ihre Locken . . . Sie erblickte sich im Spiegel:
der zurückgeworfene Kopf mit dem geheimnisvollen
Lächeln der halb geschlossenen, halb geöffneten Au-
gen und Lippen schien ihr plötzlich etwas zu sagen,
vor dem sie selbst erschrak . . .
»Nein,« sagte sie endlich bestimmt, »Gott weiß, wo-

hin das hätte führen können, damit darf man nicht spielen, und am Ende ist die Ruhe doch noch das beste auf der Welt.«

Ihre Ruhe war nicht erschüttert, aber sie war traurig und einmal schluchzte sie sogar auf, ohne selbst zu wissen warum, jedenfalls aber nicht über die ihr zugefügte Beleidigung. Sie fühlte sich nicht beleidigt, eher fühlte sie sich selbst schuldig. Getrieben von mannigfaltigen, verworrenen Gefühlen, dem Bewußtsein des unaufhaltsamen Dahinfließens ihres Lebens, dem Verlangen nach etwas Neuem, war sie bis an eine bestimmte Grenze gegangen, hatte über diese Grenze hinübergeschaut, und was sie jenseits gesehen hatte, das war nicht einmal ein Abgrund gewesen, sondern einfach Leere...oder wirres und mißgestaltetes Durcheinander.

XIX

TROTZ ALLER IHRER SELBSTBEHERRSCHUNG und Vorurteilslosigkeit war der Odinzowa doch beklommen zumute, als sie im Speisezimmer zum Essen erschien, das übrigens einigermaßen glücklich ablief. Porfirij Platonytsch kam, er war kürzlich in der Stadt gewesen und brachte allerhand Anekdoten mit. So erzählte er unter anderem, der Gouverneur Bourdalone habe seinen »Beamten für besondere Aufträge«*) befohlen, Sporen zu tragen, damit sie schneller vorwärtskämen, wenn er sie einmal irgendwohin fortschickte. Arkadij unterhielt sich halblaut mit Katja und kümmerte sich dazwischen aus Gründen der Diplomatie um die Prinzessin. Basarow schwieg finster und hartnäckig. Zwei- oder dreimal sah die Odinzowa gerade und unverhohlen in sein strenges und galliges Gesicht mit den gesenkten Augen und dem Ausdruck verachtungsvoller Entschlossenheit in je-

*Eine in Rußland in den meisten wichtigeren Behörden bestehende Beamtenkategorie.

dem einzelnen Zuge und dachte: »Nein . . . nein . . . nein . . .«. Nach dem Essen ging die ganze Gesellschaft in den Garten, und als die Odinzowa merkte, daß Basarow mit ihr sprechen wollte, trat sie ein wenig zur Seite und blieb dann stehen. Er kam auf sie zu, hob aber auch jetzt nicht die Augen auf und sagte dumpf:

»Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, Anna Sergejewna, Sie werden mir wohl sehr böse sein.«

»Nein, ich bin Ihnen nicht böse, Jewgenij Wassilitsch,« antwortete die Odinzowa, »ich bin nur betrübt.«

»Um so schlimmer. Auf jeden Fall bin ich gestraft genug. Meine Lage ist die dümmste, die man sich denken kann, das werden Sie wohl zugeben. Sie haben mir geschrieben: warum abreisen? Aber ich kann und will nicht bleiben. Morgen bin ich fort.«

»Jewgenij Wassilitsch, warum . . .«

»Warum ich wegfahre?«

»Nein, das wollte ich nicht sagen.«

»Was geschehen ist, läßt sich nicht rückgängig machen, Anna Sergejewna . . . und früher oder später mußte es doch so kommen. Folglich muß ich abfahren. Es gibt nur eine Bedingung, unter der ich bleiben könnte. Aber diese Bedingung muß immer unerfüllt bleiben. Denn – verzeihen Sie meine Unverschämtheit – Sie lieben mich doch nicht und werden mich doch auch nie lieben können?«

Einen Augenblick lang funkelten Basarows Augen unter seinen dunklen Brauen hervor.

Anna Sergejewna antwortete nicht. »Ich habe Angst vor diesem Menschen«, zuckte es ihr durch den Kopf.

»Leben Sie wohl«, sagte Basarow, als hätte er ihren Gedanken erraten, und ging auf das Haus zu.

Anna Sergejewna folgte ihm langsam, rief Katja zu sich und nahm sie bei der Hand und trennte sich bis zum späten Abend nicht mehr von ihr. Sie spielte

an diesem Tage nicht Karten wie sonst und trug beständig ein etwas spöttisches Lächeln zu Schau, das doch gar nicht zu ihrem blassen und verstörten Gesicht passen wollte. Arkadij konnte sich ihr seltsames Wesen nicht erklären und beobachtete sie unausgesetzt in der Art, wie junge Leute eben beobachten: das heißt er fragte sich beständig: was bedeutet das eigentlich?
Basarow hatte sich in seinem und Arkadijs Zimmer eingeschlossen, kam aber beim Tee wieder zum Vorschein. Anna Sergejewna hätte ihm gern noch irgendein freundliches Wort gesagt, aber sie wußte nicht, wie sie mit ihm ins Gespräch kommen sollte . . .
Ein unerwartetes Ereignis riß sie aus der Verlegenheit: der Haushofmeister meldete Sitnikows Ankunft.
Es läßt sich kaum mit Worten beschreiben, wie der junge Fortschrittsmann wachtelgleich ins Zimmer hereingeflattert kam. Mit der ihm eigenen Zudringlichkeit hatte er sich entschlossen, aufs Land zu einer Frau zu fahren, die er kaum kannte und die ihn nie dazu aufgefordert hatte, aber bei der, wie er gehört hatte, so kluge und ihm nahestehende Menschen zu Gaste waren. Trotzdem verlor er jetzt völlig die Fassung und anstatt der vorher sorgfältig zurechtgelegten Entschuldigungen und Komplimente stammelte er allerhand wirres Zeug, daß Jewdoxija, daß nämlich die Kukschina ihn geschickt habe, um sich nach Anna Sergejewnas Befinden zu erkundigen, und daß auch Arkadij Nikolajewitsch sich immer sehr lobend . . . hier blieb er stecken und geriet in eine solche Verwirrung, daß er sich auf seinen eigenen Hut setzte. Allein, da ihn niemand fortjagte und Anna Sergejewna ihn sogar ihrer Tante und ihrer Schwester vorstellte, kam er bald wieder zu sich und schnatterte munter darauf los. Da plötzliche Auftreten des Trivialen hat oft im Leben sein Gutes: es dämpft allzu hoch gestimmte Saiten, es wirkt ernüchternd auf allzu selbstbe-

wußte und über sich selbst allzusehr hinausgewachsene Gefühle, indem es sie daran erinnert, daß sie mit ihm im Grunde eines Ursprungs sind. So wurde auch mit Sitnikows Kommen alles gewissermaßen dümmer, alltäglicher und harmloser, alle aßen sogar mit größerem Appetit zu Abend und trennten sich eine halbe Stunde früher als sonst, um zur Ruhe zu gehen.

Arkadij lag schon im Bett. »Ich kann dir jetzt dasselbe wiederholen,« sagte er zu Basarow, der sich auch auskleidete, »was du einmal zu mir gesagt hast: Warum bist du so traurig? Du hast sicher irgendeine heilige Pflicht erfüllt?«

Zwischen beiden jungen Leuten bestand seit einiger Zeit jener Neckton von etwas gekünstelter Munterkeit, der immer das Zeichen einer geheimen Unzufriedenheit oder eines unausgesprochenen Argwohns ist.

»Ich fahre morgen zu meinem Vater«, sagte Basarow.

Arkadij richtete sich halb auf und stützte sich auf die Ellbogen. Er war erstaunt und aus irgendeinem Grunde froh.

»Ah!« meinte er, »und deswegen bist du traurig?«

Basarow gähnte.

»Wer viel wissen will, wird früh alt.«

»Und Anna Sergejewna?« fragte Arkadij.

»Was heißt das: Anna Sergejewna?«

»Ich wollte sagen: wird sie dich denn fortlassen?«

»Ich bin doch nicht bei ihr angestellt.«

Arkadij überließ sich seinen Gedanken, während Basarow sich ins Bett legte und das Gesicht zur Wand kehrte.

Einige Minuten lang sprach keiner von beiden ein Wort.

»Jewgenij?« rief Arkadij plötzlich.

»Nun?«

»Ich fahre morgen mit dir zusammen.«

Basarow gab keine Antwort.

»Ich will allerdings nach Hause,« fuhr Arkadij fort.

»Wir fahren zusammen bis zur Chochlowski-Ansiedlung, da nimmst du dir Pferde bei Fedot. Ich würde ja gern deine Angehörigen kennenlernen, aber ich fürchte ihnen und dir zur Last zu fallen. Du kommst doch nachher wieder zu uns?«

»Ich habe ja meine Sachen bei euch gelassen«, antwortete Basarow, ohne sich umzudrehen.

»Warum fragt er mich gar nicht, weshalb ich auch abreisen will? Und zwar ebenso plötzlich wie er selbst?« dachte Arkadij. »Ja, warum will ich denn eigentlich fahren, und warum will er es?« dachte er weiter. Er fand keine befriedigende Antwort auf seine Frage und spürte ein schmerzliches Brennen im Herzen. Er fühlte, daß es ihm schwer werden würde, sich von diesem Leben zu trennen, an das er sich so gewöhnt hatte; aber allein zurückzubleiben, wäre zu seltsam gewesen. »Irgend etwas ist zwischen ihnen vorgefallen«, grübelte er vor sich hin. »Warum soll ich noch um sie sein, wenn er abgereist ist? Sie würde mich bald endgültig satt haben, und ich würde auch das Letzte verlieren.« Er rief sich Anna Sergejewnas Bild vor die Seele, aber dann schoben sich allmählich andere Züge vor das schöne Gesicht der jungen Witwe.

»Auch um Katja tut es mir leid!« flüsterte Arkadij in sein Kissen, auf das schon eine Träne gefallen war... Plötzlich warf er den Kopf zurück und sagte laut:

»Warum zum Teufel mußte nur dieser alberne Sitnikow herkommen?«

Jetzt rührte sich Basarow zum erstenmal in seinem Bett und sagte: »Ich sehe schon, Bruder, du bist doch noch recht dumm. Diese Sitnikows können wir überhaupt nicht entbehren. Ich, verstehst du, ich brauche solche Tölpel. Die Götter sind wahrhaftig nicht dazu da, um Töpfe zu machen!«

»Aha, aha«, dachte Arkadij und in diesem Augenblick kam ihm zum erstenmal das ganze bodenlose

Selbstgefühl Basarows zum Bewußtsein. »Wir sind also Götter, das heißt du bist ein Gott, denn ich gehöre wohl auch zu den Tölpeln?«

»Ja«, antwortete Basarow finster. »Du bist noch recht dumm.«

Die Odinzowa zeigte sich nicht besonders erstaunt, als Arkadij ihr am nächsten Tage sagte, er wolle mit Basarow zusammen abreisen. Sie machte einen zerstreuten und müden Eindruck. Katja sah ihn schweigend und ernst an, und die Prinzessin bekreuzte sich sogar unter ihrem Schal so lebhaft, daß er es bemerken mußte. Dagegen war Sitnikow aufs äußerste bestürzt. Er war eben in einem neuen, sehr stutzerhaften, diesmal aber nicht in der Mode der Slawophilen gehaltenen Anzug zum Frühstück gekommen. Am Abend zuvor hatte er den mit seiner Bedienung beauftragten Lakaien durch die Unmenge von mitgebrachter Wäsche in Erstaunen gesetzt, und jetzt wollten ihn plötzlich seine Kameraden im Stich lassen! Er trippelte herum, warf sich hin und her wie ein verfolgter Hase am Waldrande und plötzlich erklärte er fast mit einer Art von Entsetzen und fast mit einem Aufschrei, auch er beabsichtige abzufahren. Die Odinzowa machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten.

»Ich habe eine sehr bequeme Kalesche«, setzte der unglückliche junge Mann, zu Arkadij gewandt, hinzu. »Fahren Sie mit mir, Jewgenij Wassilitsch kann Ihren Tarantaß nehmen, das ist sogar das Allerbequemste.«

»Aber ich bitte Sie, das ist ja gar nicht Ihr Weg, und bis zu uns nach Hause ist es recht weit.«

»Das macht nichts, das macht nichts, ich habe Zeit genug, und außerdem habe ich in dieser Gegend auch Geschäfte.«

»Branntweingeschäfte?« fragte Arkadij mit etwas zu betonter Verachtung.

Aber Sitnikow war in einer solchen Verzweiflung

daß er, ganz gegen seine Gewohnheit, nicht einmal zu lachen anfing.
»Ich versichere Sie, meine Kalesche ist außerordentlich bequem,« fing Sitnikow wieder an, »es ist Platz genug für uns alle.«
»Kränken Sie Monsieur Sitnikow nicht durch eine Weigerung«, meinte Anna Sergejewna.
Arkadij sah sie an und neigte den Kopf zum Zeichen seines Gehorsams.
Die Gäste fuhren nach dem Frühstück ab. Als Basarow sich von der Odinzowa verabschieden wollte, reichte sie ihm die Hand und sagte:
»Wir sehen uns doch wieder, nicht wahr?«
»Wie Sie befehlen«, antwortete Basarow.
»Dann sehen wir uns bestimmt wieder.«
Arkadij trat als erster auf die Freitreppe hinaus und setzte sich in Sitnikows Kalesche. Der Haushofmeister war ihm respektvoll beim Einsteigen behilflich, während Arkadij in einer solchen Stimmung war, daß er ihn am liebsten verprügelt oder laut geweint hätte. Basarow nahm im Tarantaß Platz.
Als sie die Chochlowski-Ansiedlung erreicht hatten, wartete Arkadij, bis der Krugwirt Fedot die Pferde vorgespannt hatte, dann trat er an den Tarantaß heran und sagte mit seinem alten, von Herzen kommenden Lächeln zu Basarow:
»Jewgenij, nimm mich mit, ich möchte mit zu dir kommen.«
»Steige nur ein!« brummte Basarow durch die Zähne.
Sitnikow, der mit munterem Pfeifen um seine Equipage herumspazierte, sperrte nur den Mund auf, als er diese Worte hörte, aber Arkadij nahm kaltblütig seine Sachen aus der Kalesche, setzte sich neben Basarow, grüßte seinen bisherigen Reisegenossen höflich und schrie: »Los!«
Der Tarantaß rollte davon und war bald verschwunden. Sitnikow war jetzt völlig verwirrt, er sah seinen

Kutscher an, aber der spielte nur gleichgültig mit der Peitsche am Schwanz des Beipferdes herum. Da sprang Sitnikow in die Kalesche, schrie zwei vorbeikommende Bauern an: »Setzt doch die Mützen ordentlich auf, ihr Dummköpfe!« und fuhr dann zur Stadt, wo er spät abends ankam, um am nächsten Tage bei der Kukschina aus Leibeskräften auf diese beiden »widerlichen und eingebildeten Lümmel« zu schimpfen.

Als er im Tarantaß saß, drückte Arkadij seinem Freunde kräftig die Hand und sagte lange Zeit kein Wort. Und Basarow verstand seinen Händedruck und sein Schweigen und wußte beides zu würdigen. Die ganze letzte Nacht hatte er wach gelegen und nicht einmal geraucht und schon seit mehreren Tagen hatte er fast nichts gegessen. Finster und scharf zeichnete sich unter der aufgestülpten Mütze sein abgemagertes Profil ab.

»Weißt du was, Bruder?« sagte er endlich, »gib mir doch eine Zigarre. Und dann sieh einmal nach, ob meine Zunge nicht belegt ist.«

»Ja, belegt ist sie«, antwortete Arkadij.

»Na, also, darum schmeckt mir auch die Zigarre nicht. Die ganze Maschine ist aus dem Leim gegangen.«

»Du hast dich wirklich in der letzten Zeit sehr verändert«, bemerkte Arkadij.

»Das macht nichts! Wir kommen schon wieder in Ordnung. Eins ist nur dumm – meine Mutter ist von einer so schrankenlosen Fürsorglichkeit, sie bringt sich um, wenn man sich nicht einen dicken Bauch anmästet und zehnmal am Tage ißt. Mein Vater ist anders, der hat selbst allerhand mitgemacht, der ist selbst gebeutelt und gesiebt worden. Nein, mit dem Rauchen ist es nichts«, setzte er hinzu und schleuderte die Zigarre in den Staub der Straße.

»Bis zu eurem Gut sind es fünfundzwanzig Werst?« fragte Arkadij.

»Ja, fünfundzwanzig. Schließlich kannst du ja auch diesen Weisen da fragen.«
Er wies auf den Bauern, der auf dem Bock saß, einen von Fedots Knechten.
Aber der Weise antwortete nur: »Wer kann das wissen? Die Werste sind hier nicht gezählt«, und fuhr fort, halblaut auf das Mittelpferd zu schimpfen, das beständig mit dem Kopf in die Höhe fuhr und an den Zügeln riß.
»Ja, ja,« sagte Basarow, »da haben wir einmal eine Lehre gekriegt, mein junger Freund, eine ganz ausgezeichnete Lehre. Der Teufel soll wissen, was das für ein Unsinn ist! Jeder Mensch hängt an einem Faden, jede Minute kann sich unter ihm ein Abgrund auftun, und er muß sich dabei noch selbst alle Arten von Widerwärtigkeiten einbrocken und sich das Leben verderben.«
»Worauf spielst du an?« fragte Arkadij.
»Ich spiele auf gar nichts an, ich sage ganz direkt, daß wir uns alle beide höchst töricht benommen haben. Was gibt es da viel zu reden! Aber ich habe schon in der Klinik die Beobachtung gemacht: wenn der Kranke erst einmal anfängt, sich über seine eigene Krankheit zu ärgern, dann wird er ihrer auch unbedingt Herr.«
»Ich verstehe dich nicht ganz«, meinte Arkadij. »Ich denke doch, du hättest am allerwenigsten Grund, dich zu beklagen.«
»Nun, wenn du mich nicht ganz verstehst, so will ich dir folgendes sagen: besser auf der Straße Steine klopfen als einer Frau auch nur eine Fingerspitze überlassen. Das ist alles . . .« Basarow hätte beinahe wieder seinen Lieblingsausdruck »Romantik« gebraucht, hielt aber inne und sagte, »dummes Zeug. Du wirst es mir jetzt nicht glauben wollen, was ich dir sage: Du und ich, wir sind alle beide in Weibergesellschaft geraten und haben uns da wohlgefühlt. Aber

sich von einer solchen Gesellschaft losreißen, das is
dasselbe, als wenn man sich an einem heißen Tag
mit kaltem Wasser begießt. Ein Mann soll sich nich
mit solchen Dummheiten abgeben. Der Mann sol
wild sein, sagt ein ausgezeichnetes spanisches Sprich
wort. Sage mal, du, alter Schlaukopf,« wandte e
sich an den Bauern auf dem Kutschbock, »hast du
eine Frau?«
Der Bauer kehrte den beiden Freunden sein flaches
kurzsichtiges Gesicht zu.
»Eine Frau? Gewiß. Wie sollte ich denn keine Frau
haben?«
»Schlägst du sie?«
»Die Frau? Das kommt alles vor. Ohne Grund schla
gen wir sie schon nicht.«
»Gut. Nun, und schlägt sie dich auch?«
Der Bauer riß mit einem jähen Ruck an den Zügeln.
»Was für ein Wort hast du da gesagt, Herr! Du wills
dir wohl einen Spaß machen . . .«
Er war offensichtlich gekränkt.
»Da hörst du es, Arkadij Nikolajewitsch! Und wi
beide haben uns schlagen lassen . . . Das kommt da
von, wenn man ein gebildeter Mensch ist.«
Arkadij lachte gezwungen, Basarow wandte sich zu
Seite und tat während der ganzen Fahrt nicht meh
den Mund auf.
Die fünfundzwanzig Werst kamen Arkadij vor wi
fünfzig. Endlich tauchte am Hang eines abschüssi
gen Hügels das kleine Dörfchen auf, in dem Basa
rows Eltern lebten. Dicht daneben wurde das vo
jungen Birken umgebene, strohgedeckte Herrenhau
sichtbar. Vor der ersten Hütte, an der sie vorbei
kamen, standen zwei Bauern, die Mützen auf den
Kopf, und zankten sich. »Du bist ein großes Schwein,«
sagte der eine, »und schlimmer als ein kleines Span
ferkel.« »Und deine Frau ist eine Hexe«, gab de
andere zurück.

»An der schönen Zwanglosigkeit des Umgangstones und an der neckischen Heiterkeit ihrer Redewendungen kannst du schon sehen, daß die Bauern es bei meinem Vater nicht allzu schlecht haben«, sagte Basarow zu Arkadij. »Aber da kommt er ja schon selbst auf die Freitreppe heraus. Er hat das Schellengeläut gehört. Das ist er, das ist er, ich erkenne ihn deutlich. Aber wie grau er geworden ist, der arme Kerl!«

XX

BASAROW BEUGTE SICH AUS DEM TARANTASS, Arkadij sah ihm über die Schulter und erblickte auf der Freitreppe des Herrenhauses einen hochgewachsenen, hageren Mann mit wirren Haaren und einer schmalen Adlernase, in einen offenstehenden alten Militärrock gekleidet. Er stand mit gespreizten Beinen da, rauchte eine lange Pfeife und blinzelte in der Sonne.

Der Wagen hielt.

»Endlich bist du da!« sagte Basarows Vater und rauchte weiter, obwohl das Pfeifenrohr ihm nur so zwischen den Fingern tanzte. »Steige aus, steige aus, wir wollen uns begrüßen!«

Er umarmte den Sohn... »Jenjuscha, Jenjuscha!« ließ sich eine zitternde Frauenstimme vernehmen. Die Tür ging auf und auf der Schwelle erschien eine kleine, rundliche alte Frau in weißer Haube und kurzer, bunter Jacke. Sie schrie auf, schwankte und wäre ohne Zweifel gefallen, wenn Basarow sie nicht aufgefangen hätte. Ihre rundlichen Arme schlangen sich um seinen Hals, ihr Kopf ruhte an seiner Brust, alles schwieg, und es war nichts zu hören als ihr abgebrochenes Schluchzen.

Der alte Basarow holte tief Atem und blinzelte noch hastiger als zuvor.

»Nun, genug, genug, Arischa, höre nur auf!« sagte

er und wechselte einige Blicke mit Arkadij, der un
beweglich neben dem Tarantaß stand. Sogar der Baue
auf dem Bock sah zur Seite. »Das ist wirklich nich
nötig! Bitte, höre jetzt auf!«
»Ach, Wassilij Iwanytsch,« flüsterte die Alte, »end
lich, endlich, du mein Väterchen, du mein Täub
chen, Jenjuschenka . . .«, und ohne ihn loszulassen
hob sie ihr tränenüberströmtes, gerührtes, runzliges
Gesicht zu Basarow auf, sah ihn mit einem seligen
und dabei drolligen Blick an und sank dann von
neuem an seine Brust.
»Nun ja, natürlich, das liegt so in der Natur der
Dinge,« sagte Wassilij Iwanytsch, »aber laßt uns doch
lieber hineingehen. Jewgenij hat einen Gast mitge-
bracht. Entschuldigen Sie,« setzte er, zu Arkadij ge-
wandt, hinzu und scharrte ein wenig mit dem Fuß
»Sie verstehen, die weibliche Schwachheit. Nun, das
Herz einer Mutter . . .«
Dabei zitterten ihm selbst die Lippen, es zuckte ihm
um die Augenbrauen, und das Kinn bebte hin und
her . . . aber er legte offenbar Wert darauf, sich zu
beherrschen und möglichst gleichgültig zu erschei-
nen. Arkadij verbeugte sich.
»Komm, Mütterchen, wirklich . . . »redete Basarow
ihr zu und führte die völlig aufgelöste alte Frau ins
Haus. Er setzte sie in einen bequemen Lehnsessel
umarmte sich noch einmal flüchtig mit seinem Vater
und stellte ihm dann Arkadij vor.
»Freue mich herzlich, Ihre Bekanntschaft zu ma-
chen,« sagte Wassilij Iwanowitsch, »nur müssen Sie
schon vorlieb nehmen, hier bei mir geht alles ein-
fach zu, soldatisch. Arina Wlaßjewna, beruhige dich
tu' mir den Gefallen! Was ist das für eine Schwäche
Was soll der Herr Gast von dir denken?«
»Ach, Väterchen,« sagte die alte Frau schluchzend
zu Arkadij, »ich habe ja noch gar nicht die Ehre
Ihren Namen und Vatersnamen zu kennen . . .«

»Arkadij Nikolaitsch«, soufflierte ihr Wassilij Iwanytsch mit wichtiger Miene.
»Verzeihen Sie mir, ich bin so dumm.« Die Alte schneuzte sich, neigte den Kopf nach rechts und dann nach links und trocknete sich sorgfältig erst das eine, und dann das andere Auge. »Verzeihen Sie mir. Ich habe immer gedacht, ich würde sterben müssen, ohne noch einmal mein Täubchen zu sehen zu krie-ie-ie-gen . . .«
»Und nun haben wir ihn doch zu sehen gekriegt, Madame«, meinte Wassilij Iwanowitsch und wandte sich an ein barfüßiges dreizehnjähriges Mädchen in einem leuchtendroten Zitzkleid, das schüchtern durch die Türspalte ins Zimmer lugte: »Tanjuschka, bringe der gnädigen Frau ein Glas Wasser, aber auf einem Teebrett, hörst du? Und Sie, meine Herren, setzte er mit altmodischer Schalkhaftigkeit hinzu, »gestatten Sie, daß ich Sie in das Kabinett eines alten Veteranen führe.«
»Ach, nur noch ein einziges Mal laß mich dich umarmen, Jenjuschetschka«, stöhnte Arina Wlaßjewna. Basarow beugte sich über sie. »Ach, was für ein hübscher Mensch du geworden bist!«
»Nun, ein hübscher Mensch oder nicht,« bemerkte Wassilij Iwanowitsch, »aber ein Mann ist er geworden, ein homme fait, wie man zu sagen pflegt. Und jetzt hoffe ich, du wirst dein Mutterherz gesättigt haben, Arina Wlaßjewna, und dafür sorgen, daß auch unsere lieben Gäste gesättigt werden, denn du weißt doch, daß die Nachtigall vom Singen nicht satt wird.«
Die Alte erhob sich von ihrem Sessel. »Sofort, sofort, Wassilij Iwanytsch, der Tisch wird gleich gedeckt sein, ich laufe schon in die Küche, ich lasse den Samowar aufstellen, alles mache ich, alles. Ich habe ihn doch ganze drei Jahre nicht gesehen, habe ihm nichts zu essen und nichts zu trinken geben können!«
»Nun, sieh nur zu, daß du als Hausfrau Ehre ein-

legst! Und Sie, meine Herren, darf ich wohl bitten, sich zu mir bemühen zu wollen? Da ist ja auch Timofeitsch gekommen, um dich zu begrüßen, Jewgenij. Ja, der hat auch seine Freude, der alte Knasterbart. Was? Du freust dich doch, alter Knasterbart? Nun, darf ich bitten?«

Und Wassilij Iwanowitsch schlurfte in seinen schiefgetretenen Pantoffeln geschäftig voran.

Sein ganzes Haus bestand aus sechs winzigen Zimmern. Eins von ihnen, in das er jetzt unsere Freunde führte, wurde das Kabinett genannt. Ein dickbeiniger Tisch, der fast den ganzen Raum zwischen den beiden Fenstern einnahm, war über und über mit Papieren bedeckt, die ganz schwarz von altem Staube waren und wie geräuchert aussahen. An den Wänden hingen Türkenflinten, Kosakenpeitschen, Säbel, zwei Landkarten, einige anatomische Zeichnungen, ein Porträt Hufelands, ein aus Haaren geflochtenes Monogramm in einem schwarzen Rahmen und ein Diplom unter Glas. Ein an manchen Stellen eingebeultes und zerrissenes Ledersofa stand zwischen zwei ungeheueren Birkenmaserschränken. Auf den Wandbrettern drängten sich in unordentlichem Durcheinander Bücher, Schachteln, ausgestopfte Vögel, Büchsen und Arzneigläschen. In einer Ecke stand eine zerbrochene Elektrisiermaschine.

»Ich habe Sie bereits darauf aufmerksam gemacht, mein verehrter Gast,« nahm Wassilij Iwanytsch das Wort, »daß wir hier sozusagen wie im Biwak leben.«

»Aber so höre doch auf, wozu entschuldigst du dich?« unterbrach ihn Basarow. »Kirsanow weiß sehr gut, daß wir keine Krösusse sind und daß du kein Palais hast. Wo bringen wir ihn unter, das ist jetzt die Frage?«

»Aber ich bitte dich, Jewgenij, ich habe ein ausgezeichnetes Zimmer dort im Seitenflügel, da wird er gut aufgehoben sein.«

»Du hast einen Flügel anbauen lassen?«
»Aber gewiß, wo das Bad ist . . .«, mischte Timofeitsch sich ein.
»Das heißt, neben dem Badezimmer«, beeilte sich Wassilij Iwanowitsch hinzuzusetzen. »Jetzt ist doch Sommer . . . Ich will gleich hin, um das Nötige zu veranlassen. Und du, Timofeitsch, kümmere dich vorläufig um ihr Gepäck. Dir, Jewgenij, stelle ich natürlich mein Kabinett zur Verfügung. Suum cuique.«
»Sieh dir den an! Ein spaßiger alter Knabe, aber wirklich ein guter Kerl!« meinte Basarow, als Wassilij Iwanowitsch draußen war. »Der ist ebenso ein Sonderling wie dein Vater, nur auf eine andere Art. Er schwatzt nur ein bißchen viel.«
»Und deine Mutter scheint eine reizende Frau zu sein«, bemerkte Arkadij.
»Ja, sie ist ohne Falsch. Paß nur auf, was für ein Mittagessen sie auf den Tisch bringen wird.«
»Heute haben wir Sie gar nicht erwartet, Väterchen, so haben wir kein frisches Fleisch besorgt«, sagte Timofeitsch, der gerade mit Basarows Koffer ins Zimmer kam.
»Es wird auch ohne Fleisch gehen, wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Armut ist kein Laster, heißt es.«
»Wieviel Seelen hat dein Vater?« fragte Arkadij.
»Das Gut gehört nicht ihm, sondern meiner Mutter. Fünfzehn Seelen, glaube ich.«
»Aber es sind doch zweiundzwanzig im ganzen«, wandte Timofeitsch unzufrieden ein.
Man hörte Pantoffelschlurfen, und Wassilij Iwanowitsch kam wieder herein.
»In einigen Minuten wird Ihr Zimmer bereit sein, Sie aufzunehmen,« rief er feierlich, »Arkadij Nikolaitsch? So belieben Sie doch zu heißen? Und hier haben Sie auch Bedienung«, setzte er hinzu und

wies auf einen mit ihm zugleich eingetretenen, kurzgeschorenen Jungen im blauen, an den Ellbogen zerrissenen Kaftan und in Stiefeln, die offensichtlich nicht für ihn gearbeitet waren. »Er heißt Fedka. Ich wiederhole es noch einmal, obwohl mein Sohn es mir verboten hat, Sie müssen schon vorlieb nehmen. Übrigens versteht er es, eine Pfeife zu stopfen. Sie rauchen doch?«

»Ja, aber meistens Zigarren«, antwortete Arkadij.

»Daran tun Sie sehr gut. Ich selbst gebe auch eigentlich Zigarren den Vorzug, aber in dieser entlegenen Landschaft ist ihre Herbeischaffung eine außerordentlich erschwerte.«

»Nun höre schon auf mit deinen Klageliedern«, unterbrach ihn Basarow wieder. »Setze dich lieber da aufs Sofa und laß dich ansehen.«

Wassilij Iwanowitsch lachte und ließ sich nieder. Er sah seinem Sohn sehr ähnlich, nur die Stirn war bei ihm niedriger und schmäler und der Mund ein wenig breiter. Er war beständig in Bewegung und schob die Schultern unaufhörlich hin und her, als sei ihm der Rock unter den Achselhöhlen zu eng, blinzelte, hüstelte und bewegte die Finger, während sein Sohn durch lässige Unbeweglichkeit auffiel.

»Klagelieder singen!« wiederholte Wassilij Iwanowitsch. »Glaube nur nicht, Jewgenij, ich wolle das Mitleid unseres Gastes erregen: Da, sehen Sie, in was für einer Einöde wir hier leben! Im Gegenteil, ich bin der Meinung, daß es für einen denkenden Menschen überhaupt keine Einöde geben kann. Wenigstens gebe ich mir alle Mühe, nach Möglichkeit, wie man zu sagen pflegt, kein Moos anzusetzen, hinter der Zeit nicht zurückzubleiben.«

Wassilij Iwanowitsch zog aus der Tasche ein neues, gelbes Foulard-Tuch, das er sich schnell eingesteckt hatte, als er weggegangen war, um nach Arkadijs Zimmer zu sehen, schwenkte es hin und her und

fuhr fort: »Ich will schon gar nicht davon reden, daß ich zum Beispiel nicht ohne empfindliche Opfer meinerseits meine Bauern auf Pachtzins gesetzt und ihnen die Hälfte meines Landes abgetreten habe. Ich hielt das für meine Pflicht, das gebietet in diesem Falle schon der gesunde Menschenverstand, obwohl andere Gutsbesitzer nicht einmal daran denken, aber ich spreche von den Wissenschaften, von der Bildung.«

»Ja, da sehe ich bei dir gerade den ‚Gesundheitsfreund auf das Jahr 1855' liegen«, bemerkte Basarow.

»Den schickt mir ein alter Kollege, ein guter Bekannter,« sagte Wassilij Iwanowitsch hastig, »aber zum Beispiel verstehen wir immer noch etwas von der Phrenologie,« setzte er, übrigens hauptsächlich zu Arkadij gewandt, hinzu, und wies auf einen kleinen Gipskopf, der oben auf dem Schrank stand und in lauter numerierte viereckige Felder eingeteilt war, »uns ist auch Schönlein nicht unbekannt geblieben – und Rademacher.«

»Glaubt man denn im ***schen Gouvernement noch an Rademacher?« fragte Basarow.

Wassilij Iwanowitsch hustete.

»Im Gouvernement . . . Natürlich, meine Herren, das müssen Sie besser wissen. Wir können Sie nicht mehr einholen. Sie sind doch dazu da, um uns abzulösen. Zu meiner Zeit wurde über einen Humoralisten Hoffmann, über einen gewissen Brown mit seinem Vitalismus viel gelacht, und sie hatten doch auch einmal von sich reden gemacht. Jetzt ist irgendein Neuer an Rademachers Stelle getreten, Sie huldigen ihm, und in zwanzig Jahren wird man auch über ihn lachen.«

»Ich kann dir zum Trost sagen,« meinte Basarow, »daß wir jetzt über die Medizin überhaupt lachen und gar keinem mehr huldigen.«

»Wieso? Wieso? Du willst doch Doktor werden?«
»Das will ich schon, aber das eine braucht ja das andere nicht auszuschließen.«
Wassilij Iwanowitsch drückte den Mittelfinger in den Pfeifenkopf, in dem noch etwas Asche glomm.
»Nun, es kann sein, es kann sein, ich will das nicht bestreiten. Was bin ich denn schließlich? Ein Regimentsarzt a. D., voilà tout, und jetzt bin ich unter die Agronomen gegangen. Ich habe in der Brigade Ihres Großvaters gedient,« wandte er sich wieder an Arkadij, »jawohl, jawohl, ich habe allerhand zu sehen bekommen in meinem Leben. In was für Gesellschaften habe ich mich nicht bewegt, mit wem habe ich nicht zu tun gehabt! Ich, ich selbst, den Sie hier vor sich zu sehen belieben, ich habe dem Fürsten Wittgenstein und Shukowski den Puls gefühlt! Und dann in der Südarmee, die vom vierzehnten*), verstehen Sie,« und Wassilij Iwanowitsch kniff vielsagend die Lippen zusammen, »alle habe ich Sie gekannt, könnte Sie Ihnen alle aufzählen. Nun, das war schon nicht mehr meine Sache. Geh du nur richtig mit deiner Lanzette um und damit basta! Aber ihr Großvater, das war ein sehr ehrenwerter Mann, ein richtiger Soldat.«
»Gib es nur zu, er war ein ziemlich dummer Klotz«, meinte Basarow phlegmatisch.
»Ach, Jewgenij, wie du dich aber ausdrückst! Um Gottes willen . . . Natürlich, General Kirsanow gehörte nicht zu . . .«
»Nun, laß ihn schon ruhen«, unterbrach Basarow. »Beim Ankommen habe ich mich so über dein Birkenwäldchen gefreut, das hat sich prachtvoll herausgemacht.«
Wassilij Iwanowitsch wurde lebhaft.
»Aber du sollst erst sehen, wie mein Garten sich entwickelt hat! Jedes Bäumchen habe ich selbst ge-

*) 14. Dezember 1825 — die Dekabristen.

pflanzt. Da gibt es Obst und Beeren und alle Arten von Arzneipflanzen. Ja, wie weit Sie es auch gebracht haben mögen, meine jungen Herren, der alte Parazelsus hat doch eine heilige Wahrheit ausgesprochen: in herbis, verbis et lapidibus . . . Du weißt ja, daß ich mich von der Praxis zurückgezogen habe, aber so zweimal in der Woche muß ich doch immer zur alten Liebe zurückkehren. Sie kommen und fragen einen um Rat, da kann man sie nicht wegjagen. Arme Leute bitten einen um Hilfe, und Ärzte gibt es hier ja überhaupt nicht. Ein Nachbar von mir, stell' dir vor, ein verabschiedeter Major, kuriert auch. Ich frage ihn, ob er Medizin studiert hat. Nein, sagt er, studiert hat er nicht, er tut es mehr so aus Philanthropie . . . Ha ha! Aus Philanthropie! Was? Haha! Haha!«

»Fedka! Stopfe mir eine Pfeife!« rief Basarow barsch.

»Da ist noch so ein Doktor, der kommt einmal zu einem Kranken,« fuhr Wassilij Iwanowitsch mit einer Art von Verzweiflung fort, »und der Kranke ist schon ad patres. Der Diener will den Doktor nicht hereinlassen und sagt, es sei nicht mehr nötig. Darauf war der nicht vorbereitet, er wurde ganz verwirrt und fragt schließlich: »Hat dein Herr vor dem Tode den Schluckauf gehabt?« – »Jawohl.« – »Stark?« – »Jawohl.« – »Ah, nun – das ist sehr gut!« – Und weg ist er. Hahaha!«

Der Alte lachte allein, Arkadij lächelte höflich und Basarow rauchte schweigend weiter. Das Gespräch zog sich in dieser Art etwa eine Stunde hin. Dazwischen ging Arkadij einmal in sein Zimmer. Es war eine Art Badevorzimmer, aber sehr behaglich und sauber. Schließlich kam Tanjuscha und meldete, das Essen sei fertig.

Wassilij Iwanowitsch erhob sich als erster.

»Kommen Sie, meine Herren! Verzeihen Sie mir großmütig, wenn ich Sie gelangweilt habe. Hoffent-

lich wird meine Hausfrau Sie um so mehr zufriedenstellen.«

Das Essen war sehr gut, sogar überreichlich, obwohl es in aller Eile zubereitet worden war. Nur der Wein hätte besser sein können. Der nahezu schwarze Sherry, den Timofeitsch in der Stadt bei einem Kaufmann seiner Bekanntschaft besorgt hatte, schmeckte teils nach Honig, teils nach Kolophonium. Sehr störend waren die vielen Fliegen; gewöhnlich mußte einer von den Hofjungen dabeistehen und sie mit einem großen grünen Zweige wegscheuchen, diesmal hatte ihn aber Wassilij Iwanowitsch aus Furcht vor der Kritik der jungen Generation fortgeschickt. Arina Wlaßjewna hatte sich festlich angezogen, sie trug eine hohe Haube mit Seidenbändern und einen blauen, gestickten Shawl. Kaum sah sie ihren Jenjuscha, als sie wieder zu weinen anfing, aber ihr Mann brauchte sie nicht erst zu beruhigen, denn sie trocknete sich selbst so schnell wie möglich die Tränen ab, um den Shawl nicht zu verderben. Nur die jungen Leute aßen, die Wirte selbst hatten schon längst gespeist. Fedka, der sichtlich unter den ungewohnten Stiefeln litt, bediente bei Tisch und wurde dabei von einer einäugigen Frau mit männlichen Gesichtszügen unterstützt, die Anfisuschka hieß und gleichzeitig die Obliegenheiten einer Beschließerin, Wäscherin und Aufseherin des Geflügelhofs versah. Wassilij Iwanowitsch ging während des ganzen Essens im Zimmer auf und ab und sprach mit glücklichem, ja fast verzücktem Gesicht von den schweren Besorgnissen, die die Politik Napoleons ihm einflößte, und von der Verworrenheit der italienischen Frage. Arina Wlaßjewna hatte kein Auge für Arkadij und nötigte ihn auch nicht; das runde Gesicht, dem die kleinen, dicken, kirschfarbenen Lippen und die Muttermale auf den Wangen und über den Augenbrauen einen Ausdruck von herzlichster Gutmütigkeit gaben, hielt sie auf

die Faust gestützt, sah den Sohn unverwandt an und seufzte unaufhörlich; sie hätte für ihr Leben gern gewußt, auf wie lange er gekommen war, und fürchtete sich doch, ihn danach zu fragen. »Wenn er nun sagt: auf zwei Tage?« dachte sie, und das Herz wollte ihr stillstehen. Nach dem Braten verschwand Wassilij Iwanowitsch für einen Augenblick und kam mit einer bereits entkorkten halben Flasche Champagner zurück. »Bitte sehr!« rief er, »wenn wir auch in der Wildnis leben, aber für feierliche Gelegenheiten haben wir doch immer etwas bereit, um miteinander vergnügt zu sein!« Er schenkte drei Kelche und ein kleines Gläschen voll, brachte die Gesundheit der »unschätzbaren Gäste« aus, leerte sein Kelchglas nach soldatischer Sitte auf einen Zug und zwang Arina Wlaßjewna, ihr Gläschen bis auf den letzten Tropfen auszutrinken. Als das Eingemachte kam, fühlte Arkadij sich trotz seiner Abneigung gegen alle Süßigkeiten verpflichtet, vier verschiedene Sorten eben erst eingemachter Früchte zu versuchen, um so mehr als Basarow rundweg ablehnte und sich sofort seine Zigarre anzündete. Dann erschien Tee mit Sahne und Brezeln, und schließlich führte Wassilij Iwanowitsch seine Gäste in den Garten, um den schönen Abend zu genießen. Als sie an einem Bänkchen vorbeikamen, flüsterte er Arkadij zu: »An dieser Stelle hier liebe ich es, zu philosophieren und dem Untergang der Sonne zuzusehen: so ziemt es sich für einen Einsiedler. Und dort, etwas weiter, habe ich einige von den Lieblingsbäumen des Horaz gepflanzt.«

»Was für Bäume?« fragte Basarow, der trotzdem zugehört hatte.

»Nun . . . Akazien.«

Basarow begann zu gähnen.

»Mich dünkt, es ist Zeit, daß unsere Reisenden sich in Morpheus Arme begeben«, meinte Wassilij Iwanowitsch.

»Das heißt also: Schlafengehen«, erwiderte Basarow. »Das scheint mir allerdings angebracht. Wahrhaftig, es ist Zeit.«

Als er seiner Mutter gute Nacht sagte, küßte er sie auf die Stirn, sie umarmte ihn und machte hinter seinem Rücken dreimal verstohlen das Zeichen des Kreuzes. Wassilij Iwanowitsch geleitete Arkadij in sein Zimmer und wünschte ihm »eine ebenso wohltätige und gesegnete Ruhe, wie ich mich ihrer in jenen glücklichen Jahren erfreuen durfte«. Und tatsächlich schlief Arkadij in seinem Badevorzimmer ganz ausgezeichnet. Es roch darin nach Minze, und hinter dem Ofen zirpten einschläfernd zwei Heimchen. Wassilij Iwanowitsch ging von Arkadij zu seinem Sohn ins Kabinett, setzte sich ihm zu Füßen auf das Sofa und wollte mit ihm plaudern, aber Basarow schickte ihn gleich weg und sagte, er wolle schlafen. In Wirklichkeit schlief er aber erst beim Morgengrauen ein. Mit weitgeöffneten Augen starrte er finster in die Dunkelheit. Erinnerungen aus seiner Kindheit hatten keine Macht über ihn, aber er konnte sich nicht losreißen von den bitteren Eindrücken der letzten Tage. Arina Wlaßjewna verrichtete erst ihr Abendgebet, dann sprach sie lange, lange mit Anfisuschka, die wie angewurzelt vor der Herrin stand, sie mit ihrem einen Auge starr ansah und ihr mit geheimnisvollem Flüstern auseinandersetzte, wie sie Jewgenij Wassiljewitsch gefunden habe und was sie über ihn denke. Der alten Frau schwindelte der Kopf vor Freude, vor Wein, vor Zigarrenrauch; ihr Mann wollte noch mit ihr sprechen, aber das erwies sich als unmöglich.

Arina Wlaßjewna war eine richtige russische Edelfrau alten Schlages. Sie hätte zweihundert Jahre früher leben müssen, in den Zeiten des alten Moskowitertums. Sie war sehr fromm und sensibel, glaubte an alle möglichen Vorzeichen, Wahrsagungen, Bespre-

chungen, Träume, glaubte an »Gottesnarren«, Hauskobolde, Waldgeister, unheilbringende Begegnungen, an den bösen Blick, an volkstümliche Heilmittel, an das Gründonnerstagssalz, an das baldige Ende der Welt; sie glaubte daran, daß der Buchweizen gut gerät, wenn zu Ostern im Nachtgottesdienst die Kerzen nicht auslöschen, und daß die Pilze nicht mehr wachsen, sobald ein menschliches Auge sie erblickt hat; sie glaubte, daß der Teufel sich mit Vorliebe da aufhält, wo Wasser in der Nähe ist, und daß alle Juden einen Blutflecken auf der Brust haben; sie fürchtete sich vor Mäusen, Nattern, Fröschen, Sperlingen, Blutegeln, vor Gewittern, kaltem Wasser, Zugwind, Pferden, Ziegenböcken, rothaarigen Menschen und schwarzen Katzen und hielt Heimchen und Hunde für unreine Tiere; sie aß kein Kalbfleisch, keine Tauben, keine Krebse, keinen Käse, keinen Spargel, keine Artischocken, keine Hasen, keine Wassermelonen – weil eine angeschnittene Wassermelone an das Haupt Johannis des Täufers erinnert – und sprach von Austern nicht anders als mit zitterndem Entsetzen. Sie aß gern etwas Gutes und hielt die Fasten mit größter Strenge; sie schlief jede Nacht ihre zehn Stunden und legte sich überhaupt nicht zu Bett, wenn Wassilij Iwanowitsch Kopfweh hatte; sie hatte außer »Alexis oder die Hütte im Walde« nicht ein einziges Buch gelesen, schrieb im Jahr einen, höchstens zwei Briefe, wußte aber in der Hauswirtschaft, im Trocknen und Einmachen von Früchten ausgezeichnet Bescheid, obwohl sie selbst nie Hand anlegte und sich überhaupt ungern von der Stelle rührte. Arina Wlaßjewna war eine herzensgute und in ihrer Art keineswegs dumme Frau. Sie wußte, daß es auf der Welt Herren gibt, die befehlen, und einfache Leute, die gehorchen müssen, und darum fand sie auch jede Art von Unterwürfigkeit und Verbeugungen bis zur Erde durch-

aus in der Ordnung; aber sie behandelte ihre Untergebenen freundlich und milde, ließ keinen Bettler ohne Almosen fort und urteilte nie einen Menschen ab, obwohl sie zuzeiten gern ein wenig klatschte. In ihrer Jugend war sie sehr anmutig gewesen, hatte das Clavicord gespielt und etwas Französisch gesprochen. Aber in den langen Jahren des Umherziehens mit ihrem Manne, den sie gegen ihren Willen hatte heiraten müssen, war sie dick geworden und hatte ihre Musik und ihr Französisch vergessen. Ihren Sohn liebte und fürchtete sie unbeschreiblich. Die Verwaltung des Gutes überließ sie Wassilij Iwanowitsch und mischte sich nie hinein; sie seufzte nur, fächelte sich mit ihrem Taschentuch Luft zu und zog vor Schreck die Brauen immer höher und höher, wenn der Alte wieder einmal von bevorstehenden Neuerungen und von seinen Plänen anfing. Sie war ängstlich um ihre Gesundheit besorgt, fürchtete beständig das Hereinbrechen irgendeines großen Unglücks und fing sofort an zu weinen, wenn ihr irgend etwas Trauriges einfiel . . . Mehr und mehr stirbt diese Art von Frauen aus. Gott weiß, ob man sich darüber freuen soll!

XXI

ALS ARKADIJ AUFGESTANDEN WAR, ÖFFNETE ER das Fenster, und das erste, was er sah, war Wassilij Iwanowitsch. In einem bucharischen, mit einem Taschentuch umgürteten Schlafrock machte sich der Alte eifrig im Gemüsegarten zu schaffen. Er bemerkte seinen jungen Gast, stützte sich auf seinen Spaten und rief:

»Guten Morgen! Wie haben Sie beliebt zu schlafen?«

»Ausgezeichnet!« antwortete Arkadij.

»Und mich sehen Sie hier als eine Art Cincinnatus, ich lege gerade ein Herbstrübenbeet an. Die Zeit

ist jetzt so – und Gott sei Dank ist sie das! – daß jeder mit seiner eigenen Hände Arbeit für seinen Unterhalt sorgen muß, auf andere Leute kann man sich nicht mehr verlassen, da muß man schon selbst zugreifen. Und da sieht man, wie recht doch Jean Jacques Rousseau hat. Vor einer halben Stunde, mein verehrter Herr, hätten Sie mich noch in einer ganz anderen Situation sehen können. Eine Bauernfrau klagte über Preßsucht – so sagen sie hier, wir nennen es Dysenterie, nun . . . und . . . wie drücke ich mich am passendsten aus? . . . ich habe ihr Opium eingeflößt. Einer anderen habe ich einen Zahn ausgezogen. Ich schlug ihr vor, sie mit Äther zu betäuben, aber sie wollte nichts davon wissen. Das mache ich alles gratis, en amateur. Übrigens sehe ich nichts dabei, ich bin ja selbst ein Plebejer, ein homo novus, bin nicht von altem Adel wie meine hohe Gattin . . . Aber möchten Sie sich nicht hierher in den Schatten bemühen und vor dem Tee noch ein wenig frische Morgenluft schöpfen?«

Arkadij kam zu ihm hinaus.

»Noch einmal: Willkommen!« sagte Wassilij Iwanowitsch und legte die Hand militärisch an das speckige Käppchen, das seinen Kopf bedeckte. »Ich weiß ja, Sie sind an Luxus, an Vergnügungen gewöhnt, aber auch die Großen dieser Erde verschmähen es bisweilen nicht, einige Zeit unter dem Dach einer Hütte zuzubringen.«

»Aber ich bitte Sie!« rief Arkadij. »Wieso gehöre ich denn zu den Großen dieser Erde? Und an Luxus bin ich auch nicht gewöhnt.«

»Erlauben Sie, erlauben Sie,« erwiderte Wassilij Iwanowitsch mit einer liebenswürdigen Grimasse, »wenn ich auch jetzt ins Archiv abgelegt worden bin, ich habe mich doch auch einmal in der Welt umgetan, ich kenne den Vogel schon an seinen Federn. In meiner Art bin ich auch ein Psychologe und Phy-

siognomiker. Hätte ich diese Gabe, wenn ich sie so nennen darf, hätte ich diese Gabe nicht gehabt, so wäre ich kleiner Mann immer an die Wand gedrückt worden. Ich sage es Ihnen ohne Komplimente: die Freundschaft, die ich zwischen Ihnen und meinem Sohn bemerke, ist mir eine aufrichtige Freude. Ich war eben erst mit ihm zusammen. Nach seiner Gewohnheit, die Sie wohl kennen, ist er sehr früh aufgestanden und läuft in der Umgegend herum. Erlauben Sie mir die Frage: kennen Sie meinen Jewgenij schon lange?«

»Seit dem letzten Winter.«

»Aha. Und darf ich Sie noch fragen – aber wollen wir uns nicht setzen? – darf ich Sie mit der ganzen Offenheit eines Vaters fragen: was halten Sie eigentlich von meinem Jewgenij?«

»Ihr Sohn ist einer von den bedeutendsten Menschen, die ich jemals getroffen habe«, antwortete Arkadij lebhaft.

Wassilij Iwanowitsch riß plötzlich die Augen weit auf und seine Wangen bedeckten sich mit einer leichten Röte. Der Spaten fiel ihm aus den Händen.

»Also glauben Sie . . .«

»Ich bin überzeugt,« sagte Arkadij, »daß Ihrem Sohn noch eine große Zukunft bevorsteht und daß er Ihren Namen berühmt machen wird. Davon war ich überzeugt vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an.«

»Wie? . . . Wie? . . . Wie war das? . . .« stammelte Wassilij Iwanowitsch mühsam.

Ein verzücktes Lächeln verzog seine breiten Lippen und wich nicht mehr von seinem Gesicht.

»Sie wollen wissen, wie wir uns kennenlernten?«

»Ja . . . und überhaupt . . . «

Arkadij fing an zu erzählen und sprach über Basarow noch feuriger und begeisterter als an dem Abend, als er die Masurka mit der Odinzowa tanzte.

Wassilij Iwanowitsch lauschte ihm, lauschte, schneuzte sich, zerknüllte mit beiden Händen sein Taschentuch, hustete, fuhr sich durch die Haare und konnte endlich nicht mehr an sich halten: er beugte sich über Arkadij und küßte ihn auf die Schulter.

»Sie haben mich sehr, sehr glücklich gemacht«, sagte er immer noch lächelnd. »Ich . . . ich muß Ihnen sagen, daß ich . . . daß ich meinen Sohn geradezu vergöttere. Von meiner Alten will ich gar nicht erst reden – sie ist eben die Mutter! Aber ich wage es nicht, meinem Sohn meine Gefühle zu zeigen, er hat das nicht gern. Er ist ein Feind aller Gefühlsergüsse. Manche machen ihm sogar einen Vorwurf aus dieser Charakterfestigkeit und wollen darin ein Zeichen von Hochmut oder Herzlosigkeit sehen. Aber man darf Leute wie ihn nicht mit gewöhnlichem Maß messen, nicht wahr? Ein anderer zum Beispiel hätte an seiner Stelle seine Eltern immer wieder geschröpft, aber wollen Sie mir wohl glauben, daß er von uns nie eine Kopeke zu viel genommen hat, solange er lebt? Bei Gott!«

»Ja, er ist uneigennützig und ehrlich«, meinte Arkadij.

»Ja, wahrhaftig! Uneigennützig, das ist er! Und wissen Sie, Arkadij Nikolaitsch, ich vergöttere ihn nicht nur, ich bin auch stolz auf ihn, und mein ganzer Ehrgeiz richtet sich darauf, daß in seiner Biographie einmal stehen wird: Sohn eines einfachen Regimentsarztes, der jedoch schon frühzeitig erkannte, was in ihm schlummerte, und für seine Erziehung jedes Opfer brachte . . .«

Dem Alten versagte die Stimme.

Arkadij drückte ihm die Hand.

»Was meinen Sie?« fragte Wassilij Iwanowitsch nach kurzem Schweigen, »wird er den Ruhm, den Sie ihm prophezeien, auf dem Gebiet der Medizin erlangen?«

»Nein, das bestimmt nicht, obwohl er auch hier zu den ersten Gelehrten gehören wird.«

»Auf welchem Gebiet denn, Arkadij Nikolaitsch?«
»Das ist jetzt noch schwer zu sagen, aber berühmt wird er werden.«
»Er wird berühmt werden!« wiederholte der Alte und versank in tiefes Nachdenken.
»Arina Wlaßjewna haben befohlen, Sie zum Tee zu bitten«, sagte Anfisuschka, die mit einer riesigen Schüssel reifer Himbeeren vorüberkam.
Wassilij Iwanowitsch schrak auf.
»Wird es auch recht kalte Sahne zu den Himbeeren geben?«
»Gewiß.«
»Aber sieh zu, daß sie recht kalt ist! Genieren Sie sich nicht, Arkadij Nikolaitsch, greifen Sie nur ordentlich zu! Aber wo bleibt denn Jewgenij?«
»Da bin ich schon«, kam Basarows Stimme aus Arkadijs Zimmer herüber.
Wassilij Iwanowitsch wandte sich mit einem Ruck um.
»Aha! Du wolltest dich nach deinem Freunde umsehen. Da bist du aber zu spät gekommen, amice, wir haben uns schon eine ganze Zeitlang miteinander unterhalten. Jetzt wollen wir Tee trinken gehen, die Mutter ruft schon. Übrigens muß ich noch etwas mit dir besprechen.«
»Was denn?«
»Hier ist ein Bäuerlein, das an Icterus leidet . . .«
»Das heißt, an Gelbsucht?«
»Ja, an einem chronischen und sehr hartnäckigen Icterus. Ich habe ihm Johannis- und Tausendgüldenkraut verschrieben, habe ihm verordnet, Mohrrüben zu essen und ihm Soda gegeben. Aber das sind alles Palliativmittel, er muß etwas Radikaleres kriegen. Wenn du auch über die Medizin lachst, ich glaube doch sicher, daß du mir einen guten Rat geben kannst. Aber davon nachher. Jetzt wollen wir Tee trinken gehen.«

Wassilij Iwanowitsch sprang lebhaft von seiner Bank auf und sang aus »Robert dem Teufel«:

»Der Freude uns, der Freud' uns zu ergeben,
sei uns, sei uns, sei uns der Lebensplan!«

»Was für eine unverwüstliche Lebenskraft!« sagte Basarow vor sich hin und verschwand vom Fenster.
Es war Mittag geworden. Die Sonne brannte durch den dünnen Vorhang geballter weißlicher Wolken hindurch. Alles war still, nur im Dorf krähten einige aufgeregte Hähne und riefen damit in jedem, der sie hörte, ein seltsames Gefühl von Schläfrigkeit und Langerweile hervor. Irgendwo hoch in einem Baumwipfel klang unaufhörlich das weinerliche Piepen eines jungen Habichts. Arkadij und Basarow lagen im Schatten eines kleinen Heuschobers auf einigen Armvoll schon trockenen und raschelnden, aber noch hellgrünen und duftigen Heus.
»Diese Espe da«, sagte Basarow, »erinnert mich immer an meine Kinderzeit, sie steht am Rande einer Grube, die von der ehemaligen Ziegelei nachgeblieben ist, und damals glaubte ich fest, diese Grube und diese Esche müßten einen besonderen Talisman haben: denn wenn ich in ihrer Nähe war, langweilte ich mich nie und war nie schlechter Laune. Ich wußte noch nicht, daß das nur daher kam, daß ich eben noch ein Kind war. Nun, jetzt bin ich erwachsen, und der Talisman hat seine Kraft verloren.«
»Wie lange bist du eigentlich im ganzen hier gewesen?« fragte Arkadij.
»Ununterbrochen nur zwei Jahre, dann kamen wir immer nur für kurze Zeit her. Wir haben ein richtiges Nomadenleben geführt, von einer Stadt ging es gleich wieder in die nächste.«
»Und steht das Haus schon lange?«
»O ja. Das hat noch mein Großvater gebaut, der Vater meiner Mutter.«

»Was war dein Großvater eigentlich?«
»Weiß der Teufel! Sekondemajor oder so was Ähnliches. Er hat unter Suworow gedient und erzählte immer vom Übergang über die Alpen. Wahrscheinlich hat er gehörig aufgeschnitten.«
»Darum hängt also das Suworowbild bei euch im Salon. Ich liebe solche Häuser, wie eures, klein, alt und gemütlich. Sie haben auch so einen ganz besonderen Geruch.«
»Ja, nach dem Lampenöl für die Heiligenbilder riecht es und nach Krampfwurzeln,« meinte Basarow gähnend, »und was es in diesem lieben Häuschen für Fliegen gibt – brr!«
»Sage mal,« fing Arkadij nach einer Weile an, »du konntest als Kind wohl auch tun und lassen, was du wolltest?«
»Du siehst ja, wie meine Eltern sind. Nein, die sind wahrhaftig nicht streng gewesen.«
»Liebst du sie, Jewgenij?«
»O ja, Arkadij.«
»Sie lieben dich auch sehr.«
Basarow schwieg.
»Weißt du, woran ich eben denke?« sagte er endlich und schob sich die Hände unter den Kopf.
»Nein. Woran?«
»Ich denke: meine Eltern haben es doch eigentlich sehr gut auf dieser Welt! Mein Vater wirtschaftet mit seinen sechzig Jahren noch höchst munter herum, redet von ‚Palliativmitteln', kuriert Leute, ist großmütig gegen seine Bauern – kurz, er tut gerade das, was ihm Spaß macht. Und meine Mutter hat es auch gut: ihr ganzer Tag ist so ausgefüllt mit allen möglichen Beschäftigungen, Achs und Ohs, daß sie gar nicht zur Besinnung kommt. Und ich . . .«
»Und du?«
»Und ich denke: da liege ich nun neben einem Heuschober, und das bißchen Platz, das ich einnehme,

ist so winzig im Vergleich zu dem ganzen übrigen Raum, in dem ich nicht bin und der in gar keiner Beziehung zu mir steht. Und diese kurze Zeitspanne, die ich zu leben habe, ist so unendlich klein neben der Ewigkeit, in der es keinen Basarow gegeben hat und auch nicht geben wird ... Und in diesem Atom, in diesem mathematischen Pünktchen zirkuliert Blut, arbeitet ein Gehirn und will noch irgend etwas ... Was für ein Unsinn! Was für Dummheiten!«

»Erlaube, was du da sagst, paßt auf alle Menschen überhaupt ...«

»Da hast du recht«, antwortete Basarow. »Aber ich wollte damit sagen, daß meine Eltern eben fortwährend beschäftigt sind und sich darum über die Nichtigkeit der eigenen Existenz keine Gedanken machen, also auch keinen Ekel deswegen empfinden ... und ich ... ich fühle nichts als Langeweile und Wut.«

»Wut? Warum denn Wut?«

»Warum? Wie kannst du so fragen? Hast du denn alles vergessen?«

»Vergessen habe ich nichts, aber ich kann trotzdem nicht zugeben, daß du zu dieser Wut ein Recht hast. Du bist unglücklich, das stimmt, aber ...«

»Ach ja, Arkadij Nikolajewitsch, ich sehe schon, du faßt die Liebe ebenso auf wie alle diese Jünglinge von heute: Ziep, ziep, ziep, mein Hühnchen! – und sobald das Hühnchen wirklich kommen will, wird Reißaus genommen! – So einer bin ich nicht. Aber genug davon! Man sollte sich schämen, über Dinge zu reden, die man doch nicht ändern kann.« Er warf sich auf die andere Seite. »Sieh mal an! Da schleppt eine brave Ameise eine halbtote Fliege fort! Schleppe sie nur, Freundchen, schleppe sie nur! Kümmere dich nicht um ihr Sträuben, nutze es ruhig aus, daß du als Tier das Recht hast, keinerlei mitleidige Gefühle gelten zu lassen! Ja, du bist nicht wie unsereiner, der sich selbst zugrunde richtet.«

»Wie kannst du so sprechen, Jewgenij! Wann hast du dich selbst zugrunde gerichtet?«
Basarow hob den Kopf.
»Und gerade darauf bin ich stolz. Nein, ich habe mich nicht selbst zugrunde gerichtet, und so soll mich auch kein Frauenzimmer zugrunde richten. Amen! Schluß! Und über diese ganze Geschichte kriegst du von jetzt an nicht ein einziges Wort mehr zu hören.«
Beide Freunde lagen eine Zeitlang schweigend da.
»Ja,« fing Basarow dann an, »der Mensch ist ein merkwürdiges Geschöpf. Wenn man sich dies öde Leben, daß die ‚Alten' hier führen, so von der Seite und aus der Entfernung ansieht, dann sollte man meinen, es könnte nichts Besseres geben. Man ißt, man trinkt, man weiß, daß man alles auf die richtigste und vernünftigste Manier macht. Aber nein: die Langeweile überwältigt einen. Man will unter Menschen, meinetwegen nur, um sie auszuschimpfen, aber unter Menschen will man!«
»Man müßte sein Leben so gestalten, daß jeder einzelne Augenblick bedeutungsvoll wäre«, sagte Arkadij nachdenklich.
»Selbstverständlich! Was irgendwie von Bedeutung ist und selbst, was nur so aussieht, hat immer einen angenehmen Geschmack für uns oder wir können uns doch wenigstens mit ihm abfinden . . . aber die kleinen Erbärmlichkeiten, die kleinen Erbärmlichkeiten . . . die sind das Schlimme.«
»Diese kleinen Erbärmlichkeiten brauchen für den Menschen gar nicht zu existieren, wenn er sie nicht anerkennen will.«
»Hm . . . da hast du einen umgekehrten Gemeinplatz ausgesprochen.«
»Was habe ich ausgesprochen? Was meinst du damit?«
»Nun, wenn man zum Beispiel sagt, die Aufklärung

sei nützlich, so ist das ein Gemeinplatz. Wenn man aber sagt, die Aufklärung sei schädlich, so ist das ein umgekehrter Gemeinplatz. Das klingt etwas interessanter, aber im Grunde ist es ganz dasselbe.«
»Aber auf welcher Seite liegt denn die Wahrheit? Wo steckt sie?«
»Wo? Ich kann dir nur antworten wie das Echo: wo?«
»Du bist heute in einer so melancholischen Stimmung, Jewgenij.«
»Wirklich? Da muß mir wohl die Sonne den Schädel verbrannt haben. Außerdem soll man nie zu viel Himbeeren essen.«
»Dann wäre es vielleicht nicht schlecht, ein wenig zu schlummern«, meinte Arkadij.
»Sehr gut! Aber dann sieh mich nur nicht an. Jeder Mensch macht ein dummes Gesicht, wenn er schläft.«
»Ist es dir denn nicht einerlei, was man von dir denkt?«
»Das ist schwer zu sagen. Ein richtiger Mann sollte darauf allerdings keinen Gedanken verwenden. Und ein richtiger Mann ist der, über den man überhaupt nicht nachdenkt, sondern dem man gehorchen oder den man hassen muß.«
Arkadij dachte nach.
»Seltsam!« sagte er dann. »Ich hasse niemand.«
»Und ich so viele ... Wie solltest du auch hassen, du zarte Seele, sanft wie Kinderbrei! ... Du bist schüchtern, traust dir selbst wenig zu ...«
»Und du,« unterbrach ihn Arkadij, »du vertraust auf dich selbst? Du hast eine hohe Meinung von dir?«
Basarow schwieg eine Weile.
»Wenn ich einmal einen Menschen treffe, der keine Angst vor mir hat,« sagte er zögernd, »dann werde ich meine Meinung über mich selbst ändern. Hassen!

Als wir heute am Hause unseres Dorfältesten Filipp vorüberkamen – weißt du, es ist so ein hübsches, weißes – da sagtest du zum Beispiel, in Rußland könnte erst dann alles gut werden, wenn auch der letzte Bauer so eine Wohnung hätte, und ein jeder von uns müßte dazu beitragen ... Aber ich hasse diesen letzten Bauern, diesen Filipp oder Sidor, für den ich mir die Beine ausreißen soll und der mir nicht einmal Dankeschön sagen wird ... und was sollte ich auch mit seinem Dankeschön anfangen? Er wird in seinem weiß getünchten Hause sitzen, und über mir wird Lattich wachsen – nun, und was dann!«

»Höre lieber auf, Jewgenij ... wenn man dich heute reden hört, möchte man unwillkürlich denen recht geben, die uns vorwerfen, wir hätten keine Grundsätze.«

»Du sprichst genau wie dein Onkel. Es gibt überhaupt keine Grundsätze – darauf bist du wohl bis jetzt noch nicht verfallen! – es gibt nur Empfindungen. Von denen hängt alles ab.«

»Wieso?«

»Paß auf. Also zum Beispiel, wenn ich zum Widerspruch, zur Verneinung neige, so geht das auf eine Empfindung zurück. Es ist mir eben angenehm, zu verneinen, mein Gehirn ist so organisiert – und damit basta! Warum habe ich eine Vorliebe für die Chemie? Warum ißt du gern Äpfel? Ebenfalls nur auf Grund einer Empfindung. Es ist immer das gleiche. Tiefer wird nie ein Mensch dringen. Das wird dir freilich nicht jeder sagen, und ein zweites Mal sage ich es dir auch nicht.«

»Was? Und Anständigkeit und ehrenhafte Gesinnung ist auch nur eine Empfindung?«

»Ja, was dachtest du denn?«

»Jewgenij!« rief Arkadij bekümmert.

»Was gibt es? Aha! Das gefällt dir wohl nicht?« er-

widerte Basarow. »Nein, Bruder! Hast du dich einmal entschlossen, alles abzumähen – dann aber auch los! ... Ich glaube aber, wir haben jetzt genug philosophiert. ‚Natur weht uns des Schlummers Schweigen zu', wie Puschkin gesagt hat.«

»Nie und nirgends hat er so etwas gesagt«, erwiderte Arkadij.

»Nun, wenn er das nicht gesagt hat, so hätte er es doch sagen können, und da er schon einmal ein Dichter war, hätte er es eigentlich sogar sagen müssen. Übrigens, er muß doch Soldat gewesen sein.«

»Puschkin ist nie Soldat gewesen!«

»Aber ich bitte dich! Auf jeder Seite heißt es bei ihm doch: In den Kampf! In den Kampf! Für Rußlands Ehre!«

»Was für unglaubliche Geschichten du dir ausdenkst! Das ist wirklich schon die reine Verleumdung.«

»Verleumdung? Nun, und ...? Du glaubst wohl, du könntest mich mit diesem Wort in Schrecken setzen? Verleumde einen Menschen, soviel du willst, in Wirklichkeit verdient er es noch zwanzigmal schlimmer.«

»Laß uns lieber schlafen!« meinte Arkadij ärgerlich.

»Mit dem größten Vergnügen«, antwortete Basarow.

Aber weder der eine noch der andere konnte einschlafen. Ein fast feindseliges Gefühl hatte sich der Herzen beider junger Leute bemächtigt. Nach fünf Minuten öffneten beide wieder die Augen und sahen sich schweigend an.

»Sieh doch,« sagte Arkadij plötzlich, »da hat sich ein trockenes Ahornblatt gelöst und fällt zur Erde. Seine Bewegungen sehen genau so aus wie das Flattern eines Schmetterlings. Ist das nicht seltsam? Das Traurigste und Toteste gleicht dem Freudigsten und Lebendigsten.«

»O Arkadij Nikolajewitsch, Freund meines Herzens!« rief Basarow. »Ich bitte dich eins: fange mir nur nicht an pathetisch zu werden!«

»Ich spreche, wie es mir zumut ist . . . Das ist wahrhaftig Despotismus! Mir kommt ein Gedanke in den Kopf, und ich soll ihn nicht aussprechen dürfen!«
»Aha! Aber mir soll es nicht erlaubt sein, meine Gedanken auszusprechen? Ich finde, es schickt sich einfach nicht, so pathetisch zu reden.«
»Und was schickt sich dann? Sich gegenseitig zu beschimpfen?«
»Na, ich sehe schon, du bist endgültig entschlossen, in die Fußtapfen deines Onkels zu treten. Was würde dieser Idiot für eine Freude haben, wenn er dich hören könnte!«
»Wie hast du Paul Petrowitsch genannt?«
»Ich habe ihn genannt, wie er es verdient – einen Idioten.«
»Das ist doch wirklich unerträglich!« rief Arkadij.
»Aha! Da regt sich das Familiengefühl«, meinte Basarow ruhig. »Ich habe schon manchmal beobachtet, daß das in den meisten Menschen ganz erstaunlich fest sitzt. Der Mensch kann sich von allem lossagen, kann mit allen Vorurteilen brechen, aber zum Beispiel zugeben, daß sein Bruder, der fremde Taschentücher stiehlt, ein Dieb ist – nein, das geht über seine Kraft. Und tatsächlich, mein Bruder, mein Bruder – und kein Genie! Das ist doch unmöglich!«
»In mir hat sich ganz einfach das Gerechtigkeitsgefühl geregt und durchaus nicht das Familiengefühl«, sagte Arkadij mit plötzlicher Schärfe. »Aber da du dieses Gefühl überhaupt nicht verstehst, da dir die ‚Empfindung' dafür abgeht, so hast du auch gar kein Urteil darüber.«
»Mit anderen Worten, Arkadij Kirsanow steht zu hoch, als daß ich ihn verstehen könnte, ich beuge mich und verstumme.«
»Höre jetzt auf, Jewgenij, ich bitte dich. Schließlich fangen wir noch an, uns ernstlich zu zanken.«
»Ach, Arkadij! Tu mir den Gefallen, laß uns ein-

mal wirklich miteinander zanken, aber gründlich, bis einer am Boden liegt!«
»Aber ich bitte dich, schließlich kommt es noch so weit, daß . . .«
»Daß wir uns prügeln? Nun, und was wäre dabei? Hier, auf diesem Heuhaufen, in dieser idyllischen Umgebung, fern von der Welt und allen menschlichen Blicken – das paßt doch alles ganz ausgezeichnet! Aber du wirst mit mir doch nicht fertig. Ich fahre dir gleich an die Gurgel . . .«
Basarow streckte seine langen, knochigen Finger aus, Arkadij drehte sich zu ihm um und machte Miene, sich im Scherz zu verteidigen . . . Aber das Gesicht seines Freundes erschien ihm so unheilverkündend, eine von jedem Scherz so weit entfernte Drohung lag im verzerrten Lächeln der Lippen, in den glühenden Augen, daß ihn ein unwillkürliches Angstgefühl überkam.
»Aha! Also hierher haben Sie sich zurückgezogen!« ließ sich in diesem Augenblick Wassilij Iwanowitschs Stimme vernehmen, und vor den jungen Leuten stand der alte Regimentsarzt in einem Jackett von hausgewebter Leinwand, auf dem Kopf einen ebenfalls im Hause hergestellten Strohhut. »Ich habe Sie überall gesucht . . . Aber Sie haben sich wirklich ein reizendes Plätzchen gewählt und sich eine ganz vorzügliche Beschäftigung ausgesucht! Auf der Erde liegend, den Blick zum Himmel . . . Wissen Sie, darin liegt so eine ganz besondere Bedeutung . . . Erde . . . Himmel . . .«
»Zum Himmel sehe ich nur dann auf, wenn ich niesen will«, brummte Basarow und raunte Arkadij halblaut zu: »Schade, daß er uns gestört hat.«
»Laß es doch gut sein«, flüsterte Arkadij und drückte dem Freunde verstohlen die Hand. »Aber auf die Dauer hält keine Freundschaft so etwas aus.«
»Wenn ich Sie so sehe, meine jungen Freunde,«

sagte Wassilij Iwanowitsch, wiegte den Kopf hin und her und stützte die gekreuzten Hände auf den mit einem Türkenkopf geschmückten, kunstvoll in Spiralenform gewundenen Stock eigenen Fabrikats, »wenn ich Sie so ansehe, kann ich den Blick gar nicht mehr abwenden und freue mich immer aufs neue. Wieviel Kraft, blühende Jugend, Fähigkeiten und Talente! Wirklich, Kastor und Pollux!«

»Und jetzt ist er schon in die Mythologie geraten!« rief Basarow. »Man merkt doch gleich, daß er zu seiner Zeit ein gewaltiger Lateiner gewesen ist! Hat man dich nicht auch einmal der silbernen Medaille gewürdigt, was?«

»Dioskuren! Dioskuren!« wiederholte Wassilij Iwanowitsch.

»Aber jetzt höre doch auf, Vater, mäßige deinen Gefühlsüberschwang.«

»Nun, alle Jubeljahre einmal wird es doch erlaubt sein«, murmelte der Alte. »Übrigens habe ich Sie nicht gesucht, um Ihnen Komplimente zu sagen, meine Herren, sondern erstens, um Ihnen zu melden, daß wir sehr bald Mittag essen werden, und zweitens ... Ich wollte dich darauf vorbereiten, Jewgenij ... Du bist doch ein kluger Mensch, du weißt, wie die Leute sind, du kennst die Frauen und darum wirst du gewiß entschuldigen ... Deine Mutter wollte gern aus Anlaß deiner Ankunft einen Dankgottesdienst abhalten lassen. Denke nicht, ich wollte dir zureden, dabei zu sein, er ist schon vorüber. Aber Vater Alexej ...«

»Der Pope?«

»Nun ja, der Geistliche. Er ... er wird bei uns Mittag essen. Ich war darauf nicht vorbereitet und habe auch nicht zugeredet ... aber es machte sich so ... er merkte es nicht ... Nun, und Arina Wlaßjewna ... Übrigens ist er ein sehr guter und verständiger Mensch.«

»Er wird mir doch nicht meine Portion wegessen?« fragte Basarow.
Wassilij Iwanowitsch lachte.
»Gott bewahre!«
»Weiter verlange ich nichts. Ich setze mich mit jedem an den Tisch.«
Wassilij Iwanowitsch rückte seinen Hut zurecht.
»Ich war von vornherein überzeugt,« sagte er, »daß du über alle Vorurteile erhaben bist. Siehst du, ich bin ein alter Mann, zweiundsechzig Jahre bin ich alt, und habe auch keine.« – Wassilij Iwanowitsch wagte nicht zu sagen, daß der Dankgottesdienst auch auf seine Veranlassung stattgefunden hatte. Er war nicht weniger fromm als seine Frau. – »Aber Vater Alexej wollte dich so gern kennenlernen. Er wird dir gefallen, du wirst sehen. Er spielt auch Karten und – unter uns gesagt – er raucht sogar sein Pfeifchen.«
»Also schön! Wir werden nach dem Essen eine Partie Jeralasch*) machen, und ich werde ihm sein Geld abnehmen.«
»Hä hä hä, das werden wir ja sehen! Dazu gehören zwei.«
»Was? Willst du auf deine alten Tage wieder den jungen Lebemann spielen?« sagte Basarow mit besonderer Betonung.
Wassilij Iwanowitschs bronzefarbene Wangen bedeckten sich mit einer dunklen Röte.
»Schämst du dich nicht, Jewgenij . . . Was vergangen ist, das ist vergangen. Nun, gewiß, ich stehe nicht an, es vor Arkadij Nikolajewitsch zu bekennen, daß ich in meinen jungen Jahren diese Passion hatte, jawohl. Aber ich habe auch dafür bezahlen müssen! – Aber wie heiß es ist! Darf ich mich zu Ihnen setzen? Aber störe ich auch nicht?«
»Nicht im geringsten«, antwortete Arkadij.

*) Eine Art Whist.

Wassilij Iwanowitsch ließ sich ächzend nieder.
»Dies Lager, auf dem wir es uns hier bequem gemacht haben, meine Herren,« begann er, »ja, das erinnert mich an mein Kriegs- und Biwaksleben, an die Verbandsplätze, da richtete man sich auch neben so einem Heuschober ein und war noch froh, wenn man einen gefunden hatte.« Er seufzte. »Ja, ich habe viel durchgemacht in meinem Leben. Zum Beispiel – wenn Sie nichts dagegen haben, erzähle ich Ihnen eine interessante Episode aus der Pestzeit in Bessarabien.«
»Die Geschichte, wie du den Wladimir-Orden gekriegt hast?« fiel Basarow ein. »Ach, das kennen wir ... Übrigens warum trägst du ihn nicht?«
»Aber ich habe dir doch gesagt, daß ich frei von allen Vorurteilen bin«, murmelte Wassilij Iwanowitsch – tatsächlich hatte er erst am Abend vorher das rote Bändchen von seinem Rock abtrennen lassen – und schickte sich an, die Episode aus der Pestzeit zu erzählen. »Sehen Sie nur, er ist eingeschlafen«, flüsterte er plötzlich Arkadij zu und deutete dabei mit gutmütigem Zwinkern auf Basarow. »Jewgenij! Steh auf!« setzte er dann laut hinzu. »Wir wollen zum Mittagessen gehen.«
Vater Alexej, ein stattlicher und beleibter Mann mit dichtem, sorgfältig gekämmtem Haar, im violettseidenen, von einem gestickten Gürtel zusammengehaltenen Priestergewand, erwies sich als ein gewandter und umgänglicher Mensch. Er reichte Arkadij und Basarow als erster die Hand, als wisse er von vornherein, daß ihnen an seinem Segen nichts gelegen sei, und bewegte sich überhaupt durchaus ungezwungen. Er vergab sich selbst nichts und trat niemandem zu nahe. Er scherzte über das Latein, wie es in den Priesterseminaren gelehrt wird, und trat für seinen Bischof ein, er trank zwei Gläser Wein und lehnte das dritte ab, er nahm von Arkadij eine Zigarre an, zün-

dete sie aber nicht an, sondern sagte, er wolle sie mit nach Hause nehmen. Nicht ganz angenehm war nur seine Angewohnheit, langsam und vorsichtig seine Hand an das Gesicht zu heben, um die Fliegen zu fangen, die sich dort niedergelassen hatten und von denen er manchmal die eine oder andere bei dieser Gelegenheit zerquetschte. Er setzte sich gern, aber ohne eine allzu große Freude zur Schau zu tragen, an den Spieltisch und nahm Basarow schließlich zweieinhalb Rubel Papier ab – vom Rechnen nach Silberrubeln ahnte man in Arina Wlaßjewnas Hause noch nichts. Sie selbst saß wie vorher neben ihrem Sohne – Karten spielte sie nicht – hielt wie vorher die eine Wange auf die Faust gestützt und stand nur dazwischen auf, um zu veranlassen, daß wieder etwas irgend aufgetragen wurde. Sie scheute sich, Basarow ihre Liebe zu zeigen, und er ermutigte sie auch nicht dazu und forderte sie nicht zu irgendwelchen Zärtlichkeiten oder Aufmerksamkeiten heraus. Außerdem hatte ihr auch Wassilij Iwanowitsch den Rat gegeben, ihn nicht zu sehr zu »inkommodieren«. – »Die jungen Leute lieben das nicht«, hatte er gesagt. (Es braucht nur angedeutet zu werden, was es an diesem Tage für ein Mittagessen gegeben hatte. Timofeitsch mußte im Morgengrauen in eigener Person zur Stadt fahren, um irgendeine ganz besondere Sorte Rindfleisch zu besorgen, der Dorfälteste war wieder wo anders hingeschickt worden, um Quappen, Kaulbarsche und Krebse zu holen, und allein für Pilze waren 42 Kopeken Kupfer an Bauernweiber gezahlt worden.) Aber was in den unverwandt auf Basarow gerichteten Augen Arina Wlaßjewnas lag, das war nicht hingebende Liebe und Zärtlichkeit allein, es lag auch eine mit Neugier und Schrecken gemischte Traurigkeit in ihnen und etwas wie ein demütiger Vorwurf.

Übrigens stand Basarow keineswegs der Sinn danach, auszutüfteln, was nun eigentlich in den Augen sei-

ner Mutter lag. Er wandte sich selten an sie, und dann auch nur mit einer kurzen Frage. Einmal bat er sie um ihre Hand, die ihm Glück bringen sollte, und sie legte still ihr weiches Händchen in seine breite und knochige Handfläche.
»Nun, hat es geholfen?« fragte sie nach einer Weile.
»Jetzt geht es noch schlechter«, antwortete er mit einem gleichgültigen Lächeln.
»Ja, Sie riskieren auch etwas zu viel«, meinte Vater Alexej bedauernd und strich sich über seinen schönen Bart.
»So macht's Napoleon, Väterchen, so macht's Napoleon!« rief Wassilij Iwanowitsch und spielte ein As aus.
»Und darum kommt er auch nach St. Helena!« erwiderte Vater Alexej und stach das As mit einem Trumpf.
»Willst du nicht noch ein Glas Johannisbeersaft, Jenjuschetschka?« fragte Arina Wlaßjewna.
Basarow zuckte nur die Achseln.
»Nein!« sagte er am folgenden Tage zu Arkadij, »morgen reise ich ab. Es ist mir zu langweilig. Ich will arbeiten und kann es hier nicht. Ich fahre wieder zu euch, da habe ich alle meine Präparate liegen. Bei euch kann man sich doch wenigstens einschließen. Aber hier – mein Vater beteuert immer: »Mein Kabinett steht dir zur Verfügung, da stört dich niemand.« Und dabei weicht er selbst nicht einen Schritt von mir. Ja, und dann käme es mir auch nicht recht vor, mich vor ihm einzuschließen. Mit meiner Mutter ist es dieselbe Sache. Ich höre sie im Nebenzimmer seufzen, ich gehe zu ihr – und man hat sich nichts zu sagen.«
»Sie wird sehr traurig sein,« meinte Arkadij, »und er auch.«
»Ich komme noch einmal zurück.«
»Wann?«

»Wenn ich wieder nach Petersburg fahre.«
»Deine Mutter tut mir besonders leid.«
»Warum denn? Weil sie dich mit Beeren traktiert?«
Arkadij sah zu Boden.
»Du kennst deine Mutter gar nicht, Jewgenij. Sie ist nicht nur eine herzensgute Frau, sie ist auch sehr klug, glaube mir. Heute morgen haben wir eine halbe Stunde miteinander geplaudert, so vernünftig, so interessant . . .«
»Wahrscheinlich hat sie sich die ganze Zeit über mich verbreitet?«
»Wir haben aber nicht nur über dich gesprochen.«
»Vielleicht hast du recht, als Fernerstehender siehst du klarer. Wenn eine Frau sich eine halbe Stunde lang unterhalten kann, so ist das schon ein gutes Zeichen. Aber abreisen tu' ich trotzdem.«
»Es wird nicht leicht sein, ihnen das beizubringen. Sie denken schon immer darüber nach, was sie in vierzehn Tagen mit uns unternehmen wollen.«
»Da hast du recht. Und da reitet mich der Teufel, meinen Vater gerade heute noch aufzuziehen! Er hat dieser Tage einen von seinen Bauern auspeitschen lassen, und hat sehr recht daran getan – ja, ja, sieh mich nur nicht so entsetzt an! – er hat sehr recht daran getan, es war wirklich ein Halunke, ein Dieb und Säufer, aber mein Vater war nur nicht darauf vorbereitet, daß es mir zu Ohren kommen könnte. Er war ganz verwirrt und verlegen, und jetzt muß ich ihm noch zu allem Überfluß diesen Kummer machen . . . Einerlei! Das heilt bis zur Hochzeit!«*)
Basarow hatte zwar gesagt: »Einerlei!«, aber der ganze Tag verging, bevor er sich entschließen konnte, Wassilij Iwanowitsch seine Absicht mitzuteilen. Erst als er ihm im Kabinett gute Nacht wünschte, sagte er mit einem langgezogenen Gähnen:

*) Sprichwort.

»Ja . . . beinahe hätte ich vergessen, es dir zu sagen . . . Laß doch morgen Relaispferde zu Fedot schicken.«
Wassilij Iwanowitsch sah ihn erstaunt an.
»Will denn Herr Kirsanow schon abreisen?«
»Ja, und ich fahre mit ihm.«
Wassilij Iwanowitsch machte eine jähe Bewegung.
»Du willst abreisen?«
»Ja. Ich muß. Bitte, veranlasse das mit den Pferden.«
»Gut,« stammelte der Alte, »Relais... gut... aber... aber . . . ist denn das möglich?«
»Ich muß auf kurze Zeit zu ihm fahren. Dann komme ich wieder hierher.«
»Ja, natürlich! Auf kurze Zeit . . . Gut.« Wassilij Iwanowitsch zog sein Taschentuch, schneuzte sich und bückte sich dabei fast bis zur Erde. »Ja, ja. Natürlich . . . ich werde dafür sorgen. Ich hatte nur geglaubt, du würdest bei uns länger . . . Drei Tage . . . Das ist nicht viel nach drei Jahren, das ist nicht viel, Jewgenij!«
»Aber ich sage dir doch, ich komme bald zurück. Es geht nicht anders.«
»Es geht nicht anders . . . Wenn es so ist – vor allem muß man seine Pflicht tun. Also ich soll die Pferde hinschicken? Gut. Natürlich, Arina und ich waren darauf nicht vorbereitet. Sie hat gerade erst eine Nachbarin um Blumen gebeten, sie wollte dein Zimmer damit schmücken.« (Wassilij Iwanowitsch erwähnte gar nicht erst, wie er jeden Morgen, wenn es kaum dämmerte, mit Pantoffeln an den bloßen Füßen große Beratungen mit Timofeitsch abhielt und ihm mit zitternden Fingern einen zerknitterten Papierrubel nach dem andern übergab, um allerhand Einkäufe zu machen, besonders Eßwaren und jenen Rotwein, der den jungen Leuten so gut zu schmecken schien.)
»Die Hauptsache ist, daß man jedem seine Freiheit läßt, das ist mein Grundsatz . . . man soll keinem Zwang antun wollen . . . soll keinen . . .«

Er brach plötzlich ab und ging zur Tür.
»Wir sehen uns bald wieder, Vater, bestimmt.«
Aber Wassilij Iwanowitsch wandte sich nicht mehr um, er machte nur eine unbestimmte und hoffnungslose Bewegung mit der Hand und ging hinaus. Als er ins Schlafzimmer kam, fand er seine Frau schon im Bett und sprach sein Gebet im Flüsterton, um sie nicht zu wecken. Aber sie erwachte trotzdem.
»Bist du es, Wassilij Iwanowitsch?« fragte sie.
»Ja, Mütterchen.«
»Kommst du von Jenjuscha? Weißt du, ich mache mir Sorgen darüber, ob er auch auf dem Sofa bequem genug liegt! Ich habe Anfisuschka gesagt, sie soll ihm deine Feldmatratze und die neuen Kissen unterlegen. Ich würde ihm ja unser Federbett geben, aber ich weiß es von früher her, daß er nicht gern weich liegt.«
»Laß nur, Mütterchen, mache dir deswegen keine Sorgen. Er liegt gut. – Herr, erbarme dich über uns Sünder«, fuhr er halblaut in seinem Gebet fort. Wassilij Iwanowitsch tat seine Alte leid, er wollte ihr nicht noch zur Nacht sagen, was für ein Kummer sie erwartete.
Basarow und Arkadij fuhren am nächsten Tage ab. Vom frühen Morgen an machte das Haus einen traurigen und niedergeschlagenen Eindruck. Anfisuschka ließ das Geschirr fallen; sogar Fedka war bestürzt und zog sich schließlich die Stiefel aus. Wassilij Iwanowitsch hantierte noch geschäftiger herum als sonst: er suchte zwar tapfer zu sein, sprach sehr laut und stampfte geräuschvoll durchs Haus, aber sein Gesicht sah verfallen aus, und er vermied es immer wieder, den Sohn anzusehen. Arina Wlaßjewna weinte still vor sich hin. Sie wäre wohl gänzlich aufgelöst und unbeherrscht gewesen, wenn ihr Mann ihr nicht in aller Frühe schon ganze zwei Stunden zugeredet hätte. Als sich Basarow endlich nach wiederholten

Versicherungen, er käme spätestens in einem Monat zurück, den Umarmungen entwand, die ihn festzuhalten suchten, als er endlich in den Tarantaß stieg, als die Pferde anzogen, und als das Schellengeläut erklang und die Räder sich in Bewegung setzten, und als es dann schon keinen Sinn mehr hatte, den Davonfahrenden noch länger nachzusehen, und als auch die Staubwolken sich verzogen hatten und Timofeitsch ganz zusammengekrümmt und mit schwankenden Schritten in seine Kammer gegangen war, und die Alten allein in ihrem Hause waren, das ihnen plötzlich alt und verfallen vorkam – da ließ Wassilij Iwanowitsch, der noch vor wenigen Augenblicken auf der Freitreppe so flott und schneidig mit seinem Taschentuch gewinkt hatte, sich auf einen Stuhl lallen, und der Kopf sank ihm auf die Brust. »Verfassen hat er uns, verlassen,« stammelte er, »verlassen! Er hat sich bie uns gelangweilt. Allein, allein wie ein Finger*) bin ich jetzt!« wiederholte er einmal ums andere und hob bei einem jeden Mal die Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Höhe. Da trat Arina Wlaßjewna zu ihm, legte ihren grauen Kopf an seinen grauen Kopf und sagte: »Was ist da zu machen, Waßja! Ein Sohn ist wie eine abgeschnittene Scheibe Brot*). Er ist wie ein Falke: wenn er will, kommt er geflogen, wenn er will, fliegt er wieder weg. Aber du und ich, wir sind wie zwei Schwämme in einem hohlen Baum, wir sitzen dicht nebeneinander und rühren uns nicht vom Fleck. Nur ich bin immer unveränderlich für dich da, wie du für mich.«

Wassilij Iwanowitsch nahm die Hände vom Gesicht und umarmte seine Frau und Gefährtin so fest, wie er sie seit seinen Jugendtagen nicht mehr umarmt hatte: sie war ihm ein Trost in seinem Kummer.

*) Im Russischen gern angewandter Vergleich.

XXII

SCHWEIGEND UND NUR AB UND ZU EIN PAAR gleichgültige Worte wechselnd, fuhren die Freunde bis zu Fedot. Basarow war nicht ganz zufrieden mit sich selbst, und Arkadij war unzufrieden mit ihm. Dazu fühlte er im Herzen jene grundlose Traurigkeit, die nur ganz junge Menschen kennen. Der Kutscher spannte die Pferde um, kletterte wieder auf den Bock und fragte: »Rechts oder links?«

Arkadij fing plötzlich an zu zittern. Rechts ging der Weg zur Stadt und von da weiter nach Hause, links zur Odinzowa.

Er sah Basarow an.

»Jewgenij«, fragte er, »links?«

Basarow wandte sich ab.

»Was ist das wieder für eine Dummheit?« brummte er.

»Ich weiß, daß es eine Dummheit ist«, antwortete Arkadij. »Aber was tut das? Wäre es vielleicht das erstemal, daß wir eine Dummheit machen?«

Basarow zog sich die Mütze tief über die Stirn.

»Mach', was du willst«, sagte er endlich.

»Fahr links!« rief Arkadij.

Der Tarantaß rollte die Straße nach Nikolskoje. Aber nachdem die beiden Freunde sich zu dieser »Dummheit« entschlossen hatten, schwiegen sie noch hartnäckiger als zuvor und erschienen sogar geradezu grimmig.

Schon daraus, wie der Haushofmeister sie auf der Freitreppe von Nikolskoje empfing, konnten die Freunde entnehmen, daß es nicht sehr klug gewesen war, dieser plötzlichen Eingebung zu folgen. Offensichtlich kamen sie unerwartet. Sie saßen ziemlich lange und mit ziemlich dummen Gesichtern im Salon. Endlich erschien die Odinzowa. Sie begrüßte sie mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, war aber über

ihre schnelle Rückkehr erstaunt und, wie aus der Gemessenheit ihrer Bewegungen und Worte hervorzugehen schien, nicht allzu erfreut. Sie beeilten sich zu erklären, daß sie nur kurz Station machen und nach etwa vier Stunden ihre Fahrt zur Stadt fortsetzen wollten. Sie beschränkte sich auf einen leicht hingeworfenen Ausruf der Überraschung, trug Arkadij Grüße an seinen Vater auf und schickte nach ihrer Tante. Die Prinzessin erschien und war vollkommen verschlafen, was den Ausdruck von Bosheit in ihrem verrunzelten Gesicht noch schärfer hervortreten ließ. Katja war nicht ganz wohl und blieb auf ihrem Zimmer. Arkadij fühlte plötzlich, daß ihm am Wiedersehen mit Katja mindestens ebensoviel gelegen hatte wie an dem mit Anna Sergejewna selbst. Vier Stunden lang plauderte man ziemlich nichtssagend über dieses und jenes; Anna Sergejewna lächelte weder, wenn sie zuhörte, noch wenn sie sprach. Erst beim Abschied schien ihre alte Freundlichkeit wieder durchzubrechen.

»Ich bin ein wenig schlechter Laune,« sagte sie, »aber stoßen Sie sich nicht daran und kommen Sie, ich sage das Ihnen allen beiden, nach einiger Zeit wieder.«

Basarow und Arkadij antworteten beide mit einer stummen Verbeugung, stiegen in die Equipage und fuhren ohne jeden weiteren Aufenthalt nach Hause, nach Marino, wo sie am folgenden Abend wohlbehalten anlangten. Keiner von beiden erwähnte unterwegs auch nur den Namen der Odinzowa. Besonders Basarow machte den Mund fast überhaupt nicht auf und sah unentwegt mit einem Ausdruck von fast erbitterter Konzentration zur Seite.

In Marino herrschte über ihre Ankunft allgemeine Freude. Das lange Fortbleiben des Sohnes hatte schon angefangen, Nikolai Petrowitsch zu beunruhigen. Er stieß einen Schrei aus und sprang mit einer raschen

Bewegung vom Sofa auf, als Fenitschka mit leuchtenden Augen gelaufen kam und die Ankunft der »jungen Herren« meldete. Selbst Paul Petrowitsch empfand eine angenehme Aufregung und lächelte freundlich, als er den heimgekehrten Wanderern die Hände schüttelte. Dann kamen Fragen, Antworten, Erzählungen. Meist war Arkadij der Erzähler, besonders beim Abendessen, das sich bis lange nach Mitternacht ausdehnte. Nikolai Petrowitsch ließ einige Flaschen Porter bringen, der eben aus Moskau gekommen war, und ging selbst so aus sich heraus, daß seine Backen sich himbeerrot färbten und er ununterbrochen sein halb kindliches, halb nervöses Lachen lachte. Die allgemeine Munterkeit übertrug sich auch auf die Dienstboten. Dunjascha lief wie toll auf und ab, und Peter versuchte noch um drei Uhr nachts auf der Guitarre einen Kosakenwalzer zu spielen. Die Saitentöne klangen traurig und lieblich durch die reglose Nachtluft, aber leider kam der gebildete Kammerdiener über die ersten paar Takte nicht hinaus, denn wie alle anderen Talente, hatte die Natur ihm auch das musikalische versagt.

Das Leben in Marino war in der letzten Zeit nicht immer sehr heiter hingeflossen, und der arme Nikolai Petrowitsch hatte es nicht leicht gehabt. Die Scherereien mit der »Farm« wuchsen von Tag zu Tag, sinnlose und freudlose Scherereien. Die Plackerei mit den Tagelöhnern war unerträglich geworden. Die einen forderten Lohnauszahlung oder Zulagen außerhalb der vereinbarten Termine, die anderen blieben fort, sobald sie das Handgeld erhalten hatten; die Pferde erkrankten, das Geschirr war ewig in Unordnung, die Arbeiten wurden nachlässig ausgeführt, eine Dreschmaschine, die Nikolai Petrowitsch aus Moskau hatte kommen lassen, erwies sich als so schwer, daß sie nicht zu brauchen war, eine andere ging am ersten Tage entzwei. Der Viehhof brannte

zur Hälfte ab, weil eins von den Hofweibern, eine blinde Alte, an einem windigen Tage eine Kuh mit einem Feuerbrande hatte entzaubern wollen. Die Alte versicherte freilich, das Unglück sei nur deswegen entstanden, weil der Herr darauf verfallen war, noch nie dagewesene Käsesorten und sonstige Meiereiprodukte einführen zu wollen. Der Verwalter fing an, faul und fett zu werden, wie jeder Russe, der »freies Brot« ist. Wenn er Nikolai Petrowitsch von weitem sah, warf er ein Holzscheit nach einem vorbeilaufenden Ferkel oder drohte einem halbnackten Jungen mit der Faust, aber sonst tat er eigentlich nichts wie schlafen. Die Pachtbauern zahlten den Zins nicht zum Termin und stahlen Holz. Fast allnächtlich fingen die Wächter Bauernpferde ein, die auf den zur »Farm« gehörigen Wiesen weideten, und es gab manchmal richtige Kämpfe, wenn sie sie wegtreiben wollten. Nikolai Petrowitsch wollte eine Geldstrafe für die Übertretung des Weideverbots einführen, aber gewöhnlich endete die Sache doch damit, daß die Pferde ihren Eigentümern zurückgegeben wurden, nachdem sie einen oder zwei Tage im herrschaftlichen Stall gefüttert worden waren. Zu allem Überfluß gab es noch Streitigkeiten unter den Bauern selbst: Brüder forderten Erbteilung, weil ihre Frauen es nicht miteinander unter einem Dach aushalten konnten, es gab Schlägereien, plötzlich war dann alles wie auf Kommando auf den Beinen, rottete sich vor dem Schreibstubeneingang des Verwalters zusammen, zog von da betrunken und mit blutig geschlagenen Gesichtern zum Herrn und forderte Schlichtung und Entscheidung der Streitigkeiten; es gab Lärm, Geschrei, Weiberkreischen und Männerschimpfen. Man mußte die streitenden Parteien trennen, mußte sich selbst heiser schreien und wußte doch, daß man trotzdem zu keiner zufriedenstellenden Schlichtung des Streits gelangen konnte.

Es fehlte an Arbeitskräften für die Ernte. Ein benachbarter Freibauer, ein Mensch mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt, der es übernommen hatte, für zwei Rubel die Deßjatine Erntearbeiter zu stellen, ließ Nikolai Petrowitsch in der gewissenlosesten Weise im Stich. Seine Bauernweiber forderten Löhne von unerhörter Höhe, und das Getreide auf den Feldern fing inzwischen schon an, die Körner zu verlieren, und während man mit der Ernte nicht zurechtkam, begann das Pupillenkollegium zu drohen und auf unverzügliche und fristlose Bezahlung der Zinsen zu dringen . . .

»Es geht über meine Kräfte!« rief Nikolai Petrowitsch mehr als einmal verzweifelt aus. »Ich kann mich doch nicht selbst mit ihnen herumprügeln, Polizei kommen zu lassen, erlauben mir meine Grundsätze nicht, und dabei ist doch nichts mit ihnen anzufangen, wenn sie keine Angst vor Strafe haben!«

»Du calme, du calme«, pflegte Paul Petrowitsch in solchen Fällen zu sagen, aber er selbst machte dabei ein finsteres Gesicht, brummte vor sich hin und zerrte an seinem Schnurrbart.

Basarow hielt sich solchen Scherereien fern, und es kam ihm als Gast ja auch nicht zu, sich in diese fremden Angelegenheiten zu mischen. Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Marino hatte er sich wieder an seine Frösche, seine Infusorien, seine chemischen Verbindungen gemacht und war für nichts anderes zu haben. Dagegen hielt Arkadij es für seine Pflicht, wenn er seinem Vater schon nicht helfen konnte, so doch wenigstens seine Bereitwilligkeit zum Helfen zu zeigen. Er hörte ihm geduldig zu und gab ihm sogar einmal einen Rat, nicht, damit er befolgt würde, sondern um dem Vater zu zeigen, wie sehr er an seinen Sorgen teilnahm. Er empfand keinerlei Abneigung gegen eine landwirtschaftliche Betätigung – er träumte sogar gern von seiner künf-

tigen Agronomenlaufbahn – aber gerade jetzt gingen ihm ganz andere Gedanken durch den Kopf. Zu seinem eigenen Erstaunen dachte Arkadij unablässig an Nikolskoje. Früher hätte er nur die Achseln gezuckt, wenn ihm jemand gesagt hätte, er könne sich je unter einem Dach mit Basarow langweilen, und dazu noch unter was für einem, dem des Vaterhauses! Aber er langweilte sich tatsächlich und es zog ihn fort. Er versuchte, sich durch weite Spaziergänge müde zu machen, aber auch das wollte nicht helfen. Bei einem Gespräch mit seinem Vater erfuhr er eines Tages, daß Nikolai Petrowitsch noch einige recht interessante Briefe besaß, die die Mutter der Odinzowa einst seiner verstorbenen Frau geschrieben hatte. Arkadij setzte ihm solange zu, bis er diese Briefe erhielt, nach denen Nikolai Petrowitsch zwanzig verschiedene Truhen und Kisten durchwühlen mußte. Im Besitz dieser halbverblaßten Papiere fühlte Arkadij sich ruhiger, und es war, als sähe er jetzt ein Ziel vor sich, auf das er losgehen müßte. »Ich sage das Ihnen allen beiden«, murmelte er immer wieder vor sich hin. »Das hat sie beim Abschied selbst gesagt. Ich fahre hin, ich fahre hin, hol's der Teufel!« Dann dachte er aber wieder an den letzten Besuch, an den kalten Empfang, an das peinliche Gefühl von Befangenheit, das er noch von früher her kannte, und seine Zaghaftigkeit gewann wieder die Oberhand. Aber die jugendliche Neigung zum Handeln aufs Geratewohl, der geheime Wunsch, sein Glück zu versuchen und seine Kräfte allein und ohne eines anderen Schutz und Gängelband zu erproben, besiegte schließlich alle Bedenken. Noch waren seit seiner Rückkehr nach Marino keine zehn Tage verflossen, als er schon wieder – und diesmal unter dem Vorwande, er wolle die Einrichtung der Sonntagsschulen studieren – zur Stadt und von da nach Nikolskoje fuhr. Ununterbrochen trieb er den Kutscher an und

flog dahin, wie ein junger Offizier, der in die Schlacht eilt: er empfand Schrecken und Freude und quälende Ungeduld. »Vor allen Dingen: nur nicht nachdenken!« wiederholte er sich immer wieder. Der Postkutscher, der ihn fuhr, war ein gewandter Bursche. Vor jeder Kneipe hielt er an und meinte: »Nimmt man einen?« oder: »Sollte man nicht einen nehmen?« aber dafür schonte er auch die Pferde nicht, wenn man erst einmal »einen genommen« hatte. Und endlich tauchte das hohe Dach eines wohlbekannten Hauses auf . . . »Was tue ich?« zuckte es Arkadij durch den Kopf. »Ja, ein Umkehren gibt es nicht mehr!« Die Troika sauste dahin, der Kutscher schrie und pfiff, da dröhnte schon die kleine Brücke unter den Hufen und Wagenrädern, da war schon die Allee mit den geschorenen Fichten . . . Ein rosa Frauenkleid leuchtete unter dem dunklen Grün, ein junges Gesicht sah unter den zierlichen Fransen eines Sonnenschirms hervor . . . Er erkannte Katja, und sie erkannte ihn. Arkadij befahl dem Kutscher, die jagenden Pferde anzuhalten, sprang aus der Equipage und ging auf sie zu. »Sie sind es!« rief sie, und ihr ganzes Gesicht wurde langsam rot. »Kommen Sie mit zu meiner Schwester, sie ist hier im Garten, sie wird sich freuen, Sie zu sehen.«

Katja führte Arkadij in den Garten. Die Begegnung mit ihr erschien ihm als ein besonders glückliches Vorzeichen, und er freute sich über dieses Wiedersehen, als sei sie eine ihm besonders nahestehende und liebe Verwandte. Alles hatte sich so glücklich gemacht: es gab keinen Haushofmeister und keine förmliche Anmeldung. An einer Biegung des Weges erblickte er Anna Sergejewna. Sie stand mit dem Rücken zu ihm und als sie Schritte hörte, wandte sie sich langsam um.

Arkadij wollte von neuem in Verwirrung geraten, aber ihre ersten Worte gaben ihm gleich seine Ruhe

wieder. »Guten Tag, Flüchtling!« sagte sie mit ihrer ebenmäßigen, freundlichen Stimme und ging ihm lächelnd entgegen und blinzelte dabei vor Sonnenschein und Wind. »Wo hast du ihn gefunden, Katja?«

»Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, Anna Sergejewna,« fing er an, »etwas, was Sie gewiß nicht erwartet haben . . .«

»Sie haben Sich selbst mitgebracht, und das ist besser als alles andere.«

XXIII

BASAROW HATTE ARKADIJ MIT SPÖTTISCHEM Bedauern bis an den Wagen begleitet und ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß er das Ziel seiner Reise sehr gut durchschaute. Als Arkadij fort war, zog er sich ganz zurück, von einem förmlichen Arbeitsfieber gepackt. Mit Paul Petrowitsch zankte er sich nicht mehr, um so mehr als dieser in seiner Gegenwart eine bereits übertrieben aristokratische Haltung annahm und seine Meinung mehr durch einzelne Laute als durch richtige Worte zum Ausdruck brachte. Nur ein einziges Mal hätte Paul Petrowitsch sich beinahe in einen Disput mit dem Nihilisten eingelassen, als die Rede auf die Privilegien des baltischen Adels kam – eine Frage, die gerade damals Gegenstand häufiger Erörterungen war. Aber er hielt plötzlich inne und sagte mit kalter Höflichkeit: »Übrigens können wir einander nicht verstehen, wenigstens habe ich nicht die Ehre, Sie zu verstehen.«

»Natürlich!« rief Basarow. »Alles kann der Mensch verstehen, die Schwingungen des Äthers und die Vorgänge auf der Sonne. Aber daß ein Mensch sich anders die Nase putzt als er selbst, das kann er nicht verstehen.«

»Sie halten das für geistreich?« antwortete Paul Petrowitsch fragend und entfernte sich.
Immerhin bat er sich dazwischen die Erlaubnis aus, Basarows Experimenten beizuwohnen und näherte einmal sogar sein parfümiertes und mit irgendeiner wundervollen Essenz gewaschenes Gesicht dem Mikroskop, um zu sehen, wie ein durchsichtiges Infusorium ein grünes Stäubchen verschluckte und es eifrig mit irgendwelchen sehr behenden Organen in seiner Kehle zerkleinerte. Viel öfter als sein Bruder kam Nikolai Petrowitsch zu Basarow. Er wäre jeden Tag gekommen, um »seine Lektion zu absolvieren«, wie er sich ausdrückte, wenn ihn seine wirtschaftlichen Sorgen nicht so in Anspruch genommen hätten. Er störte den jungen Naturforscher nicht im geringsten: er ließ sich in einer Zimmerecke nieder, sah von da aus aufmerksam zu und erlaubte sich nur dazwischen eine behutsame Frage. Beim Mittag- und Abendessen suchte er das Gespräch immer auf Physik, Geologie und Chemie zu bringen, da alle anderen Themen, selbst solche wirtschaftlicher Natur – von politischen gar nicht zu reden – leicht zu Zusammenstößen führen oder doch wenigstens eine Stimmung allgemeinen Unbehagens entstehen lassen konnten. Nikolai Petrowitsch glaubte annehmen zu dürfen, daß die Abneigung seines Bruders gegen Basarow noch keine Abschwächung erfahren hatte, und ein an sich unbedeutender Vorfall bestätigte ihm unter anderem die Richtigkeit dieser Vermutung. In der Umgegend kamen einige Fälle von Cholera vor, und auch in Marino selbst raffte sie zwei Leute hin. Eines Nachts hatte Paul Petrowitsch einen ziemlich heftigen Anfall. Er quälte sich bis zum Morgen, ohne seine Zuflucht zu Basarows Kunstfertigkeit zu nehmen, und als sie sich am nächsten Tage begegneten und Basarow fragte, warum er nicht zu ihm geschickt habe, antwortete

er, noch ganz blaß, aber bereits sorgfältig frisiert und rasiert: »Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie doch selbst gesagt, Sie glaubten nicht an die Medizin?«

So gingen die Tage hin. Basarow arbeitete hartnäckig und finster . . . und doch gab es in Nikolai Petrowitschs Hause ein Wesen, dem er zwar nicht gerade seine Seele aufschloß, aber mit dem er doch gern plauderte . . . Dieses Wesen war Fenitschka.

Er begegnete ihr meist frühmorgens im Garten oder auf dem Hof. Ihr Zimmer betrat er nicht, und auch sie war nur ein einziges Mal an seine Tür gekommen, um ihn zu fragen ob sie Mitja baden solle oder nicht. Nicht nur, daß sie Vertrauen zu ihm hatte und sich nicht vor ihm fürchtete, nein, sie gab sich im Zusammensein mit ihm sogar freier und ungezwungener als selbst im Umgang mit Nikolai Petrowitsch. Es wäre schwer, einen Grund dafür zu bezeichnen, aber vielleicht war es deshalb so, weil sie unbewußt fühlte, daß Basarow in seinem Wesen nichts Edelmännisches hatte, nichts von jenen Merkmalen des Höherstehenden, die gleichzeitig anziehen und abschrecken. In ihren Augen war er ein ausgezeichneter Arzt und ein schlichter Mensch. Ohne jede Verlegenheit machte sie sich in seiner Gegenwart mit dem Kinde zu schaffen und nahm einmal, als sie sich schwindlig fühlte und Kopfschmerzen hatte, aus seinen Händen einen Löffel Medizin. War Nikolai Petrowitsch zugegen, so war sie zurückhaltender gegen Basarow, aber nicht aus Berechnung, sondern aus einer Art von Schicklichkeitsgefühl heraus. Vor Paul Petrowitsch fürchtete sie sich mehr denn je; seit einiger Zeit schien es, als beobachte er sie, er stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, hinter ihr in seinem englischen Anzuge, die Hände in den Hosentaschen, und sah sie mit seinem scharfen Blick an. »Es überläuft einen ganz kalt«, beklagte sie sich bei

Dunjascha, aber die seufzte nur und dachte an einen anderen »gefühllosen« Menschen. Ohne es selbst zu wissen, war Basarow zum »grausamen Tyrannen« ihres Herzens geworden.

Basarow gefiel Fenitschka, aber sie gefiel ihm auch. Sein Gesicht wurde ganz anders, wenn er mit ihr sprach. Es nahm einen heiteren, fast gutmütigen Ausdruck an, und in sein gewöhnliches nachlässiges und gleichgültiges Wesen mischte sich eine Art von scherzhafter Aufmerksamkeit. Fenitschka wurde mit jedem Tage schöner. Es gibt eine Zeit im Leben junger Frauen, wo sie plötzlich aufblühen und sich entfalten wie Sommerrosen, und solch eine Zeit war für Fenitschka gekommen. Alles kam dem entgegen, selbst die Julihitze, die gerade damals herrschte. In ihrem leichten, weißen Kleid erschien sie selbst noch weißer und leichter. Die Sonnenstrahlen bräunten ihre Haut nicht, aber die Hitze, vor der sich niemand bergen konnte, rötete ihr doch leicht die Wangen und Ohren, goß eine sanfte Lässigkeit durch ihren ganzen Körper und gab ihren schönen Augen einen Ausdruck von schläfriger Mattigkeit. Sie vermochte fast nichts mehr zu arbeiten, die Hände glitten ihr immer wieder wie von selbst in den Schoß. Sie vermied fast jeden Schritt und ächzte und stöhnte in drolliger Kraftlosigkeit.

»Du solltest häufiger baden«, sagte Nikolai Petrowitsch zu ihr.

In dem einen Teich, der noch nicht ganz ausgetrocknet war, hatte er eine große leinenüberspannte Badehütte errichten lassen.

»Ach, Nikolai Petrowitsch! Man stirbt ja, bevor man bis zum Teich kommt, und auf dem Rückwege ist es genau das gleiche. Der Garten hat ja gar keinen Schatten.«

»Das stimmt, Schatten gibt es da keinen«, antwortete Nikolai Petrowitsch und fuhr sich mit der Hand über die Brauen.

Eines Tages traf Basarow Fenitschka in der längst verblühten, aber noch dichten und grünen Fliederlaube, als er um sieben Uhr morgens von seinem Spaziergang zurückkehrte. Sie saß auf der Bank und trug wie gewöhnlich ein weißes Tuch um den Kopf. Neben ihr lag ein ganzer Strauß noch taufeuchter roter und weißer Rosen. Er wünschte ihr einen guten Morgen.

»Ah! Jewgenij Wassilitsch!« sagte sie und lüftete ihr Kopftuch ein wenig, um ihn anzusehen; der Ärmel glitt ihr bei dieser Bewegung bis zum Ellbogen zurück.

»Was treiben Sie denn hier?« fragte Basarow und setzte sich neben sie. »Wollen Sie einen Strauß binden?«

»Ja, für den Frühstückstisch. Nikolai Petrowitsch hat das so gern.«

»Nun, bis zum Frühstück haben Sie ja noch lange Zeit. Aber was für eine Unmenge von Blumen!«

»Ich habe sie jetzt eben gepflückt, nachher wird es heiß, und man kann nicht mehr hinaus. Jetzt kann man gerade noch atmen. Ich bin schon ganz schwach von dieser Hitze. Ich fürchte, ich werde noch krank.«

»Was Sie sich einbilden! Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen.« Basarow nahm ihre Hand, suchte die gleichmäßig pulsierende Ader auf und hielt es nicht einmal für nötig, die Pulsschläge zu zählen. »Hundert Jahre können Sie alt werden«, sagte er dann und ließ ihre Hand los.

»Gott behüte mich davor!« rief sie.

»Warum? Haben Sie denn keine Lust, lange zu leben?«

»Aber hundert Jahre! Meine Großmutter ist fünfundachtzig Jahre alt geworden, und was war das für sie selbst für eine Quälerei! Sie war schon ganz schwarz, taub und zusammengekrümmt und hustete

in einem fort, sie war sich selbst zur Last. Was ist das denn für ein Leben?«
»Sie meinen also, es ist besser, jung zu sein?«
»Gewiß doch!«
»Aber warum ist denn das besser! Sagen Sie mir das doch!«
»Was heißt: warum? Jetzt bin ich eben jung, ich kann alles tun, kann kommen und gehen, kann mir selbst holen, was ich brauche, und habe es nicht nötig, jemand um Hilfe zu bitten. Was kann es Besseres geben?«
»So? Nun, mir ist es ganz einerlei, ob ich jung oder alt bin.«
»Was Sie reden! Wie kann Ihnen das einerlei sein? Das ist doch gar nicht möglich.«
»Aber urteilen Sie doch selbst, Fedosja Nikolajewna, was habe ich davon, daß ich jung bin? Ich lebe für mich allein, habe niemand . . .«
»Das hängt doch nur von Ihnen ab.«
»Das hängt gar nicht von mir ab! Wenn doch niemand da ist, der Mitleid mit mir hat.«
Fenitschka sah Basarow von der Seite an, sagte aber nichts. »Was haben Sie da für ein Buch?« fragte sie nach einer Weile.
»Das da? Das ist ein sehr gelehrtes und schwieriges Buch.«
»Sie studieren in einem fort? Ist Ihnen das nicht langweilig? Ich glaube, Sie wissen doch schon ohnehin alles.«
»Anscheinend doch noch nicht alles. Aber versuchen Sie es doch, ein bißchen darin zu lesen.«
»Davon werde ich doch nichts verstehen. Ist es russisch?« fragte Fenitschka und nahm den gewichtigen Band in beide Hände. »Wie dick es ist!«
»Ja, es ist ein russisches Buch.«
»Einerlei, ich verstehe es doch nicht.«
»Aber darauf kommt es mir ja auch gar nicht an,

daß Sie es verstehen sollen. Ich will Sie nur lesen sehen. Wenn Sie lesen, bewegt sich Ihre Nasenspitze so niedlich hin und her.«
Fenitschka, die schon halblaut angefangen hatte, einen Artikel »Über das Kreosot« zu enträtseln, den sie gerade aufgeschlagen hatte, fing an zu lachen und warf das Buch zur Seite, so daß es von der Bank auf die Erde glitt.
»Ich habe es ebenso gern, wenn Sie lachen«, meinte Basarow.
»Hören Sie auf!«
»Und auch, wenn Sie sprechen. Als ob ein kleiner Bach plätschert.«
Fenitschka wandte den Kopf zur Seite. »Sie sind auch einer!« sagte sie und ließ die Finger über die Blumen hinspielen. »Was haben Sie denn davon, mir zuzuhören? Wo Sie sich doch schon mit so klugen Damen unterhalten haben . . .«
»Ach, Fedosja Nikolajewna, glauben Sie mir, alle klugen Damen auf der Welt sind nicht Ihren Ellbogen wert.«
»Was Sie sich alles ausdenken!« sagte Fenitschka leise und legte die Hände in den Schoß.
Basarow hob das Buch auf. »Das ist ein Medizinbuch, warum werfen Sie es weg?«
»Ein Medizinbuch?« wiederholte Fenitschka und wandte ihm wieder ihr Gesicht zu. »Wissen Sie was? Erinnern Sie sich noch, wie Sie mir damals die Tropfen gaben? Seitdem schläft Mitja ausgezeichnet. Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin. Sie sind so gut, wirklich.«
»Eigentlich muß man einen Arzt aber auch bezahlen«, meinte Basarow lächelnd. »Und Ärzte sind eigennützige Menschen, das wissen Sie doch.«
Fenitschka hob die Augen zu Basarow, und sie erschienen jetzt noch dunkler neben dem weißlichen Glanz, der auf die obere Hälfte ihres Gesichts fiel.

Sie wußte nicht recht, ob er scherzte oder es ernst meinte.
»Wenn Sie wünschen, mit dem größten Vergnügen . . . Man müßte sich an Nikolai Petrowitsch wenden . . .«
»Sie denken wohl, ich wollte Geld?« unterbrach sie Basarow. »Nein, von Ihnen brauche ich kein Geld.«
»Was dann?« fragte Fenitschka.
»Was dann?« wiederholte Basarow. »Raten Sie doch.«
»Wie soll ich das raten?«
»So will ich es Ihnen sagen. Ich will . . . eine von diesen Rosen.«
Fenitschka lachte wieder und klatschte sogar in die Hände, so komisch kam ihr Basarows Wunsch vor. Sie lachte und fühlte sich doch zugleich geschmeichelt. Basarow sah sie sehr aufmerksam an.
»Bitte, bitte«, sagte sie endlich, beugte sich über die Rosen und breitete sie aus. »Was für eine wollen Sie haben, eine rote oder eine weiße?«
»Eine rote, aber keine allzu große.«
Sie richtete sich wieder auf.
»Nehmen Sie die«, sagte sie, zog aber gleich darauf die ausgestreckte Hand wieder zurück, biß sich auf die Lippen und sah aufhorchend nach dem Laubeneingang.
»Was gibt es?« fragte Basarow. »Kommt Nikolai Petrowitsch?«
»Nein . . . Nikolai Petrowitsch sind aufs Feld geritten . . . und vor ihm habe ich auch keine Angst . . . aber Paul Petrowitsch . . . es kam mir so vor . . .«
»Was denn?«
»Es kam mir so vor, als käme er da. Nein . . . es ist niemand. Da, nehmen Sie«, und Fenitschka gab Basarow die Rose.
»Warum haben Sie denn vor Paul Petrowitsch Angst?«
»Paul Petrowitsch jagt mir immer so einen Schreck

ein. Sagen tut er nichts und sieht mich so sonderbar an. Und Sie lieben ihn doch auch nicht. Wissen Sie noch, früher haben Sie sich doch immer mit ihm gezankt. Ich weiß ja nicht, worüber Sie sich mit ihm streiten, aber ich sehe, wie Sie nur so mit ihm abfahren, so . . .«

Und Fenitschka zeigte mit einer Handbewegung, wie Basarow ihrer Meinung nach mit Paul Petrowitsch »abgefahren« war.

Basarow lächelte.

»Und wenn er nun die Oberhand gewonnen hätte,« fragte er, »wären Sie dann für mich eingetreten?«

»Wie hätte ich für Sie eintreten können? Aber nein, mit Ihnen wird man doch auch gar nicht so leicht fertig.«

»Glauben Sie? Und dabei weiß ich doch eine Hand, die mich mit einem Finger umwerfen kann, wenn sie will.«

»Was für eine Hand soll das wohl sein?«

»Wissen Sie das wirklich nicht? Riechen Sie doch, wie herrlich die Rose duftet, die Sie mir gegeben haben.«

Fenitschka reckte das Hälschen und näherte ihr Gesicht der Rose. Das Tuch glitt ihr vom Kopf auf die Schultern, und ließ die weiche Masse ihrer schwarzen, glänzenden und ein wenig verwirrten Haare sehen.

»Warten Sie, ich will mit Ihnen zusammen riechen«, sagte Basarow, beugte sich über sie und küßte sie kräftig auf die geöffneten Lippen.

Sie fuhr zusammen, sie stemmte beide Hände gegen seine Brust, aber sie tat es nur lässig und schwach, und er konnte sie zum zweitenmal küssen und seine Lippen länger als beim ersten Kuß auf den ihren ruhen lassen.

Hinter den Fliederbüschen ließ sich ein trockenes Husten vernehmen. Fenitschka rückte im selben Au-

genblick an das andere Ende der Bank. Paul Petrowitsch erschien, machte eine leichte Verbeugung, sagte mit einer Mischung von Zorn und Bekümmertheit: »Sie hier?« und entfernte sich wieder. Fenitschka raffte schnell alle ihre Rosen zusammen und verließ die Laube. »Das war schlecht von Ihnen, Jewgenij Wassiljewitsch«, flüsterte sie im Weggehen, und in diesem Flüstern lag ein aufrichtiger Vorwurf.
Basarow fiel eine ähnliche Szene ein, die noch nicht weit zurücklag, und er empfand Scham, Ärger und Selbstverachtung. Gleich darauf aber schüttelte er den Kopf, beglückwünschte sich selbst ironisch dazu, daß er nun »in aller Form unter die Seladons gegangen sei«, und begab sich in sein Zimmer.
Paul Petrowitsch wanderte mit langsamen Schritten durch den Garten und wandte sich dann in den Wald. Dort blieb er eine ganze Weile, und als er zum Frühstück zurückkehrte, fragte ihn Nikolai Petrowitsch, ob er am Ende krank sei – so finster war sein Gesicht geworden.
»Du weißt doch, daß ich bisweilen an Gallenergießungen leide«, gab Paul Petrowitsch ruhig zur Antwort.

XXIV

ZWEI STUNDEN SPÄTER KLOPFTE ER AN BASAROWS Tür.
»Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie in Ihren gelehrten Beschäftigungen störe«, begann er, setzte sich auf einen am Fenster stehenden Stuhl und stützte beide Hände auf den elfenbeinernen Knauf seines schönen Stockes – für gewöhnlich ging er ohne Stock. »Aber ich muß Sie bitten, mir fünf Minuten Ihrer Zeit zu schenken – mehr brauche ich nicht.«
»Meine Zeit steht Ihnen völlig zur Verfügung«, antwortete Basarow, über dessen Gesicht ein Zucken

hingegangen war, als Paul Petrowitsch seine Schwelle überschritten hatte.
»Fünf Minuten werden mir genügen. Ich bin gekommen, um Ihnen eine Frage vorzulegen.«
»Eine Frage? Und welche?«
»Wollen Sie mir bitte Gehör schenken. In der ersten Zeit Ihrer Anwesenheit im Hause meines Bruders, damals, als ich mir noch nicht das Vergnügen versagte, mit Ihnen zu plaudern, hatte ich Gelegenheit, Ihre Anschauungen über verschiedene Gegenstände kennen zu lernen. Aber soviel ich mich erinnern kann, ist weder unter uns beiden noch überhaupt in meiner Gegenwart je die Rede auf Zweikämpfe und auf das Duell überhaupt gekommen. Darf ich fragen, wie Sie über diesen Gegenstand denken?«
Basarow, der aufgestanden war, um Paul Petrowitsch entgegenzugehen, setzte sich auf die Tischkante und verschränkte die Arme.
»Meiner Meinung nach«, sagte er, »ist das Duell vom theoretischen Standpunkt aus betrachtet – ein Unsinn. Nun, wenn man es aber vom praktischen Standpunkt aus ansehen will, so ist das eine andere Sache.«
»Das heißt also, wenn ich Sie recht verstanden habe, wollen Sie damit sagen, ganz einerlei, wie sie theoretisch über das Duell denken, in der Praxis werden Sie sich nicht beleidigen lassen, ohne Genugtuung zu fordern.«
»Gerade das meinte ich.«
»Sehr gut. Es ist mir sehr lieb, das von Ihnen zu hören. Ihre Worte reißen mich aus meiner Unwissenheit . . .«
»Aus Ihrer Ungewißheit, wollen Sie sagen.«
»Das ist mir einerlei. Es kommt mir nur darauf an, verstanden zu werden. Ich . . . ich bin keine Seminarratte. Ihre Worte überheben mich einer gewissen traurigen Notwendigkeit. Ich habe beschlossen, mich mit Ihnen zu schlagen.«

Basarow riß die Augen auf.
»Mit mir?«
»Jawohl, gerade mit Ihnen.«
»Aber erlauben Sie, aus welchem Grunde?«
»Ich könnte Ihnen diesen Grund nennen«, antwortete Paul Petrowitsch. »Aber ich ziehe es vor, ihn für mich zu behalten. Meines Erachtens sind Sie hier überflüssig. Ich kann Sie nicht ausstehen, ich verachte Sie, und wenn Ihnen das noch nicht genügt . . .«
Paul Petrowitschs Augen funkelten . . . aber auch in Basarows blitzte es jetzt auf.
»Sehr gut«, sagte er. »Es bedarf keiner weiteren Erklärungen. Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, Ihre ritterlichen Gelüste an mir auszutoben. Ich könnte Ihnen dies Vergnügen verwehren, aber, mag es sein!«
»Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden«, antwortete Paul Petrowitsch. »Ich darf also jetzt hoffen, Sie nehmen meine Forderung an und nötigen mich nicht erst, meine Zuflucht zu Zwangsmaßregeln zu nehmen.«
»Das heißt wohl, wenn wir die Allegorie beiseite lassen, zu diesem Stock?« meinte Basarow kaltblütig.
»Sie haben ganz recht. Sie haben es also nicht erst nötig, mich zu beleidigen, was auch gar nicht so ganz ungefährlich für Sie wäre. Bleiben Sie also ruhig Gentleman, ich nehme Ihre Forderung ebenfalls als Gentleman an.«
»Ausgezeichnet«, sagte Paul Petrowitsch und stellte den Stock in eine Ecke. »Wir müssen jetzt noch mit ein paar Worten die Bedingungen der Forderung berühren. Zuerst würde ich aber noch gern wissen, ob Sie es für nötig halten, daß wir unsere Zuflucht zu der Formalität eines kleinen Streites nehmen, der als Vorwand für meine Forderung dienen könnte?«

»Nein, es scheint mir besser, wir lassen diese Formalitäten beiseite.«
»Dieser Meinung bin ich auch. Ich halte es auch für unangebracht, überhaupt Gedanken an die eigentliche Ursache unseres Zusammenstoßes zu wenden. Wir können einander nicht ausstehen. Was braucht es mehr?«
»Was braucht es mehr?« wiederholte Basarow ironisch.
»Was nun die Bedingungen des Zweikampfes selbst angeht, so meine ich, da wir ja keine Sekundanten haben – denn wo sollten wir die hernehmen? . . .«
»Ja, wo sollten wir die hernehmen?«
»So habe ich die Ehre, Ihnen folgendes vorzuschlagen. Wir schießen uns morgen früh, sagen wir um sechs Uhr, hinter dem kleinen Wäldchen auf Pistolen, zehn Schritt Barriere . . .«
»Zehn Schritt? Gut. Da wir uns ja auch auf zehn Schritt hassen . . .«
»Wir können ja auch acht Schritt nehmen«, meinte Paul Petrowitsch.
»Auch das. Warum nicht?«
»Es wird zweimal geschossen. Und für alle Fälle hat jeder ein Briefchen in der Tasche, in dem er sich selbst die Schuld an seinem Ende gibt.«
»Damit bin ich allerdings nicht ganz einverstanden«, antwortete Basarow. »Man kann es doch nicht so machen wie in einem französischen Roman, es wäre zu unwahrscheinlich.«
»Das kann sein. Aber Sie werden mir doch zugeben, daß es nicht angenehm ist, sich dem Verdacht eines Mordes auszusetzen?«
»Das gebe ich zu. Aber es gibt noch ein Mittel, um diesem infamen Verdacht zu entgehen. Wenn wir uns schon ohne Sekundanten behelfen müssen, so können wir doch einen Zeugen haben.«
»Und wer soll das sein, wenn ich fragen darf?«

»Peter.«
»Was für ein Peter?«
»Der Kammerdiener Ihres Bruders. Er ist ein Mensch, der auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung steht, und wird seine Rolle mit dem ganzen, für solche Fälle erforderlichen Comme il faut durchführen.«
»Mir scheint, Sie scherzen, mein verehrter Herr.«
»Nicht im geringsten. Wenn Sie sich meinen Vorschlag durch den Kopf gehen lassen, werden Sie sich überzeugen, daß er überaus einfach und dazu noch von gesundem Menschenverstand eingegeben ist. Einen Schusterpfriem kann man nicht in einem Sack verstecken*), und ich nehme es auf mich, Peter in der geeigneten Weise vorzubereiten und ihn auf das Schlachtfeld mitzubringen.«
»Sie scherzen immer noch«, sagte Paul Petrowitsch und erhob sich. »Aber nach dem liebenswürdigen Entgegenkommen, das Sie mir gezeigt haben, fühle ich mich nicht berechtigt, Ihnen hierin entgegen zu sein ... So wäre also alles geregelt ... Apropos, Pistolen haben Sie wohl nicht?«
»Woher soll ich wohl Pistolen haben, Paul Petrowitsch? Ich bin doch kein Kriegsmann.«
»In diesem Falle schlage ich Ihnen vor, daß wir meine benutzen. Sie können versichert sein, daß ich seit fünf Jahren nicht mehr mit ihnen geschossen habe.«
»Das ist ja eine sehr tröstliche Mitteilung.«
Paul Petrowitsch nahm seinen Stock.
»Und somit, mein verehrter Herr, bleibt mir nur noch übrig, Ihnen meinen Dank auszusprechen und Sie nicht länger Ihrer Arbeit zu entziehen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«
»Auf ein angenehmes Wiedersehen, mein verehrter Herr«, sagte Basarow, während er seinen Gast zur Tür geleitete.

*) Sprichwort: Nichts ist so fein gesponnen.

Paul Petrowitsch ging hinaus, Basarow blieb an der Tür stehen und rief plötzlich: »Pfui Teufel! Wie reizend und wie dumm ist das alles! Was für eine Komödie haben wir da heruntergehaspelt! Ganz wie dressierte Hunde, die auf den Hinterbeinen tanzen! Aber ablehnen konnte ich es nicht, er hätte mich weiß Gott geschlagen und dann . . .« Basarow erbleichte bei dem bloßen Gedanken, sein ganzer Stolz bäumte sich auf. »Erwürgen hätte ich ihn müssen wie eine Katze!« Er kehrte zu seinem Mikroskop zurück, aber sein Herz war aufgewühlt, und die Ruhe war fort, die doch jedes wissenschaftliches Arbeiten verlangt. »Er hat uns heute gesehen,« dachte er, »aber kann es denn möglich sein, daß er sich deswegen in seinem Bruder beleidigt fühlt? Und was ist denn das für eine große Sache, so ein Kuß? Dahinter steckt etwas anderes. Ist er vielleicht selbst in sie verliebt? Natürlich, er liebt sie, das ist klar wie der Tag. Was ist das alles für ein Wirrwarr, wenn man es sich überlegt! Es ist schlimm, es ist sehr schlimm, von welcher Seite man es auch ansieht. Erstens muß man seinen Schädel hinhalten und in jedem Falle abreisen. Und dann ist da Arkadij und dies Herrgottstierchen von Nikolai Petrowitsch! Schlimm, schlimm!«

Es war, als ginge dieser Tag langsamer und träger hin als alle anderen. Fenitschka war wie vom Erdboden verschwunden. Sie saß in ihrem Zimmer wie das Mäuschen in seinem Loch. Nikolai Petrowitsch sah sorgenvoll aus. Gerade hatte er die Meldung erhalten, daß in seinem Weizen, auf den er besondere Hoffnungen gesetzt hatte, der Brand aufgetreten war. Paul Petrowitsch wirkte mit seiner eisigen Höflichkeit erdrückend auf alle, selbst auf Prokofitsch. Basarow begann einen Brief an seinen Vater, aber er zerriß ihn wieder und warf die Fetzen unter den Tisch. »Wenn ich sterbe,« dachte er, »erfahren sie

es auch so. Aber ich werde nicht sterben. Ich werde mich noch lange auf dieser Erde herumschinden müssen.« Er befahl Peter, beim Morgengrauen des nächsten Tages in einer wichtigen Angelegenheit zu ihm zu kommen, und Peter bildete sich schon ein, er solle mit nach Petersburg genommen werden. Basarow ging spät zu Bett, und die ganze Nacht über quälten ihn verworrene Träume ... Die Odinzowa war um ihn, aber sie war zugleich seine Mutter, und hinter ihr her lief ein Kätzchen mit schwarzem Schnurrbart und dieses Kätzchen war Fenitschka. Paul Petrowitsch trat ihm als ein großer Wald entgegen, mit dem er sich trotzdem schlagen mußte. Peter weckte ihn um vier Uhr. Er kleidete sich sofort an und brach mit ihm auf.

Es war ein herrlicher, frischer Morgen. Kleine buntfarbige Lämmerwölkchen standen am hellblassen Blau des Himmels; feine Tautropfen lagen überall auf Blättern und Gräsern und funkelten wie Silber auf den Spinnennetzen; es war, als hielte die feuchte, dunkle Erde noch einen letzten Schimmer der Morgenröte fest, und himmelher strömten von allen Seiten die Lieder der Lerchen. Basarow ging bis an den Saum des Wäldchens, ließ sich hier im Schatten nieder und jetzt erst eröffnete er Peter, was für ein Dienst von ihm verlangt wurde. Der gebildete Lakai bekam einen Todesschrecken, aber Basarow beruhigte ihn mit der Versicherung, er brauche nichts zu tun als aus einiger Entfernung zuzusehen, und es falle nicht die geringste Verantwortung auf ihn. »Und außerdem,« setzte er hinzu, »bedenke doch, was für eine wichtige Rolle dir dabei zufällt!« Peter fuhr unschlüssig mit den Händen in der Luft herum, ließ den Kopf auf die Brust hängen und lehnte sich, ganz grün im Gesicht, an einen Birkenstamm.

Die Landstraße nach Marino führte an dem kleinen

Gehölz vorbei. Sie war von einem leichten Staub überzogen, der seit dem vorigen Tage weder von einem Wagenrade noch von einem Fuß aufgerührt worden war. Basarow sah unwillkürlich die Landstraße hinunter, riß einen Grashalm ab und zerkaute ihn und wiederholte sich dabei immer wieder: »So eine Dummheit!« Die Morgenfrische ließ ihn einige Male erschauern ... Peter sah ihn trübselig an, aber Basarow grinste nur: er hatte keine Angst.

Von der Landstraße her kam Hufgetrappel, dann tauchte zwischen den Bäumen ein Bauer auf, der zwei gekoppelte Pferde vor sich her trieb. Als er an Basarow vorbeikam, sah er ihn mit einem sonderbaren Ausdruck an, nahm aber die Mütze nicht ab, was Peter als ein böses Vorzeichen in völlige Verwirrung setzte. »Der ist auch früh aufgestanden,« dachte Basarow, »aber doch wenigstens, um etwas Gescheites zu tun. Aber wir?«

»Es scheint, der Herr kommen ...« flüsterte Peter plötzlich.

Basarow sah auf und erblickte Paul Petrowitsch. In einem leichten karierten Jackett und schneeweißen Hosen kam er mit raschen Schritten die Landstraße herunter. Unter dem Arm trug er einen in grünes Tuch eingeschlagenen Kasten.

»Entschuldigen Sie, ich glaube, ich habe Sie warten lassen«, sagte er und grüßte zuerst Basarow und dann Peter, in dem er für diesen Augenblick etwas wie einen Sekundanten sah und für den er daher eine Art Hochachtung empfand. »Ich wollte meinen Kammerdiener nicht wecken.«

»Das macht nichts«, antwortete Basarow. »Wir selbst sind auch eben erst gekommen.«

»Ah! Um so besser!« Paul Petrowitsch sah sich um. »Es ist niemand zu sehen, niemand stört uns ... Können wir anfangen?«

»Ja, fangen wir an.«

»Ich nehme an, Sie wünschen keine neuen Erklärungen?«
»Nein.«
»Darf ich Sie bitten zu laden?« fragte Paul Petrowitsch und nahm die Pistolen aus dem Kasten.
»Nein, laden Sie, ich will die Distanz abmessen. Ich habe längere Beine«, setzte Basarow lächelnd hinzu. »Eins, zwei, drei . . .«
»Jewgenij Wassiljewitsch,« stammelte Peter mühsam und zitterte dabei wie im Fieber, »machen Sie, was Sie wollen, ich ziehe mich zurück.«
»Vier, fünf . . . Zieh dich zurück, Brüderchen, zieh dich nur zurück, du kannst dich sogar hinter einen Baum stellen und dir die Ohren zuhalten, nur die Augen läßt du mir offen! Und wenn einer hinfällt, so kommst du angesaust und hebst ihn auf. Sechs, sieben, acht . . .« Basarow blieb stehen. »Genügt es?« fragte er, zu Paul Petrowitsch gewandt, »oder soll ich noch zwei Schritte nehmen?«
»Wie es Ihnen beliebt«, antwortete der und lud die zweite Pistole.
»Nun, nehmen wir noch zwei Schritte dazu.« Basarow zog mit der Stiefelspitze einen Strich über den Erdboden. »Das wäre die Barriere. Übrigens, wieviel Schritt von der Barriere sollen wir uns eigentlich aufstellen? Die Frage ist doch auch wichtig, gestern ist davon gar nicht die Rede gewesen.«
»Ich denke, zehn«, antwortete Paul Petrowitsch und hielt Basarow beide Pistolen hin. »Wollen Sie so gut sein und wählen?«
»Ich will so gut sein. Aber geben Sie mir doch zu, Paul Petrowitsch, unser Zweikampf ist wirklich eigenartig bis zur Lächerlichkeit. Sehen Sie sich nur die Physiognomie unseres Sekundanten an.«
»Sie belieben noch immer zu scherzen«, antwortete Paul Petrowitsch. »Daß unser Zweikampf etwas seltsam ist, will ich nicht bestreiten, ich halte es aber

für meine Pflicht, Sie von vornherein darauf aufmerksam zu machen, daß ich mich in allem Ernst zu schlagen gedenke. A bon entendeur, salut!«
»Oh, ich zweifle ja auch gar nicht daran, daß wir beide entschlossen sind, einander auszurotten. Aber warum soll man deswegen nicht lachen und das utile nicht mit dem dulce vereinigen dürfen? Sie sehen, wenn Sie mit mir französisch reden, so kann ich Ihnen auf lateinisch antworten.«
»Ich werde mich in vollem Ernst schlagen«, wiederholte Paul Petrowitsch und nahm seinen Platz ein. Auch Basarow zählte von der Barriere aus zehn Schritt ab und blieb dann stehen.
»Sind Sie so weit?« fragte Paul Petrowitsch.
»Durchaus.«
»Also los!«
Basarow rückte langsam vor, Paul Petrowitsch ging auf ihn zu, die linke Hand in der Hosentasche, und hob dabei langsam den Lauf seiner Pistole ... »Er zielt mir gerade aufs Herz,« dachte Basarow, »und mit was für einer Sorgfalt, dieser Halunke! Es ist doch ein unangenehmes Gefühl. Ich will mich an seine Uhrkette halten ...« Irgend etwas pfiff scharf an Basarows Ohr vorbei, und im selben Augenblick krachte ein Schuß. »Ich kann noch hören, also war es nichts«, flog es ihm durch den Kopf. Er machte noch einen Schritt und drückte dann ab, ohne zu zielen.
Paul Petrowitsch zuckte leicht zusammen und griff sich an den Schenkel. An seiner weißen Hose schoß ein Blutstrahl hinunter.
Basarow ließ die Pistole fallen und eilte auf seinen Gegner zu.
»Sie sind verwundet?« fragte er.
»Sie hätten das Recht gehabt, noch zu warten, bis ich an der Barriere war«, sagte Paul Petrowitsch.
»Nun, einerlei. Nach unserer Abmachung hat jeder noch einen Schuß.«

»Nein, entschuldigen Sie, das mag auf ein anderes Mal bleiben«, antwortete Basarow und umfaßte Paul Petrowitsch, der plötzlich bleich geworden war. »Jetzt bin ich nicht mehr Duellant, sondern Doktor und muß vor allem Ihre Wunde untersuchen. Peter! Komm her, Peter! Wo hast du dich denn verkrochen?«

»Das ist eine Lappalie ... Ich bedarf Ihrer Hilfe nicht,« brachte Paul Petrowitsch langsam hervor, »und ... wir müssen ... noch einmal ...« Er wollte nach seinem Schnurrbart greifen, aber die Hand gehorchte ihm nicht mehr, er verdrehte die Augen und verlor das Bewußtsein.

»Hat man so etwas gehört! Eine Ohnmacht! Deswegen gleich eine Ohnmacht!« rief Basarow unwillkürlich, während er Paul Petrowitsch ins Gras bettete. »Sehen wir also nach, was es gibt.« Er zog sein Taschentuch heraus, wischte das Blut fort und tastete die Umgebung der Wunde ab. »Der Knochen ist heil,« murmelte er durch die Zähne, »die Kugel ist nicht tief eingedrungen, nur ein einziger Muskel hat etwas abbekommen, der vastus externus. Nach drei Wochen kann er wieder tanzen! Und darum fällt er in Ohnmacht! Sind wir nervöse Leute geworden! Was er für eine zarte Haut hat!«

»Sind der Herr tot?« hörte er hinter sich Peters zitternde Stimme.

Basarow sah sich um.

»Flink, laufe nach Wasser, Brüderchen, der wird älter als du und ich.«

Aber der perfekte Kammerdiener schien den Sinn dieser Worte nicht zu erfassen und rührte sich nicht von der Stelle. Paul Petrowitsch schlug langsam die Augen auf. »Er stirbt!« flüsterte Peter und fing an sich zu bekreuzigen.

»Sie haben recht ... so eine dumme Physiognomie!« sagte der verwundete Gentleman mit mühsamem Lächeln.

»So laufe doch nach Wasser, du Satan!« schrie Basarow.
»Nicht nötig ... es war nur ein vorübergehender vertige ... Helfen Sie mir nur, mich aufzusetzen ... so so. Man braucht die kleine Schramme nur ein wenig zu verbinden, dann gehe ich zu Fuß nach Hause, sonst könnte man mir schließlich auch einen Wagen schicken. Den Zweikampf brauchen wir nicht wieder aufzunehmen, wenn es Ihnen recht ist. Sie haben sich durchaus ehrenhaft betragen, das heißt, heute, heute.«
»Es hat keinen Sinn, auf Vergangenes zurückzukommen,« sagte Basarow, »und was die Zukunft angeht, so lohnt es sich ebenfalls nicht, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, da ich entschlossen bin, mich schleunigst davonzumachen. Geben Sie her, ich will jetzt Ihr Bein verbinden, die Wunde ist zwar nicht gefährlich, aber es ist doch besser, das Blut zu stillen. Zuerst muß man aber diese Leiche da wieder ins Leben zurückrufen.«
Basarow packte Peter am Kragen, schüttelte ihn hin und her und schickte ihn dann fort, um einen Wagen zu holen.
»Aber paß auf, daß du meinem Bruder keinen Schrekken einjagst,« sagte Paul Petrowitsch, »laß es dir nicht einfallen, ihm zu erzählen, was passiert ist.«
Peter machte daß er wegkam. Und während er nach dem Wagen lief, saßen die beiden Gegner schweigend nebeneinander auf der Erde. Paul Petrowitsch gab sich Mühe, Basarow nicht anzusehen. Versöhnen wollte er sich trotz allem nicht mit ihm; er schämte sich seines Hochmuts, seines Mißgeschicks, schämte sich der ganzen Affäre, die er angezettelt hatte, und fühlte dabei doch, daß es eigentlich gar nicht besser hätte ablaufen können. »Wenigstens wird er sich von jetzt an hier nicht mehr herumdrücken,« beruhigte er sich selbst, »und das ist auch schon etwas

wert.« Das drückende und befangene Schweigen hielt an. Keinem von beiden war es wohl dabei. Jeder wußte, daß der andere verstand, was in ihm vorging. Unter Freunden ist dieses Bewußtsein etwas sehr Schönes, unter Feinden ist es überaus unangenehm, besonders wenn man weder die Möglichkeit hat, sich auszusprechen noch sich zu trennen.

»Habe ich Ihnen den Verband ums Bein nicht zu fest gemacht?« fragte Basarow schließlich.

»Nein, durchaus nicht, es ist sehr gut so«, antwortete Paul Petrowitsch und setzte nach einer Weile hinzu: »Vormachen können wir meinem Bruder doch nichts, so wollen wir ihm wenigstens sagen, wir wären über eine politische Frage in Streit geraten.«

»Sehr gut«, meinte Basarow. »Sie können ihm ja sagen, ich hätte auf alle Anglomanen geschimpft.«

»Ausgezeichnet. Was meinen Sie, was mag wohl dieser Mensch da jetzt von uns denken?« fuhr Paul Petrowitsch fort und wies auf den Bauern, der einige Minuten vor dem Duell seine gekoppelten Pferde an Basarow vorbeigetrieben hatte und jetzt auf dem Rückweg beim Anblick der »Herren« seine Mütze abnahm und einen Bogen machte.

»Wer kann das wissen!« antwortete Basarow. »Höchstwahrscheinlich denkt er gar nichts. Der russische Bauer ist wie der geheimnisvolle Unbekannte, von dem die Radcliffe seinerzeit soviel gefabelt hat. Wer soll ihn verstehen? Er versteht sich ja selbst nicht.«

»Ah! Was Sie sagen«, fing Paul Petrowitsch an, brach aber plötzlich ab und rief: »Sehen Sie doch, was Ihr Dummkopf von Peter da angerichtet hat! Da kommt ja mein Bruder selbst angefahren!«

Basarow wandte sich um und erkannte im Wagen Nikolai Petrowitschs blasses Gesicht. Er sprang heraus, bevor noch die Pferde anhielten, und stürzte auf seinen Bruder zu.

»Was bedeutet das?« fragte er aufgeregt, »Jewgenij Wassilitsch, um Gottes willen, was ist das?«
»Nichts«, antwortete Paul Petrowitsch. »Du brauchst dich gar nicht aufzuregen. Herr Basarow und ich haben eine kleine Meinungsverschiedenheit gehabt, nun, und ich habe eben ein wenig dafür bezahlen müssen.«
»Aber wie ist denn das gekommen, um Gottes willen?«
»Wie soll ich dir das erklären? Herr Basarow sprach sehr wegwerfend über Sir Robert Peel. Ich muß gleich hinzufügen, daß ich der einzige Schuldige an der ganzen Geschichte bin, Herr Basarow hat sich vollkommen korrekt benommen. Ich habe ihn gefordert.«
»Aber du bist ja ganz blutig . . . ich bitte dich . . .«
»Ja, glaubst du denn, ich hätte Wasser in den Adern? Aber dieser Aderlaß wird mir sogar ganz gut tun. Was meinen Sie, Doktor? Hilf mir in den Wagen und mache kein trauriges Gesicht. Morgen bin ich wieder gesund. So, so, ausgezeichnet. Los, Kutscher!« Nikolai Petrowitsch ging zu Fuß hinterher, Basarow blieb ein wenig zurück . . .
»Ich muß Sie bitten, sich meines Bruders anzunehmen, bis aus der Stadt ein anderer Arzt geholt ist«, hatte Nikolai Petrowitsch zu ihm gesagt, und Basarow hatte schweigend genickt.
Ein Stunde später lag Paul Petrowitsch schon mit einem kunstgerechten Verband um das Bein in seinem Bett. Das ganze Haus war in Aufregung, Fenitschka war es schlecht geworden, Nikolai Petrowitsch rang insgeheim die Hände, nur Paul Petrowitsch lachte und scherzte und zwar besonders mit Basarow. Er hatte ein feines Batisthemd, eine elegante Morgenjacke und seinen Fes angelegt, duldete es nicht, daß die Rouleaus heruntergelassen wurden und beklagte sich scherzend darüber, daß er Diät halten mußte.

Gegen Abend begann er jedoch zu fiebern und über Kopfschmerzen zu klagen. Der Arzt aus der Stadt kam. Nikolai Petrowitsch hatte sich dem Wunsch seines Bruders nicht gefügt, und auch Basarow hatte ihm darin zugestimmt. Den ganzen Tag hatte er mit einem bösen und gelben Gesicht in seinem Zimmer gesessen und war nur dazwischen auf ganz kurze Zeit zu dem Kranken gegangen. Zweimal war er Fenitschka begegnet, aber sie war ihm entsetzt ausgewichen. Der neue Arzt verschrieb kühlende Getränke und bestätigte im übrigen Basarows Versicherung, daß die Wunde nicht gefährlich sei. Nikolai Petrowitsch erklärte ihm, sein Bruder habe sich aus Unvorsichtigkeit selbst verwundet, der Doktor antwortete: »Hm!« fühlte plötzlich fünfundzwanzig Rubel in seiner Hand und setzte hinzu: »Ja, ja, so etwas kann vorkommen.«
Niemand im ganzen Hause ging zu Bett oder kleidete sich auch nur aus. Nikolai Petrowitsch kam immer wieder auf den Zehenspitzen in das Zimmer seines Bruders und ging auch auf den Zehenspitzen wieder hinaus. Paul Petrowitsch dämmerte vor sich hin, ächzte dazwischen ein wenig, sagte zu seinem Bruder »couchez-vous!« und bat um etwas zu trinken. Nikolai Petrowitsch schickte ihm einmal durch Fenitschka ein Glas Limonade. Paul Petrowitsch sah sie sehr aufmerksam an und trank dann das Glas leer. Gegen Morgen nahm das Fieber etwas zu, und Paul Petrowitsch phantasierte sogar ein wenig.
Erst murmelte er einige unzusammenhängende Worte, dann öffnete er plötzlich die Augen, sah den Bruder, der neben seinem Bett stand und sich besorgt über ihn beugte, und sagte:
»Findest du nicht auch, Nikolai, daß Fenitschka Ähnlichkeit mit Nelly hat?«
»Mit welcher Nelly, Pascha*)?«
»Wie kannst du so fragen. Mit der Fürstin R. Beson-

*) Diminutivform von Paul.

ders die obere Gesichtshälfte . . . C'est de la même famille.«

Nikolai Petrowitsch gab keine Antwort, aber er wunderte sich selbst über die unverwüstliche Lebendigkeit, mit der sich Gefühle aus alter Zeit im Menschen behaupten.

»Da steigt es wieder einmal an die Oberfläche!« dachte er.

»Ach, wie ich doch dieses törichte kleine Geschöpf liebe!« stöhnte Paul Petrowitsch und schob die Hände melancholisch unter den Kopf. »Ich dulde es nicht, daß irgendein Unverschämter sie zu berühren wagt...« flüsterte er nach einer Weile.

Nikolai Petrowitsch seufzte nur. Er ahnte nicht, wem diese Worte galten.

Basarow kam am nächsten Morgen um 8 Uhr zu ihm. Er hatte schon seine Sachen gepackt und alle seine Frösche, Insekten und Vögel in Freiheit gesetzt.

»Sie kommen, um Abschied zu nehmen?« sagte Nikolai Petrowitsch und stand auf, um ihm entgegenzugehen.

»Ja.«

»Ich verstehe Sie und kann Ihre Handlungsweise nur billigen. Mein armer Bruder ist natürlich der Schuldige, dafür ist er ja nun auch gestraft. Er sagte mir selbst, er habe es Ihnen unmöglich gemacht, anders zu handeln. Ich bin überzeugt, daß Sie diesen Zweikampf nicht vermeiden konnten, diesen Zweikampf der . . . der bis zu einem gewissen Grade sich ja allein schon durch den beständigen Antagonismus Ihrer und seiner Ansichten erklärt . . .« Nikolai Petrowitsch geriet in Verwirrung und blieb stecken. »Mein Bruder,« fuhr er dann fort, »mein Bruder ist ein Mann der alten Zeit, er ist aufbrausend und hartnäckig . . . Gott sei gedankt, daß alles noch so abgelaufen ist. Ich habe alle nötigen Maßregeln getroffen, um unnützes Gerede zu vermeiden . . .«

»Ich lasse Ihnen meine Adresse da, für den Fall, daß es noch irgendeine Geschichte gibt«, bemerkte Basarow gleichgültig.
»Ich hoffe, es wird nichts derart passieren, Jewgenij Wassilitsch . . . Es tut mir sehr leid, daß Ihr Aufenthalt bei uns so ein . . . so ein Ende nimmt. Es geht mir um so mehr nahe, als Arkadij . . .«
»Ich denke, ich werde ihn wohl noch sehen,« fiel Basarow ein, der jedesmal die Geduld verlor, wenn jemand »Aufklärungen« oder »Zurechtstellungen« von sich gab, »wenn nicht, so grüßen Sie ihn von mir und nehmen Sie bitte den Ausdruck meines Bedauerns entgegen.«
»Auch ich bitte Sie . . .« antwortete mit einer Verbeugung Nikolai Petrowitsch, aber Basarow wartete das Ende des Satzes nicht erst ab und ging hinaus.
Als Paul Petrowitsch hörte, daß Basarow sich reisefertig machte, äußerte er den Wunsch, ihn zu sehen und drückte ihm die Hand. Aber Basarow blieb auch jetzt kalt wie Eis, er hatte begriffen, daß es Paul Petrowitsch daran lag, sich großmütig zu zeigen. Von Fenitschka konnte er sich nicht verabschieden. Er sah sie nur zuletzt im Fenster und wechselte einen Blick mit ihr. Ihr Gesicht schien traurig. »Sie sieht ja ganz geknickt aus,« dachte er, »nun, sie wird schon irgendwie herausfinden!« Peter zerging derart vor Rührung, daß er seinen Kopf schluchzend an Basarows Schulter legte, bis dieser ihn mit der Frage: »Deine Augen sind wohl auf feuchtem Boden gewachsen?« wieder zu sich brachte. Und Dunjascha endlich mußte sich in das Wäldchen flüchten, um die anderen ihre Aufregung nicht merken zu lassen. Der Urheber all dieses Kummers aber stieg in seinen Wagen, zündete sich eine Zigarre an und als er nach vier Werst bei einer Wegbiegung zum letztenmal das Kirsanowsche Gut und das neue Herrenhaus erblickte, spuckte er

nur aus, brummte: »Verdammte Krautjunker!« und hüllte sich noch dichter in seinen Mantel.
Paul Petrowitsch ging es bald wieder besser, wenn er auch noch etwa eine Woche im Bett zubringen mußte. Er ertrug seine Gefangenschaft, wie er es nannte, ziemlich geduldig, machte sich aber reichlich viel mit seiner Toilette zu schaffen und ließ beständig mit Eau de Cologne sprengen. Nikolai Petrowitsch las ihm aus Zeitschriften vor, Fenitschka sorgte wie früher für ihn, brachte ihm Bouillon, Limonade, weichgekochte Eier, Tee; aber jedesmal überlief sie doch ein geheimer Schauer, wenn sie sein Zimmer betrat. Das unerwartete Vorgehen Paul Petrowitschs hatte allen im Hause einen Schrecken eingejagt und ihr am allermeisten. Nur Prokofitsch ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und meinte, zu seiner Zeit hätten die Herren sich auch geschlagen, »aber nur die vornehmen Herren unter sich, wenn aber so ein Halunke unverschämt wurde, dann ließ man ihn im Stall durchprügeln.«
Von Gewissensbissen fühlte Fenitschka sich fast ganz frei, nur der Gedanke an die eigentliche Ursache des Zerwürfnisses quälte sie dazwischen; und Paul Petrowitsch sah sie auch so sonderbar an . . . sie fühlte den Blick seiner Augen selbst, wenn sie ihm den Rücken zuwandte. Die ununterbrochene innere Unruhe ließ sie magerer und, wie das wohl geschehen mag, noch schöner werden.
Eines Morgens fühlte Paul Petrowitsch sich bereits so wohl, daß er aus dem Bett auf das Sofa übersiedelte. Nikolai Petrowitsch hatte sich nach dem Befinden des Bruders erkundigt und war dann zum Dreschen gegangen. Fenitschka brachte eine Tasse Tee, stellte sie auf das Tischchen und wollte wieder gehen, aber Paul Petrowitsch hielt sie zurück.
»Warum sind sie so in Eile, Fedosja Nikolajewna?« fing er an. »Haben Sie etwas vor?«

»Nein . . . ich muß . . . ich muß da noch Tee einschenken.«
»Das kann Dunjascha auch ohne Sie, Sie können ruhig etwas bei einem Kranken sitzen. Übrigens habe ich mit Ihnen zu sprechen.«
Fenitschka setzte sich schweigend auf den Rand des Lehnstuhls.
»Hören sie mal,« sagte Paul Petrowitsch und zupfte an seinem Schnurrbart, »ich habe Sie schon einmal fragen wollen: haben Sie eigentlich Angst vor mir?«
»Ich?«
»Ja, Sie. Sie sehen mich nie an, es sieht so aus, als hätten Sie ein schlechtes Gewissen.«
Fenitschka wurde rot, sah aber Paul Petrowitsch an. Er kam ihr heute so sonderbar vor, daß ihr das Herz zu klopfen begann.
»Ist Ihr Gewissen rein?« fragte er sie.
»Warum sollte es nicht rein sein?« flüsterte sie.
»So! Übrigens, vor wem könnten Sie denn schuldig geworden sein? Vor mir? Kaum. Vor jemand von den sonstigen Hausgenossen? Das ist auch nicht gut möglich. Vielleicht vor meinem Bruder? Aber den lieben Sie doch?«
»Ja.«
»Von ganzer Seele, von ganzem Herzen?«
»Nikolai Petrowitsch liebe ich von ganzem Herzen.«
»Ist das auch wahr? Sieh mich an, Fenitschka« – es war das erstemal, daß er sie »du« nannte – »Sie wissen doch, daß Lügen eine große Sünde ist!«
»Ich lüge nicht, Paul Petrowitsch! Wenn ich Nikolai Petrowitsch nicht liebte, dann hätte ja mein ganzes Leben keinen Sinn mehr.«
»Und Sie würden ihn nie um einen anderen hingeben?«
»Um wen sollte ich ihn denn hingeben?«

»Um wen? Nun, vielleicht um diesen Herrn, der jetzt abgereist ist.«
Fenitschka stand auf. »Mein Gott, Paul Petrowitsch, warum quälen Sie mich denn so? Was habe ich Ihnen getan? Wie kann man so etwas sagen?«
»Fenitschka,« sagte Paul Petrowitsch traurig, »ich habe es ja gesehen . . .?«
»Was haben Sie gesehen?«
»Nun, dort, in der Laube.«
Fenitschka wurde purpurrot bis an die Haare und bis über die Ohren.
»Aber was habe ich denn für eine Schuld daran?« brachte sie mühsam heraus.
Paul Petrowitsch richtete sich auf.
»Sie haben keine Schuld daran? Wirklich nicht? Nicht die kleinste?«
»Ich liebe ja auf der ganzen Welt niemand als Nikolai Petrowitsch und werde niemals einen anderen lieben!« sagte Fenitschka mit einem plötzlichen Zusammenreißen aller Kräfte, während ihr das Schluchzen in die Kehle stieg »und was Sie da gesehen haben . . . noch beim Jüngsten Gericht werde ich sagen, daß ich daran keine Schuld habe und auch nie gehabt habe, und ich will schon lieber sterben, als daß man mich im Verdacht hat, ich könnte an meinem Wohltäter Nikolai Petrowitsch . . .«
Hier versagte ihr die Stimme, und im selben Augenblick fühlte sie, wie Paul Petrowitsch ihre Hand ergriff und drückte . . . Sie sah ihn an und wurde fast zu Stein. Er war noch bleicher als zuvor, seine Augen glänzten und, was das Allerseltsamste war, eine einzige schwere Träne rollte über seine Wange.
»Fenitschka!« sagte er in einem ganz merkwürdigen Flüsterton »Lieben Sie meinen Bruder, lieben Sie ihn! Er ist so ein herzensguter Mensch! Lassen Sie ihn um keinen anderen auf der ganzen Welt im Stich, lassen Sie sich durch niemandes Reden irremachen!

Machen Sie es sich klar, was es wohl Furchtbareres geben kann, als lieben und nicht geliebt werden! Verlassen Sie meinen armen Nikolai nicht!«

Ihre Tränen versiegten, ihr Schreck verschwand – so groß war ihr Erstaunen. Aber wie wurde ihr erst, als Paul Petrowitsch, Paul Petrowitsch selbst, ihre Hand an seine Lippen führte und gegen seine Lippen preßte, ohne sie zu küssen, und dabei nur ab und zu wie in einem Krampf aufseufzte . . .

»Herr Gott!« dachte sie. »Er hat doch keinen Anfall?«

Einen Anfall hatte er nicht, aber sein ganzes vernichtetes Leben bebte in diesem Augenblick über sein Herz hin.

Die Treppe knarrte unter raschen Schritten. Er stieß Fenitschka von sich und preßte den Kopf in das Kissen. Die Tür ging auf und vergnügt, frisch, mit gerötetem Gesicht erschien Nikolai Petrowitsch. Ebenso vergnügt und frisch wie sein Vater zappelte Mitja auf seinen Armen, nur mit einem Hemdchen bekleidet, und stemmte die nackten Füßchen gegen die großen Knöpfe des ländlichen Mantels, den Nikolai Petrowitsch trug.

Fenitschka warf sich ihm entgegen, umschlang ihn und den Sohn zugleich und drückte ihren Kopf gegen seine Schulter. Nikolai Petrowitsch war ganz erstaunt: schüchtern und bescheiden, wie sie war, hatte Fenitschka ihm noch nie in Gegenwart eines Dritten ein Zeichen ihrer Zärtlichkeit gegeben.

»Was hast du?« sagte er, sah dann seinen Bruder an und übergab ihr das Kind. »Fühlst du dich auch nicht schlechter?« fragte er dann und trat an Paul Petrowitschs Lager.

Der barg das Gesicht in seinem Batisttaschentuch, »Nein . . . so . . . es ist nichts . . . Im Gegenteil, ich fühle mich viel besser.«

»Du hättest noch nicht auf das Sofa übersiedeln sol-

len. – Wo willst du hin?« setzte Nikolai Petrowitsch dann, zu Fenitschka gewandt, hinzu. Aber die hatte die Tür schon hinter sich zugeschlagen. »Ich wollte dir nur meinen kleinen Helden zeigen, er hatte schon Sehnsucht nach seinem Onkel. Warum hat sie ihn denn wieder fortgebracht? Aber was hast du? Habt ihr etwas miteinander gehabt?«

»Bruder!« sagte Paul Petrowitsch feierlich.

Nikolai Petrowitsch fuhr zusammen. Es wurde ihm bange, er wußte selbst nicht, warum.

»Bruder«, wiederholte Paul Petrowitsch, »gib mir dein Wort, daß du mir eine Bitte erfüllen wirst.«

»Was für eine Bitte? Sprich nur.«

»Eine Bitte von großer Wichtigkeit. Meines Erachtens hängt dein ganzes Lebensglück von ihr ab. Diese ganze Zeit hindurch habe ich viel über das nachgedacht, was ich dir jetzt sagen will. Bruder, tu das, was deine Pflicht ist, tu deine Pflicht als ehrenhafter und anständiger Mensch, mache dem Ärgernis und dem schlechten Beispiel, das du gibst, ein Ende, du, der beste Mensch auf der Welt!«

»Was willst du damit sagen, Paul?«

»Heirate Fenitschka! Sie liebt dich und sie ist die Mutter deines Sohnes.«

Nikolai Petrowitsch trat einen Schritt zurück und schlug die Hände zusammen.

»Und du sagst mir das? Paul? Du, den ich immer für den unversöhnlichsten Gegner aller solcher Ehen gehalten habe? Du sagst mir das! Weißt du denn nicht, daß ich nur aus Rücksicht auf dich das unterlassen habe, was du so mit Recht meine Pflicht nennst?«

»Dann war es ganz falsch, daß du in diesem Fall auf mich Rücksicht genommen hast,« antwortete Paul Petrowitsch mit einem wehmütigen Lächeln. »Ich fange an zu glauben, daß Basarow recht hatte, wenn er mir mein Aristokratentum vorwarf. Nein, lie-

ber Bruder, es ist Zeit, daß wir aufhören, Komödie zu spielen und Rücksichten auf die Welt zu nehmen, wir sind alte und bescheidene Leutchen geworden, es ist Zeit, daß wir uns von all diesem vergänglichen Plunder freimachen Wir wollen es halten, wie du selbst gesagt hast: wir wollen unsere Pflicht tun, und du wirst sehen, das Glück kriegen wir dabei noch obendrein als Zugabe.«

Nikolai Petrowitsch fiel seinem Bruder um den Hals.

»Du hast mir endgültig die Augen geöffnet«, rief er. »Nicht umsonst habe ich immer behauptet, du seiest der beste und klügste Mensch, den es gibt, und jetzt sehe ich wieder, daß du ebenso weise wie großmütig bist.«

»Langsam, langsam«, unterbrach ihn Paul Petrowitsch. »Reiße deinem weisen Bruder nur nicht sein Loch am Bein wieder auf, diesem weisen Bruder, der sich mit fünfzig Jahren noch geschossen hat wie ein Fähnrich. Also, die Sache ist abgemacht: Fenitschka wird meine . . . belle-soeur.«

»Mein liebster Paul! Aber was wird Arkadij sagen?«

»Arkadij? Ich bitte dich, der wird überhaupt in hellen Jubel ausbrechen! Die Ehe paßt zwar nicht in seine Prinzipien hinein, aber dafür wird es seiner Vorliebe für die Gleichheit schmeicheln. Ja, und tatsächlich, was soll man au dix-neuvième siècle noch mit Kasten?«

»Ach, Paul, Paul, ich muß dir noch einen Kuß geben. Habe keine Angst, ich nehme mich schon in acht.«

Die Brüder umarmten sich.

»Was meinst du, willst du ihr deine Absicht nicht gleich jetzt mitteilen?« fragte Paul Petrowitsch.

»Warum eilt dir das so?« erwiderte Nikolai Petrowitsch. »Habt ihr eine Auseinandersetzung gehabt?«

»Wir eine Auseinandersetzung? Quelle idée!«

»Nun, um so besser. Vor allem werde du jetzt erst einmal gesund, alles andere läuft uns nicht fort, da ist noch manches zu erwägen, manches zu . . .«
»Aber du bist doch entschlossen?«
»Natürlich bin ich entschlossen und ich danke dir von ganzem Herzen. Jetzt lasse ich dich allein, du mußt dich erholen, jede Aufregung ist dir schädlich . . . Aber wir reden noch davon. Schlafe, mein Liebster, und Gott lasse dich bald gesund werden!«
»Wofür dankt er mir?« dachte Paul Petrowitsch, als er wieder allein war. »Als wenn es nicht von ihm allein abgehangen hätte! Und wenn er erst geheiratet hat, dann gehe ich so weit wie möglich fort, nach Dresden oder Florenz, und da will ich dann bleiben, bis ich verrecke.«
Paul Petrowitsch benetzte sich die Stirn mit Eau de Cologne und schloß die Augen. Von der hellen Sonne des Tages beleuchtet, lag sein schöner, abgemagerter Kopf auf dem weißen Kissen wie der Kopf eines Toten . . . Und war er nicht wirklich schon ein Toter?

XXV

IM GARTEN VON NIKOLSKOJE SASSEN KATJA UND Arkadij auf einer Rasenbank im Schatten einer hohen Esche; neben ihnen auf dem Erdboden lag Fifi in jener eleganten Pose, die der Jäger als »Russak*)-Stellung« bezeichnet. Arkadij und Katja schwiegen beide; er hielt ein halbgeöffnetes Buch in der Hand, sie suchte sich aus ihrem Körbchen einige übriggebliebene Weißbrotkrümchen zusammen und warf sie einer kleinen Familie von Spatzen hin, die mit dem ihnen eigenen Gemisch von Ängstlichkeit und Unverschämtheit unmittelbar vor ihren Füßen herumzwitscherten und hüpften. Der leichte Wind, der im Laub der Esche spielte, ließ blaßgoldene Lichtflek-

*) Großer grauer Hase.

ken langsam über den dunklen Weg und den gelben Rücken Fifis hin und her schwanken. Arkadij und Katja umgab ein gleichmäßiger Schatten, und nur ab und zu glitt ein heller Lichtstreifen über ihr dunkles Haar hin. Beide schwiegen; aber gerade darin, wie sie nebeneinander saßen und schwiegen, lag ein zutrauliches Nahesein: es war, als dächte keiner an den andern und freute sich doch im stillen seiner Nähe. Und auch die Gesichter der beiden hatten sich verändert, seit wir sie zum letzten Male sahen: Arkadij erschien ruhiger, Katja belebter und mutiger.

»Finden Sie nicht auch,« fing Arkadij an, »daß die Esche im Russischen einen sehr glücklichen Namen hat? Kein Baum läßt das Licht in der freien Luft so leicht und hell durchschimmern wie sie.«*)

Katja warf einen Blick nach oben und sagte: »Ja.«

Und Arkadij dachte: »Die schilt mich doch wenigstens nicht, wenn ich mich ‚pathetisch' ausdrücke.«

»Ich liebe Heine nicht,« meinte Katja und deutete mit den Augen auf das Buch in Arkadijs Hand, »weder wenn er lacht noch wenn er weint: ich liebe ihn nur dann, wenn er tiefsinnig und schwermütig ist.«

»Ich habe ihn gerade gern, wenn er lacht«, antwortete Arkadij.

»Das sind bei Ihnen noch die Nachwehen Ihrer satirischen Art von früher . . .« – »Die Nachwehen!« dachte Arkadij, »wenn Basarow das gehört hätte!« – »Warten Sie nur, wir werden Sie schon umkrempeln.«

»Wer wird mich umkrempeln? Sie?«

»Wer? Meine Schwester; Porfirij Platonowitsch, mit dem Sie sich schon gar nicht mehr zanken; meine Tante, die Sie vorgestern zur Kirche begleitet haben.«

»Das konnte ich nicht umgehen! Und was Anna

*) Jassen = Esche, jassny = hell, klar.

Sergejewna betrifft, so werden Sie selbst noch wissen, daß sie oft genug derselben Ansicht war wie Jewgenij.«
»Meine Schwester stand damals ebenso unter seinem Einfluß wie Sie.«
»Wie ich! Und glauben Sie vielleicht jetzt feststellen zu können, daß ich mich von seinem Einfluß freigemacht habe?«
Katja gab keine Antwort.
»Ich weiß,« fuhr Arkadij fort, »Sie haben ihn nie recht leiden können.«
»Ich habe kein Urteil über ihn.«
»Wissen Sie was, Katerina Sergejewna? An diese Antwort glaube ich nie, so oft ich sie auch zu hören bekomme . . . So einen Menschen gibt es gar nicht, daß nicht jeder von uns ein Urteil über ihn haben könnte! Das ist weiter nichts als eine Ausrede.«
»Nun, dann will ich Ihnen sagen, daß er . . . nicht, daß ich ihn nicht leiden könnte, aber ich fühle, daß er mir fremd ist und daß ich ihm auch fremd bin . . . und Sie sind ihm ja auch fremd.«
»Warum?«
»Wie soll ich Ihnen das sagen . . . Er ist ein Raubtier, und Sie und ich, wir sind zahme Tiere.«
»Ich auch?«
Katja nickte.
Arkadij kraute sich hinter dem Ohr.
»Hören Sie mal, Katerina Sergejewna, eigentlich ist das geradezu beleidigend.«
»Wollen Sie denn lieber ein Raubtier sein?«
»Ein Raubtier – nein, aber wohl stark, energisch.«
»Das kann man doch nicht wollen . . . Ihr Freund will das auch nicht, aber es steckt eben in ihm.«
»Hm! Sie meinen also, er hätte einen großen Einfluß auf Anna Sergejewna gehabt?«
»Ja. – Aber sie läßt sich von niemand lange beherrschen«, setzte Katja halblaut hinzu.

»Warum glauben Sie das?«
»Sie ist sehr stolz . . . das heißt, ich wollte sagen, sie legt sehr großen Wert auf ihre Unabhängigkeit.«
»Wer tut das nicht?« antwortete Arkadij, aber dabei fuhr es ihm selbst durch den Kopf: »Wozu braucht man sie eigentlich?« – »Wozu braucht man sie eigentlich?« dachte auch Katja. Jungen Menschen, die viel und freundschaftlich zusammen sind, kommen immer wieder dieselben Gedanken.
Arkadij lächelte, machte eine leichte Bewegung zu Katja hin und sagte flüsternd:
»Gestehen Sie es nur, Sie haben ein wenig Angst vor ihr!«
»Vor wem?«
»Vor ihr«, wiederholte Arkadij vielsagend.
»Und Sie?« fragte Katja ihrerseits.
»Ich auch. Merken Sie wohl, ich habe gesagt: ich auch.«
Katja drohte ihm mit dem Finger.
»Das wundert mich«, meinte sie. »Noch nie hat meine Schwester so viel für Sie übrig gehabt wie gerade jetzt. Viel mehr als damals bei Ihrem ersten Hiersein.«
»Was Sie sagen!«
»Haben Sie das noch gar nicht gemerkt? Und freuen Sie sich nicht darüber?«
Arkadij dachte nach.
»Womit kann ich Anna Sergejewnas Gunst verdient haben? Vielleicht damit, daß ich ihr die Briefe Ihrer Frau Mutter mitgebracht habe?«
»Damit auch, aber es gibt noch andere Gründe, die ich Ihnen nicht sage.«
»Warum nicht?«
»Ich sage sie Ihnen nicht.«
»Oh! Ich weiß schon, Sie sind sehr eigensinnig.«
»O ja.«
»Und Sie beobachten sehr scharf.«

Katja sah Arkadij von der Seite her an.
»Sind Sie mir vielleicht deswegen böse? Woran denken Sie?«
»Ich denke darüber nach, woher Sie wohl diese Beobachtungsgabe haben, denn die steckt wirklich in Ihnen. Sie sind so schreckhaft, so mißtrauisch, gehen allen Menschen so aus dem Wege . . .«
»Ich habe viel allein gelebt, da fängt man unwillkürlich an, nachzudenken. Aber wieso gehe ich denn den Menschen aus dem Wege?«
Arkadij sah Katja mit einem dankbaren Blick an.
»Das ist alles sehr schön,« fuhr er fort, »aber Menschen in Ihrer Lage, ich meine Menschen, die so wohlhabend sind wie Sie, haben diese Gabe selten. Zu ihnen gelangt die Wahrheit ebenso schwer wie zu den Zaren.«
»Ich bin doch gar nicht reich.«
Arkadij war erstaunt und verstand Katja nicht gleich.
»Ach natürlich, es gehört ja alles ihrer Schwester!« fiel es ihm dann ein, und dieser Gedanke war ihm gar nicht unangenehm.
»Wie hübsch Sie das gesagt haben!« meinte er.
»Was denn?«
»Sie haben es so hübsch gesagt, ganz einfach, ohne falsche Scham und ohne alle Ziererei. Ich glaube übrigens, ein Mensch, der es weiß und auch ausspricht, daß er arm ist, muß eine ganz eigentümliche, eine ganz besondere Art von Stolz haben.«
»Dank der Güte meiner Schwester habe ich nie so etwas empfunden. Ich erwähnte meine Vermögenslage ja auch nur deswegen, weil wir gerade darauf zu sprechen kamen.«
»Ja, ja, aber geben Sie es doch zu, daß etwas von diesem Stolz, von dem ich eben sprach, auch in Ihnen steckt!«
»Zum Beispiel?«
»Zum Beispiel, würden Sie denn – verzeihen Sie

meine Frage – würden Sie denn einen reichen Mann heiraten?«
»Wenn ich ihn sehr lieb hätte ... Nein, ich glaube, ich würde ihn auch dann nicht heiraten.«
»Aha! Sehen Sie!« rief Arkadij und fügte nach einer kleinen Weile hinzu: »Und weshalb würden Sie ihn nicht heiraten?«
»Nun, die Geschichte von der armen Frau und dem reichen Mann kommt doch schon in allen Liedern vor.«
»Sie wollen also wohl herrschen oder . . .«
»O nein! Wozu? Im Gegenteil, ich bin ganz bereit, mich unterzuordnen, nur die Ungleichheit wäre mir schwer zu ertragen. Sich selbst achten und sich doch unterordnen – das begreife ich, das ist ein Glück. Aber eine abhängige Existenz ... Nein, dann mag es lieber bleiben wie es ist.«
»Mag es bleiben, wie es ist«, wiederholte Arkadij.
»Ja, ja,« fuhr er dann fort, »Sie sind nicht umsonst vom gleichen Blut wie Anna Sergejewna, Sie sind ebenso selbständig wie sie, Sie sind nur verschlossener. Ich bin überzeugt, Sie würden nie als erste ein Gefühl eingestehen, und wenn es noch so stark und heilig wäre . . .«
»Das ist doch gar nicht anders möglich«, antwortete Katja.
»Sie sind sich beide an Klugheit gleich. Sie haben ebensoviel Charakter, wenn nicht noch mehr, als sie ...«
»Bitte, vergleichen Sie mich doch nicht mit meiner Schwester,« unterbrach Katja ihn rasch, »dabei muß ich zu schlecht wegkommen. Sie haben wohl vergessen, wie schön und wie klug meine Schwester ist, und . . . Sie am allerwenigsten sollten so etwas sagen, Arkadij Nikolajewitsch, und dazu noch mit einem so ernsten Gesicht.«
»Was heißt das: Sie am allerwenigsten? Und woraus schließen Sie denn, daß ich scherze?«
»Natürlich scherzen Sie.«

»Meinen Sie? Aber wenn ich nun davon überzeugt wäre, was ich sage? Wenn ich sogar finde, daß ich mich noch zu schwach ausgedrückt habe?«
»Ich verstehe Sie nicht.«
»Wirklich? Nun, jetzt sehe ich, ich habe Ihre Beobachtungsgabe doch überschätzt.«
»Wieso?«
Arkadij gab keine Antwort und sah zur Seite. Katja suchte in ihrem Körbchen noch einige Krümchen zusammen und warf sie den Spatzen hin. Aber sie hatte zu kräftig ausgeholt, und so flogen die Spatzen weg, ohne sie aufzupicken.
»Katerina Sergejewna!« sagte Arkadij plötzlich, »Ihnen wird es wahrscheinlich ganz einerlei sein, aber Sie sollen wissen, daß ich Sie weder für Ihre Schwester noch für irgend jemand anders auf der Welt hingeben würde.«
Er stand auf und ging rasch fort, als sei er selbst erschrocken über die Worte, die ihm über die Lippen gekommen waren.
Katja ließ beide Hände mitsamt dem Körbchen in den Schoß sinken, neigte den Kopf und sah Arkadij lange nach. Langsam färbten ihre Wangen sich rot, aber ihre Lippen lächelten nicht, und aus ihren dunklen Augen sprach Verwirrung und dazu ein anderes, noch namenloses Gefühl.
»Du bist allein?« hörte sie plötzlich neben sich Anna Sergejewnas Stimme. »Ich dachte, du wärest mit Arkadij zusammen in den Garten gegangen.«
Katja hob langsam den Blick zu der Schwester, die, geschmackvoll, ja sogar mit ausgesuchter Eleganz gekleidet, auf dem Wege stand und mit der Spitze ihres aufgespannten Sonnenschirms um Fifis Ohren spielte, und antwortete langsam:
»Ich bin allein.«
»Das sehe ich,« lachte die Schwester, »er wird wohl in sein Zimmer gegangen sein.«

»Ja.«
»Habt ihr miteinander gelesen?«
»Ja.«
Anna Sergejewna faßte Katja ans Kinn und hob ihr Gesicht in die Höhe.
»Ihr habt euch doch hoffentlich nicht gezankt?«
»Nein«, sagte Katja und wehrte die Hand der Schwester sanft ab.
»Was für feierliche Antworten du gibst. Ich dachte ihn hier zu finden und wollte ihm einen Spaziergang mit mir vorschlagen. Er selbst bittet mich ja immer darum. Übrigens sind deine Stiefel aus der Stadt gekommen, geh und probiere sie an. Es ist mir schon gestern aufgefallen, daß deine alten völlig abgetragen sind. Darauf mußt du überhaupt mehr halten, du hast doch so hübsche Füßchen! Deine Hände sind ja auch hübsch . . . nur etwas zu groß, da muß man sich schon an die Füße halten. Aber du bist mir nicht kokett genug.«
Anna Sergejewna ging weiter und rauschte dabei leicht mit ihrem schönen Kleide. Katja stand von der Bank auf, nahm den Heine an sich und ging ebenfalls weg, allerdings nicht, um die Stiefel anzuprobieren.
»Hübsche Füßchen,« dachte sie, während sie langsam und zierlich die sonnenwarmen Terrassenstufen hinaufstieg, »hübsche Füßchen, hat sie gesagt . . . Nun, er wird mir wohl bald zu diesen hübschen Füßchen liegen.«
Aber gleich darauf schämte sie sich und lief rasch die Stufen hinauf.
Arkadij wollte auf sein Zimmer gehen. Im Korridor kam der Haushofmeister hinter ihm her, holte ihn ein und meldete, Herr Basarow säße in Arkadijs Zimmer.
»Jewgenij!« rief Arkadij fast erschrocken aus. »Ist er schon lange hier?«
»Diese Minute beliebten der Herr zu kommen, ha-

ben befohlen, Anna Sergejewna nichts zu melden und wollten direkt zu Ihnen.«

»Es ist doch kein Unglück zu Hause geschehen?« dachte Arkadij, lief rasch die Treppe hinauf und riß die Zimmertür auf. Basarows Aussehen beruhigte ihn sofort, obwohl ein geübteres Auge dem immer noch von Energie belebten, aber schmalgewordenen Gesicht des unerwarteten Gastes wohl seine innere Erregung angemerkt hätte. Den staubigen Mantel um die Schultern, die Mütze auf dem Kopf, saß er auf der Fensterbank. Er stand nicht auf, auch nicht, als Arkadij ihm mit lauten Ausrufen um den Hals fiel.

»So eine Überraschung! Wie kommst du hierher?« rief er einmal über das andere und lief aufgeregt im Zimmer herum wie einer, der sich selbst einbildet, er freue sich, und nun auch zeigen will, daß er sich freut. »Aber zu Hause ist doch alles in Ordnung, alles gesund, nicht wahr?«

»In Ordnung ist alles bei euch, gesund nicht alles«, sagte Basarow. »Aber jetzt höre auf zu plappern, laß mir ein Glas Kwas bringen, setze dich hin und höre zu, was ich dir in wenigen, aber hoffentlich hinreichend deutlichen Worten mitteilen will.«

Arkadij verstummte und Basarow erzählte ihm von seinem Duell mit Paul Petrowitsch. Arkadij war sehr erstaunt und sogar betrübt, hielt es aber nicht für nötig, das zu zeigen. Er fragte nur, ob die Wunde seines Onkels tatsächlich ungefährlich sei, und als er zur Antwort bekam, sie sei sehr interessant, nur nicht gerade in medizinischer Hinsicht, da lächelte er ein wenig gezwungen, aber es wurde ihm doch schwer ums Herz und er empfand etwas wie Scham. Basarow schien ihn zu verstehen.

»Ja, Bruder«, sagte er. »So geht es, wenn man mit feudalen Herren unter einem Dache hausen will! Man wird selbst zum feudalen Herren und nimmt schließlich noch an ihren Ritterturnieren teil. Nun,

jetzt gehe ich auch zu meinen Alten zurück«, schloß Basarow seine Erzählung. »Unterwegs bin ich noch hierher abgebogen ... um dir das alles zu erzählen, würde ich sagen, wenn ich eine unnütze Lüge nicht für eine Dummheit hielte. Nein, ich bin hierher abgebogen – ja, weiß der Teufel warum! Siehst du, dazwischen ist es für den Menschen ganz heilsam, wenn er sich selbst beim Schopf packt und sich selbst herausreißt wie einen Rettich aus dem Beet, nun, und gerade das habe ich in diesen Tagen getan ... Aber ich wollte doch noch einmal einen Blick auf das werfen, von dem ich mich trenne, auf das Beet, in dem ich gesteckt habe.«

»Hoffentlich beziehen sich diese Worte nicht auf mich,« antwortete Arkadij erregt, »hoffentlich denkst du nicht daran, dich von mir zu trennen.«

Basarow sah ihn mit einem eindringlichen, ja, fast durchbohrenden Blick an.

»Würde dir das wirklich so nahe gehen? Mich dünkt, du hast dich schon von mir getrennt. Du siehst so frisch, so geschniegelt und gebügelt aus ... deine Sache mit Anna Sergejewna kommt wohl ausgezeichnet vorwärts.«

»Was heißt das, meine Sache mit Anna Sergejewna?«

»Bist du vielleicht nicht ihretwegen aus der Stadt hierher gekommen, mein Vögelchen? Übrigens, was machen denn die Sonntagsschulen? Bist du vielleicht nicht in Anna Sergejewna verliebt? Oder ist für dich schon wieder die Zeit des hochherzigen Verzichts gekommen?«

»Jewgenij, du weißt, daß ich immer offen gegen dich gewesen bin. Ich versichere dich, ich schwöre dir bei Gott, daß du dich täuschst.«

»Hm! Ein neues Wort«, bemerkte Basarow halblaut. »Aber du hast gar keinen Grund, dich zu erhitzen, denn mir ist das vollkommen einerlei. Ein

Romantiker würde sagen: ich fühle, daß unsere Wege sich zu scheiden beginnen. Ich sage ganz einfach, wir haben einander satt.«
»Jewgenij . . .«
»Das ist gar kein Unglück, mein Lieber. Mit der Zeit kriegt man noch ganz andere Dinge satt! Und jetzt, dächte ich, könnten wir uns verabschieden. Seit ich hier bin, ist mir so speiübel zumut, als hätte ich mich an Gogols Briefen an die Frau des Gouverneurs von Kaluga krankgelesen. Übrigens habe ich gar nicht erst ausspannen lassen.«
»Aber ich bitte dich, das ist doch unmöglich!«
»Warum?«
»Ich spreche schon gar nicht von mir, aber das wäre doch im höchsten Grade unhöflich gegen Anna Sergejewna, die dich unbedingt sehen wollen wird.«
»Nun, darin täuschst du dich wohl.«
»Im Gegenteil, ich bin überzeugt, daß ich durchaus recht habe«, versetzte Arkadij. »Und warum verstellst du dich eigentlich so? Da wir schon einmal davon sprechen, bist du selbst nicht ihretwegen hierher gekommen?«
»Das ist vielleicht richtig, allein du täuschst dich trotzdem.«
Aber Arkadij hatte recht. Anna Sergejewna wünschte Basarow wiederzusehen und ließ ihn durch den Haushofmeister zu sich bitten. Basarow kleidete sich um, bevor er zu ihr ging: es erwies sich, daß er seinen neuen Anzug so eingepackt hatte, daß er ihm rasch zur Hand war.
Die Odinzowa empfing ihn nicht in dem Zimmer, wo er ihr so unerwartet seine Liebeserklärung gemacht hatte, sondern im Salon. Sie reichte ihm liebenswürdig die Fingerspitzen, aber ihr Gesicht nahm dabei unwillkürlich einen Ausdruck von Gezwungenheit an.
»Anna Sergejewna,« sagte Basarow rasch, »vor allem

muß ich Sie beruhigen. Sie sehen einen Sterblichen vor sich, der längst wieder zur Besinnung gekommen ist und sich der Hoffnung hingibt, daß auch die anderen seine Dummheit wieder vergessen haben. Ich fahre auf lange Zeit fort, und obgleich ich, wie Sie ja zugeben werden, kein weichmütiges Geschöpf bin, wäre es mir doch nicht angenehm, wenn ich den Gedanken mit mir nehmen müßte, daß Sie sich meiner mit Abscheu erinnern.«

Anna Sergejewna holte tief Atem wie ein Mensch, der soeben einen hohen Berg erstiegen hat. Ihr Gesicht belebte ein Lächeln, sie streckte Basarow zum zweitenmal die Hand hin und erwiderte den Druck der seinen.

»Wer an das Vergangene rührt, der soll ein Auge verlieren!«*) sagte sie. »Um so mehr als ich – wenn ich aufrichtig sein soll – damals auch gesündigt habe, wenn nicht durch Koketterie, so doch durch irgend etwas anderes. Mit einem Wort: wir wollen wie früher Freunde sein. Es war ein Traum, nicht wahr? Und wer behält seine Träume im Gedächtnis?«

»Ja, wer behält seine Träume im Gedächtnis? Und außerdem ist die Liebe ... doch nur eine Einbildung.«

»Tatsächlich? Das ist mir sehr lieb zu hören.«

So sprach Anna Sergejewna, und so sprach Basarow, und jeder von beiden glaubte, die Wahrheit zu sprechen. War es wirklich die Wahrheit, die volle Wahrheit, was sie sprachen? Sie wußten es selbst nicht, und der Autor weiß es erst recht nicht. Immerhin nahm ihr Gespräch einen solchen Verlauf, als glaubten sie einander durchaus.

Anna Sergejewa fragte Basarow unter anderem, was er bei Kirsanows getrieben habe. Fast hätte er ihr von seinem Duell mit Paul Petrowitsch erzählt, aber er sagte sich, das könne so aussehen, als wolle er

*) Russisches Sprichwort.

sich interessant machen, und antwortete also, er habe die ganze Zeit über gearbeitet.
»Und ich«, meinte Anna Sergejewna, »bin erst schlechter Laune gewesen und habe mir allerhand unnütze Gedanken gemacht, Gott weiß warum, sogar ins Ausland wollte ich reisen, stellen Sie sich vor! ... Dann ging das vorüber, Ihr Freund Arkadij Nikolajewitsch kam, und da bin ich wieder ins alte Geleise gekommen und habe zu meiner eigentlichen Rolle zurückgefunden.«
»Darf ich fragen, welche Rolle das ist?«
»Die Rolle einer Tante, einer Lehrerin, einer Mutter – wie Sie es nennen wollen. Wissen Sie übrigens, daß ich früher Ihre enge Freundschaft mit Arkadij Nikolajewitsch nicht so recht verstehen konnte? Ich fand ihn reichlich unbedeutend. Jetzt habe ich ihn besser kennengelernt und mich davon überzeugt, daß er recht klug ist ... Aber vor allen Dingen ist er jung, jung ... nicht so wie wir beide, Jewgenij Wassilitsch.«
»Ist er in Ihrer Gegenwart immer noch so schüchtern?« fragte Basarow.
»Finden Sie denn ...« fing Anna Sergejewna an, aber sie besann sich ein wenig und sagte dann: »Jetzt ist er zutraulicher geworden und spricht sogar mit mir. Früher ging er mir aus dem Wege. Übrigens habe ich damals ja auch seine Gesellschaft nicht gerade gesucht. Er und Katja sind große Freunde geworden.«
Basarow ärgerte sich. »Eine Frau kann das Heucheln doch nicht lassen!« dachte er.
»Sie sagen, er sei Ihnen aus dem Wege gegangen,« meinte er mit einem kühlen Lächeln, »aber es ist doch wahrscheinlich kein Geheimnis für Sie geblieben, daß er in Sie verliebt war?«
»Was? Er auch?« fuhr es Anna Sergejewna heraus.
»Er auch«, wiederholte Basarow mit einer achtungs-

vollen Verbeugung. »Haben Sie das etwa nicht gewußt? Habe ich Ihnen damit vielleicht etwas Neues gesagt?«

Anna Sergejewna sah zu Boden.

»Sie täuschen sich, Jewgenij Wassilitsch.«

»Ich glaube nicht. Vielleicht hätte ich allerdings nicht daran rühren sollen. – Aber in Zukunft heuchele du nicht mehr«, setzte er in Gedanken hinzu.

»Warum hätten Sie nicht daran rühren sollen? Aber ich glaube doch, daß Sie hier einem Augenblickseindruck zuviel Bedeutung beilegen. Ich argwöhne schon, daß Sie zur Übertreibung neigen.«

»Sprechen wir lieber nicht mehr davon, Anna Sergejewna.«

»Warum nicht?« antwortete sie, lenkte dann aber selbst das Gespräch in andere Bahnen. Es war ihr bei diesem Zusammensein mit Basarow doch nicht ganz wohl zumut, obgleich sie gesagt hatte und es auch selbst zu glauben suchte, alles sei vergessen. Selbst mitten in der unverfänglichsten Plauderei und selbst, wenn sie mit ihm scherzte, empfand sie ein leicht beklemmendes Gefühl von Furcht. So plaudern und lachen wohl auch die Menschen auf dem Schiff, auf der See, ebenso sorglos wie auf dem festen Lande miteinander; aber es braucht nur die geringste Störung einzutreten, es braucht sich nur das geringste Anzeichen von etwas Ungewöhnlichem zu zeigen, und im selben Augenblick liegt schon auf allen Gesichtern eine eigentümliche Unruhe, die Zeugnis ablegt von dem ständigen Wissen um die ständige Gefahr.

Anna Sergejewnas Gespräch mit Basarow dauerte nicht sehr lange. Sie wurde in sich gekehrt, gab zerstreute Antworten und schlug ihm schließlich vor, in das Wohnzimmer hinüberzugehen, wo sie die Prinzessin und Katja vorfanden. »Aber wo ist denn Arkadij Nikolaitsch?« fragte die Hausherrin

und schickte nach ihm, als sie hörte, daß er sich schon über eine Stunde nicht mehr gezeigt habe. Man fand ihn nicht so bald: er hatte sich in eine der entlegensten Ecken des Gartens zurückgezogen und saß ganz in seine Gedanken verloren da, das Kinn auf beide Hände gestützt. Sie waren tief und schwerwiegend, diese Gedanken, aber sie waren nicht traurig. Er wußte, daß Anna Sergejewna mit Basarow allein zusammensaß, aber er empfand nichts mehr von der alten Eifersucht. Im Gegenteil, auf seinem Gesicht lag ein stiller Glanz, und es schien, als staune er über etwas und als freue er sich über etwas und als sei er über irgend etwas mit sich selbst einig geworden.

XXVI

DER SELIGE ODINZOW WAR KEIN FREUND VON Neuerungen gewesen, hatte aber doch für das »maßvolle Spiel eines veredelten Geschmacks« einen gewissen Sinn gehabt und daher in seinem Garten, zwischen dem Treibhaus und dem Teich, einen Bau in der Art eines griechischen Portikus aus russischen Ziegeln aufführen lassen. Die rückwärtige Wand dieses Portikus oder dieser Galerie enthielt sechs Nischen. Diese Nischen waren zur Aufnahme von Statuen bestimmt, die Odinzow sich aus dem Ausland kommen lassen wollte und die die Einsamkeit, das Schweigen, die Nachdenklichkeit, die Melancholie, die Schamhaftigkeit und die Empfindsamkeit darstellen sollten. Eine von ihnen, die Göttin des Schweigens mit dem Finger auf den Lippen, war auch angekommen und aufgestellt worden; aber noch am selben Tage hatten die Hofjungen ihr die Nase abgeschlagen, und obwohl ein Stukkateur aus der Nachbarschaft sich erboten hatte, ihr eine Nase aufzusetzen, die »noch einmal so schön wie die frühere« sein sollte, hatte

Odinzow sie doch wegnehmen und in eine Ecke der Dreschtenne bringen lassen, wo sie lange Jahre hindurch stand und den Bauernweibern ein abergläubisches Entsetzen einjagte. Die Vorderseite des Portikus war längst von dichtem Gesträuch überwuchert, und nur die Säulenkapitelle sahen noch aus dem verschlungenen Grün hervor. Im Portikus selbst war es sogar um Mittagszeit kühl. Anna Sergejewna suchte ihn trotzdem nicht gern auf, seitdem sie dort einmal eine Natter gesehen hatte; aber Katja saß manchmal auf der großen Steinbank unter der einen Nische. Umgeben von Schatten und frischer Kühle las sie hier, machte eine Handarbeit oder überließ sich jenem Gefühl vollkommener Stille, das wohl jeder Mensch kennt und dessen Reiz in der kaum bewußten und stummen Hingabe an die mächtige Welle des Lebens liegt, die unablässig um uns und in uns wogt.

Am Tage nach Basarows Ankunft saß Katja auf ihrer Lieblingsbank, und wieder saß Arkadij neben ihr. Er hatte sie gebeten, mit ihm in den »Portikus« zu gehen.

Bis zum Frühstück war es noch etwa eine Stunde, aber schon war der taufeuchte Morgen in einen glutheißen Tag übergegangen. Arkadijs Gesicht trug noch den Ausdruck von gestern, Katja aber sah sorgenvoll aus. Ihre Schwester hatte sie gleich nach dem Tee zu sich in ihr Kabinett kommen lassen, hatte sie erst gestreichelt und geliebkost, was Katja immer ein wenig erschreckte, und ihr dann geraten, im Umgang mit Arkadij etwas vorsichtiger zu sein und das Alleinsein mit ihm zu vermeiden, das bereits der Tante und dem ganzen Hause auffalle. Ganz abgesehen davon war Anna Sergejewna bereits am Abend vorher nicht sehr guter Laune gewesen, und Katja hatte Unruhe und etwas wie Schuldbewußtsein empfunden. Und als sie Arkadijs Bitten nachgab, hatte sie sich selbst gesagt, es sollte das letzte Mal sein.

»Katerina Sergejewna,« sagte er halb verlegen und halb ungezwungen, »seit ich das Glück habe, mit Ihnen unter einem Dache zu sein, haben wir über vieles miteinander gesprochen, aber es gibt noch eine für mich sehr wichtige . . . Frage, die ich noch nie berührt habe. Sie meinten gestern, ich sei hier umgekrempelt worden«, fuhr er fort, suchte dabei Katjas fragend auf ihn gerichteten Blick und wich ihm doch wieder aus. »Ich habe mich tatsächlich in vielem geändert, das wissen Sie besser als jeder andere . . . Sie, der ich ja im Grunde diese Umwandlung zu danken habe.«

»Ich? . . . Mir?«

»Ich bin jetzt nicht mehr dieser aufgeblasene dumme Junge, als der ich hierher kam,« fuhr Arkadij fort, »ich bin zwar nicht umsonst dreiundzwanzig Jahre alt, ebenso wie früher habe ich noch immer den Wunsch, etwas Nützliches zu leisten und mit meiner ganzen Kraft der Wahrheit zu dienen. Aber ich suche mir meine Ideale nicht mehr dort, wo ich sie früher gesucht habe. Sie scheinen mir jetzt . . . viel näher zu liegen. Bis jetzt kannte ich mich selbst noch nicht, ich stellte mir Aufgaben, die über meine Kräfte gingen . . . Jetzt erst haben sich mir die Augen geöffnet . . . und ich verdanke das nur einem einzigen Gefühl . . . Ich drücke mich vielleicht nicht ganz klar aus, aber ich hoffe, daß Sie mich verstehen . . .«

Katja antwortete nicht und wandte den Blick von Arkadij ab.

»Ich denke,« sagte er wieder, und seine Stimme klang noch aufgeregter als vorhin, während über ihm im Geäst der Birke ein Fink unbekümmert sein Liedchen sang, »ich denke, es ist die Pflicht jedes anständigen Menschen, völlig offen . . . zu denen . . . zu den Menschen, die . . . mit einem Wort . . . die ihm nahestehen . . . und darum bin ich . . . bin ich entschlossen . . .«

Aber hier ließ Arkadij seine Beredsamkeit im Stich. Er geriet in Verwirrung, fing an zu stottern und schwieg gezwungenermaßen ein Weilchen. Katja hielt noch immer die Augen gesenkt. Es war, als verstünde sie nicht, wo er hinauswollte, und hegte doch eine ganz bestimmte Erwartung.

»Ich sehe es kommen, daß Sie sehr erstaunt sein werden über das, was ich Ihnen zu sagen habe,« fing Arkadij wieder an, nachdem er seine Kräfte etwas gesammelt hatte, »um so mehr, als sich dieses Gefühl gewissermaßen ... gewissermaßen, jawohl ... auf Sie bezieht. Sie warfen mir gestern Mangel an Ernst vor, wenn ich mich recht erinnere«, fuhr Arkadij fort und sah dabei aus wie ein Mensch, der in einen Sumpf geraten ist und fühlt, daß er mit jedem Schritt tiefer und tiefer einsinkt, und der doch vorwärts geht, so schnell er kann, in der Hoffnung, er werde so am raschesten herauskommen. »Dieser Vorwurf richtet sich ... ich meine, er wird oft jungen Leuten gemacht, und auch dann noch, wenn sie ihn schon gar nicht mehr verdienen. Und wenn ich mehr Selbstbewußtsein hätte ...« (»So komme mir doch zu Hilfe, so hilf mir doch!« dachte Arkadij verzweifelt, aber Katja saß noch immer regungslos da). »Und wenn ich hoffen dürfte ...«

»Wenn ich von dem, was Sie da sagen, fest überzeugt sein könnte,« ließ sich in diesem Augenblick Anna Sergejewnas klare Stimme vernehmen.

Arkadij verstummte sofort, und Katja wurde ganz blaß. Hart an dem Gesträuch, das den Portikus verdeckte, lief ein kleiner Gartenweg entlang, und diesen Weg ging jetzt Anna Sergejewna mit Basarow. Katja und Arkadij konnten sie nicht sehen, hörten aber jedes Wort, das Rauschen ihres Kleides und selbst ihren Atem. Sie machten noch einige Schritte und blieben dann wie mit Absicht unmittelbar vor dem Portikus stehen.

»Sehen Sie,« fuhr Anna Sergejewna fort, »wir haben uns beide getäuscht. Wir stehen beide nicht mehr in der ersten Jugend, besonders ich. Wir sind ein wenig zu Jahren gekommen und ein wenig müde geworden. Wir sind alle beide klug – warum soll man das nicht aussprechen dürfen? Wir haben einander zuerst interessiert, unsere Neugier war geweckt . . . und dann . . .«

»Und dann habe ich den Verstand verloren,« fiel Basarow ein.

»Sie wissen, daß das nicht der Grund war, wenn wir auseinander gekommen sind. Aber wie dem auch sei, wir brauchten einander nicht, das war die Hauptsache, wir hatten wohl zuviel . . . wie soll ich es nennen? . . . zuviel Gleichartiges. Wir hatten das nur nicht gleich begriffen. Arkadij dagegen . . .«

»Brauchen Sie ihn vielleicht?« fragte Basarow.

»Hören Sie doch auf, Jewgenij Wassiljewitsch . . . Sie sagen, ich sei ihm nicht gleichgültig, und mir selbst kam es auch immer so vor, als gefiele ich ihm. Ich weiß, daß ich seine Tante sein könnte, aber ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß ich in der letzten Zeit öfter an ihn gedacht habe. In diesem jungen und frischen Gefühl liegt so ein Reiz . . .«

»Das Wort Zauber paßt in solchen Fällen besser,« unterbrach sie Basarow, und es war seiner ruhigen, aber dumpfen Stimme anzumerken, wie die Galle in ihm kochte. »Arkadij tat mir gegenüber gestern so geheimnisvoll, er sprach weder von Ihnen noch von Ihrer Schwester . . . Das ist ein beachtenswertes Symptom.«

»Mit Katja ist er ganz wie ein Bruder,« meinte Anna Sergejewna,« und das gefällt mir an ihm, obwohl ich diese Vertraulichkeit zwischen den beiden vielleicht nicht zulassen sollte.«

»Spricht jetzt aus Ihnen . . . die Schwester?« fragte Basarow gedehnt.

»Natürlich . . . aber warum bleiben wir eigentlich

hier stehen? Kommen Sie. Übrigens, was für eine merkwürdige Unterhaltung, finden Sie nicht? Ich hätte nie geglaubt, daß ich mit Ihnen so reden könnte! Sie wissen doch, daß ich Angst vor Ihnen habe . . . und zu gleicher Zeit habe ich auch wieder Vertrauen zu Ihnen, weil Sie im Grunde doch ein sehr guter Mensch sind.«

»Erstens bin ich durchaus kein guter Mensch. Und zweitens sagen Sie mir jetzt, wo ich Ihnen gar nichts mehr bedeute, ich sei ein guter Mensch . . . Das ist genau so, wie wenn man einem Toten einen Blumenkranz auf den Kopf setzt.«

»Jewgenij Wassilitsch, wir haben nicht die Macht . . .« fing Anna Sergejewna an, aber ein plötzlicher Windstoß fuhr raschelnd durch die Blätter und trug ihre Worte fort.

»Aber wir sind doch frei«, sagte Basarow eine Weile darauf.

Weiter war nichts zu verstehen. Die Schritte verhallten, und alles war wieder still.

Arkadij wandte sich abermals zu Katja. Sie saß immer noch in derselben Haltung da, nur den Kopf hatte sie noch tiefer geneigt.

»Katerina Sergejewna,« sagte er mit zitternder Stimme und preßte die Hände gegeneinander, »ich liebe Sie für alle Zeit und Ewigkeit und liebe niemand als Sie. Ich wollte Ihnen das sagen, wollte wissen, was Sie mir darauf zu antworten haben und Sie um Ihre Hand bitten, weil ich nicht reich bin und weil ich fühle, daß ich zu jedem Opfer fähig bin . . . Sie antworten nicht? Sie glauben mir nicht? Sie meinen, ich sage das nur so leichthin? Aber denken Sie an diese letzten Tage! Haben Sie nicht längst gemerkt, daß alles andere, verstehen Sie mich recht, alles, alles andere längst spurlos verschwunden ist? Sehen Sie mich an, sagen Sie mir nur ein Wort . . . Ich liebe Sie . . . ich liebe Sie . . . glauben Sie mir doch!«

Katja sah Arkadij mit einem ernsten und hellen Blick an, besann sich lange und sagte dann mit einem ganz leisen Lächeln: »Ja.«
Arkadij sprang auf. »Ja! Sie haben ja gesagt, Katerina Sergejewna! Was bedeutet dieses Ja? Daß ich Sie liebe, daß Sie mir das glauben . . . Oder . . . oder . . . ich wage es gar nicht auszusprechen . . .«
»Ja«, wiederholte Katja, und diesmal verstand er sie. Er ergriff ihre großen schönen Hände, preßte sie an sein Herz und konnte kaum atmen vor Seligkeit. Kaum konnte er sich auf den Füßen halten und wiederholte nur einmal über das andere: »Katja, Katja . . .«, und sie in ihrer Unschuld fing an zu weinen und mußte im stillen doch selbst über ihre Tränen lachen. Wer noch nie solche Tränen in den Augen eines geliebten Wesens gesehen hat, der weiß auch nicht, wie groß das Glück eines Menschen auf dieser Erde sein kann, wenn er hinschmilzt in Dankbarkeit und in schamhafter Liebe.
Am nächsten Tage ließ Anna Sergejewna früh morgens Basarow in ihr Kabinett bitten und überreichte ihm mit gezwungenem Lachen einen zusammengefalteten Bogen Briefpapier. Es war ein Schreiben von Arkadij, und er bat sie darin um die Hand ihrer Schwester.
Basarow überflog rasch den Brief und hatte Mühe, das Gefühl von Schadenfreude niederzuzwingen, das augenblicks in seiner Brust aufgeflammt war.
»Na also,« sagte er, »und wenn ich mich recht entsinne, haben Sie erst gestern behauptet, er liebe Katerina Sergejewna wie ein Bruder! Was wollen Sie tun?«
»Was raten Sie mir?« fragte Anna Sergejewna, immer noch lachend.
»Ich meine,« antwortete Basarow und lachte ebenfalls, obwohl es ihm genau so wenig zum Lachen zumute war wie ihr, »ich meine, man muß den jun-

gen Leuten seinen Segen geben. Die Partie ist in jeder Hinsicht gut. Kirsanows haben ein leidliches Vermögen, er ist der einzige Sohn, und sein Vater ist ein guter Kerl, der keine Schwierigkeiten machen wird.«

Die Odinzowa ging im Zimmer auf und ab. Ihr Gesicht wurde abwechselnd rot und blaß.

»Meinen Sie?« sagte sie. »Nun, ich sehe auch keine Hindernisse . . . Ich freue mich für Katja . . . und für Arkadij Nikolajewitsch. Natürlich will ich erst die Antwort seines Vaters abwarten. Ich will Arkadij Nikolajewitsch selbst zu ihm schicken. Sehen Sie, da habe ich also doch recht gehabt, wenn ich gestern zu Ihnen sagte, wir seien alte Leute geworden . . . Aber wie kommt es nur, daß ich nichts gemerkt habe? Das verstehe ich nicht!«

Anna Sergejewna lachte wieder auf und wandte sich dann rasch ab.

»Die heutige Jugend ist eben schlau geworden«, bemerkte Basarow und lachte ebenfalls. »Leben Sie wohl«, sagte er dann nach einer Weile. »Ich wünsche Ihnen, daß Sie die Sache in der angenehmsten Weise erledigen, ich werde mich aus der Ferne darüber freuen.«

Die Odinzowa wandte sich schnell zu ihm um.

»Wollen Sie schon wegfahren? Warum wollen Sie denn jetzt nicht mehr bleiben? Bleiben Sie doch noch. Es plaudert sich so hübsch mit Ihnen . . . es ist gerade, als spazierte man am Rande eines Abgrundes entlang. Erst fürchtet man sich, und dann kommt plötzlich eine Kühnheit über einen, man weiß selbst nicht woher. Bleiben Sie doch!«

»Ich danke Ihnen für diese Aufforderung, Anna Sergejewna, und für die schmeichelhafte Meinung, die Sie von meiner Unterhaltungsgabe haben. Aber ich finde, ich habe mich schon allzulange in einer mir fremden Sphäre bewegt. Der fliegende Fisch kann

sich wohl eine Zeitlang in der Luft halten, aber er fällt doch bald wieder ins Wasser zurück. Erlauben Sie, daß auch ich mich wieder in mein Element stürze.«

Die Odinzowa sah Basarow an. Ein bitteres Lächeln verzerrte ihr bleiches Gesicht. »Der hat mich geliebt!« dachte sie. Er tat ihr leid und sie streckte ihm teilnahmsvoll die Hand hin.

Aber auch er hatte sie verstanden.

»Nein!« sagte er und trat einen Schritt zurück. »Ich bin arm, aber Almosen habe ich bis jetzt noch nicht angenommen. Leben Sie wohl und bleiben Sie gesund.«

»Ich bin überzeugt, daß wir uns nicht zum letztenmal gesehen haben«, sagte Anna Sergejewna mit einer unwillkürlichen Bewegung.

»Möglich ist alles auf der Welt!« antwortete Basarow, verbeugte sich und ging.

»Also du denkst dir ein Nest zu bauen?« meinte er am selben Tage zu Arkadij, während er auf dem Boden hockte und seinen Koffer packte. »Warum nicht? Es ist nichts dagegen zu sagen. Aber warum hast du erst so geheuchelt? Ich hätte bei dir eigentlich eine ganz andere Marschrichtung erwartet. Aber vielleicht hat dich die Sache selbst in Erstaunen gesetzt, was?«

»Als ich mich damals von dir trennte, habe ich das allerdings auch nicht erwartet«, antwortete Arkadij.

»Aber warum heuchelst du jetzt selbst und meinst, »es ließe sich nichts dagegen sagen, wo ich doch ganz genau weiß, wie du über die Ehe denkst?«

»Oh, Freund meines Herzens!« sagte Basarow. »Wie du dich doch auszudrücken beliebst! Du siehst doch, was ich hier mache: in meinem Koffer war noch eine leere Stelle, und da stopfe ich jetzt Heu hinein. So ist es auch mit dem Lebenskoffer, einerlei was man hineinstopft, wenn es nur keine leeren Stellen drin gibt. Bitte, sei nicht böse, aber du wirst dich

wohl noch erinnern, was ich von jeher von Katerina Sergejewna gehalten habe. Es gibt Fräuleins, die nur deshalb für klug gelten, weil sie es verstehen, im richtigen Augenblick auf die richtige Weise zu seufzen. Aber deine – die wird sich schon durchsetzen, und zwar wird sie sich so durchsetzen, daß sie dich gänzlich in die Finger kriegt. Nun, und so gehört es sich ja auch.« Er schlug den Kofferdeckel zu und stand auf. »Und jetzt sage ich es dir zum Abschied noch einmal, weil es keinen Sinn hat, sich etwas vorzumachen: wir nehmen Abschied für immer, und das fühlst du ja auch selbst. Du hast sehr weise getan, für unser bitteres, saueres und unbehaustes Leben bist du nicht geschaffen. Du hast weder Mut noch Bosheit; was du hast, das ist ein bißchen jugendliche Keckheit und ein bißchen jugendlicher Eifer. Für unser Werk taugst du nicht. Ihr adligen Herrn bringt es doch nie weiter als bis zu einer gelegentlichen edlen Aufwallung von Entrüstung und einer ebenso edlen Selbstberuhigung, und das ist nichts wert. Ihr glaubt zum Beispiel schon wunder was für eine Stufe erreicht zu haben, wenn ihr eure Leute nicht mehr haut – aber wir, wir wollen ja gerade zuhauen! Jawohl! Unser Staub würde dir die Augen verderben, unser Schmutz dich besudeln, du bist noch lange nicht bis zu uns emporgewachsen, dir macht es Vergnügen, dich mit dir selbst zu beschäftigen und so ist es dir auch angenehm, einmal mit dir selbst unzufrieden zu sein, aber uns ekelt das an, wir brauchen andere Kerle, wir wollen nicht kokett mit uns selbst hadern, sondern anderen die Knochen zerbrechen! Du bist ein gutes Kerlchen, aber doch weiter nichts als ein weichherziges kleines Junkerchen, dem es Spaß macht, den Liberalen zu spielen – et voilà tout, wie mein Erzeuger sich auszudrücken pflegt.«

»Du willst für immer von mir Abschied nehmen,

Jewgenij, und hast keine anderen Worte für mich?« sagte Arkadij traurig.
Basarow kraute sich im Nacken.
»Ja, Arkadij, ich habe auch andere Worte, aber ich spreche sie nicht aus, das wäre Romantik, das hieße sich Syrup ums Maul schmieren. Und du heirate bald, richte dir dein Nest ein, wie es sich gehört, und zeuge möglichst viele Kinder. Sie werden schon allein deswegen rechte Schlauköpfe sein, weil sie zur rechten Zeit zur Welt kommen, nicht so wie wir beide. Aha! Ich sehe, die Pferde sind angespannt. Es ist Zeit! Von allen anderen habe ich mich schon verabschiedet ... Nun, wie ist es? Sollen wir uns umarmen, was?«
Arkadij fiel seinem alten Lehrer und Freunde um den Hals, und die Tränen strömten ihm aus den Augen.
»So ist die Jugend!« meinte Basarow ruhig. »Aber da verlasse ich mich schon auf Katerina Sergejewna. Paß nur auf, wie schnell sie dich trösten wird!«
»Lebewohl, Bruder!« sagte er zu Arkadij, als er bereits im Wagen saß, wies auf zwei Dohlen, die einträchtig nebeneinander auf dem Dach des Pferdestalles hockten, und setzte hinzu: »Da, sieh dir das an! Daran kannst du dir ein Beispiel nehmen!«
»Was heißt das?« fragte Arkadij.
»Was? Bist du so schlecht in der Naturgeschichte beschlagen oder hast du es schon vergessen, daß die Dohle der ehrenwerteste Vogel auf der Welt ist und am meisten Familiengefühl hat? Nimm dir ein Beispiel! Leben Sie wohl, Signor!«
Der Wagen setzte sich geräuschvoll in Bewegung und rollte davon.
Basarow hatte recht. Als Arkadij am Abend mit Katja plauderte, hatte er seinen Lehrer schon völlig vergessen. Er fing bereits an, sich ihr unterzuordnen, und Katja fühlte das und wunderte sich gar nicht

darüber. Am nächsten Tage sollte er zu Nikolai Petrowitsch nach Marino fahren. Anna Sergejewna wollte die jungen Leute nicht unnötig einengen und ließ sie nur aus Gründen der Schicklichkeit nicht allzulange miteinander allein. Großmütig hielt sie die Prinzessin von ihnen fern, die die Nachricht von der bevorstehenden Hochzeit mit einem Wutgeheul aufgenommen hatte. Anna Sergejewna hatte anfangs gefürchtet, der Anblick des Glücks der Verlobten würde ihr selbst ein wenig lästig sein, aber es trat genau das Gegenteil ein, und dieser Anblick war ihr nicht nur nicht lästig, sondern er zog sie an und zuletzt rührte er sie geradezu. Und darüber freute und ärgerte sie sich zugleich. »Wie recht hat Basarow gehabt!« dachte sie, »Neugier, nichts als Neugier, Vorliebe für die Ruhe, und Egoismus . . .«

»Kinder,« sagte sie laut, »ist die Liebe wirklich nur eine Einbildung?«

Aber Katja und Arkadij verstanden sie nicht einmal. Sie hatten eine gewisse Scheu vor ihr. Das Gespräch, das sie, ohne es zu wollen, belauscht hatten, ging ihnen nicht aus dem Sinn. Übrigens beruhigte Anna Sergejewna sie bald wieder, und das fiel ihr nicht schwer, denn auch sich selbst hatte sie ja bald wieder beruhigt.

XXVII

DIE ALTEN BASAROWS WAREN ÜBER DIE PLÖTZliche Ankunft des Sohnes um so glücklicher, als sie ihn gar nicht erwartet hatten. Arina Wlaßjewna trippelte so aufgeregt im Hause hin und her, daß Wassilij Iwanowitsch sie mit einem Rebhuhn verglich, und wirklich erinnerten die ein wenig abstehenden Schöße ihres kurzen Röckchens an ein Vogelschwänzchen und gaben ihr etwas durchaus Vogelartiges. Er selbst brummte nur vor sich hin, sog mit dem einen

Mundwinkel am Bernsteinmundstück seiner Pfeife, griff sich plötzlich an den Hals, drehte den Kopf hin und her, als wollte er sich überzeugen, daß er noch fest saß, sperrte dann plötzlich den Mund weit auf und lachte unhörbar vor sich hin.

»Diesmal bin ich für ganze sechs Wochen gekommen, Alter,« sagte Basarow zu ihm, »ich will arbeiten, also bitte störe mich nicht.«

»Du sollst ganz vergessen, wie ich aussehe – so sehr will ich dich stören!« antwortete Wassilij Iwanowitsch.

Er hielt Wort. Er hatte den Sohn wieder wie damals in seinem Kabinett untergebracht und versteckte sich jetzt fast vor ihm. Seiner Frau hatte er alle überflüssigen Zärtlichkeitsbezeugungen verboten. »Weißt du, Mütterchen,« hatte er gesagt, »als Jenjuscha das erstemal da war, da sind wir ihm ein bißchen zuviel geworden, jetzt heißt es klüger sein.« Arina Wlaßjewna gab ihrem Manne recht, aber sie kam etwas zu kurz dabei, denn sie sah den Sohn nur noch bei den Mahlzeiten und fürchtete sich schließlich, ihn überhaupt anzureden. »Jenjuschenka!« sagte sie wohl, aber der hat noch kaum Zeit gehabt, sich nach ihr umzusehen, da macht sie sich schon eifrig mit den Schnüren ihres Ridiküls zu schaffen und flüstert: »Nichts, nichts, ich meinte nur so«, und dann geht sie zu Wassilij Iwanowitsch, legt die Hand sorgenvoll an die Backe und sagt: »Wie fange ich es nur an, mein Täubchen, um herauszukriegen, was Jenjuscha heute lieber zu Mittag essen möchte, Kohlsuppe oder Borschtsch?« – »Hast du ihn denn nicht selbst gefragt?« – »Aber ich möchte ihm doch nicht zuviel werden.«

Übrigens hörte Basarow bald ganz von selbst auf, sich gegen alle Annäherungsversuche zu sträuben. Sein Arbeitsfieber verschwand und machte einer melancholischen Langeweile und einer dumpfen Unruhe

Platz. Eine seltsame Müdigkeit lag über allen seinen Bewegungen; selbst sein früher so energischer und elastischer Gang wurde anders. Er machte keine einsamen Spaziergänge mehr und fing sogar an, Gesellschaft zu suchen. Er trank seinen Tee im Wohnzimmer, schlenderte mit Wassilij Iwanowitsch durch den Gemüsegarten oder rauchte schweigend eine Pfeife mit ihm; und einmal erkundigte er sich sogar nach dem Vater Alexej. Wassilij Iwanowitsch freute sich zuerst über diese Veränderung, aber seine Freude hielt nicht lange an. »Jenjuscha macht mir Kummer,« klagte er ganz im stillen seiner Frau, »nicht daß er unzufrieden oder böse ist, darüber wollte ich schon kein Wort verlieren, aber er ist so niedergeschlagen, so traurig – das ist so schrecklich! Er sagt kein Wort, wenn er doch wenigstens auf dich und mich schimpfen wollte! Und er magert ab, er hat so eine schlechte Gesichtsfarbe.« – »Herr Gott, Herr Gott!« flüsterte die Alte, »ich würde ihm ja gern ein Amulett um den Hals hängen, aber das läßt er ja nicht zu.« Einige Male versuchte Wassilij Iwanowitsch seinen Sohn so behutsam wie möglich auszufragen, er fragte ihn nach seinen Arbeiten, nach seiner Gesundheit, nach Arkadij . . . Aber Basarow antwortete nur kurz und unlustig, und einmal, als er merkte, daß sich der Vater im Gespräch unauffällig an ein bestimmtes Thema heranzutasten suchte, sagte er ärgerlich: »Warum kriechst du immer um mich herum wie auf Zehenspitzen? Diese Art ist ja noch schlimmer als die von früher.« – »Nun, nun, nun, ich will es nicht wieder tun«, versicherte der arme Wassilij Iwanowitsch hastig. Ebenso ergebnislos blieben auch politische Anspielungen. Einmal fing er im Zusammenhang mit der bevorstehenden Aufhebung der Leibeigenschaft an, über den Fortschritt zu sprechen und hoffte, damit bei seinem Sohn auf Gegenliebe zu stoßen. Aber der sagte nur gleichgültig: »Gestern gehe ich am Zaun

vorbei und höre, wie ein paar von deinen Bauernjungen statt irgendeines alten Volksliedes aus vollem Halse gröhlen: Ja, das ist die richtige Zeit, wenn man sich der Liebe weiht . . . Da hast du deinen Fortschritt.«

Manchmal ging Basarow ins Dorf, fing ein Gespräch mit irgendeinem Bauern an und zog ihn, wie es seine Art war, ein wenig auf. »Nun«, sagte er etwa, »setze mir mal auseinander, was du so eigentlich vom Leben hältst, Brüderchen. Man sagt doch, in euch steckt die ganze Kraft und Zukunft Rußlands, von euch nimmt eine neue Geschichtsepoche ihren Ausgang, ihr werdet uns endlich eine wirkliche Volkssprache und Gesetze geben.« Der Bauer gab entweder gar keine Antwort, oder er stammelte einige Worte wie: »Aber wir möchten . . . aber, das heißt . . . das ist nun einmal so . . . und dann, zum Beispiel . . .«

»Setze mir doch auseinander, was eigentlich euer Mir*) ist?« unterbrach ihn Basarow. »Ist das derselbe Mir, der auf den drei Fischen ruht?«

»Das ist so, Väterchen, die Erde ruht auf drei Fischen,« erklärte der Bauer beschwichtigend, und in seiner wohlklingenden Stimme lag etwas patriarchalisch Gutmütiges, »aber was unseren Mir angeht, das ist doch so, daß da der Wille des Herrn zu bestimmen hat. Weil ihr doch unsere Väter seid. Und je strenger der Herr ihn heimsucht, um so lieber ist es dem Bauern.«

Als Basarow wieder einmal eine ähnliche Antwort bekommen hatte, zuckte er verächtlich die Achseln und wandte sich ab, und der Bauer ging auf sein Haus zu.

»Wovon hat er mit dir gesprochen?« fragte ihn ein

*) Mir bedeutet zugleich Welt und Dorfgemeinde. Eine alte slawische Volksüberlieferung läßt die Welt auf drei Fischen ruhen.

anderer Bauer mittleren Alters, ein Mann mit einem finsteren Gesicht, der aus der Entfernung, von seiner Schwelle aus, den beiden zugesehen hatte. »Vom rückständigen Pachtzins, was?«

»Ach wo, rückständiger Pachtzins, mein Brüderchen!« antwortete der erste Bauer, und in seiner Stimme war keine Spur mehr von dem patriarchalisch Gutmütigen von vorhin, sondern es sprach im Gegenteil eine gleichgültige Verdrießlichkeit aus ihr. »So, er hat eben so geschwatzt, die Zunge hat ihn wohl gejuckt. Es ist eben so ein Herr. Verstehen denn die etwas?«

»Woher sollen sie etwas verstehen?« antwortete der andere Bauer, dann schoben sie ihre Mützen zurecht, rückten an ihren Gürteln und fingen an, von ihren eigenen Angelegenheiten, von ihren eigenen Sorgen zu sprechen. Ach! Basarow, der eben so verächtlich die Achseln gezuckt hatte, Basarow, der mit den Bauern zu reden verstand – wie er sich bei seinem Disput mit Paul Petrowitsch gerühmt hatte – dieser selbstbewußte Basarow war in ihren Augen doch nichts anderes als eine Art Hanswurst.

Übrigens fand Basarow schließlich eine Beschäftigung, die ihm zusagte. Einmal war er dabei, als Wassilij Iwanowitsch einem Bauern sein verletztes Bein verband. Aber dem Alten zitterten die Hände, und er kam mit dem Verband nicht zurecht. Der Sohn half ihm und nahm seitdem an seiner Praxis teil, lachte dabei allerdings unaufhörlich sowohl über die Mittel, die er selbst anriet, als auch über den Vater, der sie daraufhin sofort anwandte. Aber Basarows Spott störte Wassilij Iwanowitsch nicht im mindesten; er machte ihm sogar Freude. Die Pfeife im Munde und den fettigen Schlafrock mit zwei Fingern über dem Bauch zusammenhaltend hörte er Basarow begeistert zu, und je boshafter seine Ausfälle wurden, um so herzlicher lachte der beglückte Va-

ter und ließ dabei alle seine schwarzen Zähne sehen. Er wiederholte diese bisweilen albernen oder sogar völlig sinnlosen Ausfälle und sagte zum Beispiel tagelang bei jeder Gelegenheit immer wieder: »Das ist Numero Neun!« aus dem einzigen Grunde, weil sein Sohn diesen Ausdruck gebraucht hatte, als er hörte, daß sein Vater zum Frühgottesdienst gegangen war. »Gott sei gelobt! Sein Trübsinn ist überwunden!« flüsterte er seiner Frau zu. »Wie er mir heute den Text gelesen hat – fabelhaft!« Der Gedanke, einen solchen Gehilfen zu haben, versetzte ihn in Entzücken und erfüllte ihn mit Stolz. »Ja, ja, mein Täubchen,« sagte er einmal zu einer Bauernfrau, die im Armjak*) ihres Mannes und mit einer hornförmigen Kika**) gekommen war, und händigte ihr ein Gläschen mit Bleiwasser und ein Töpfchen mit Bilsenkrautsalbe ein, »du kannst jede Minute Gott danken, daß mein Sohn jetzt bei mir zu Besuch ist, jetzt wirst du nach der allerneuesten und allergelehrtesten Methode behandelt, verstehst du? Selbst Napoleon, der Kaiser der Franzosen, hat keinen besseren Arzt.« Und die Bauernfrau, die gekommen war, um sich darüber zu beklagen, daß sie sich immer »wie auf Klopfbretter hinaufgehoben« fühle – den Sinn dieser Worte vermochte sie allerdings selbst nicht zu erläutern – diese Bauernfrau verneigte sich stumm und griff in ihren Busen, wo, in einen alten Handtuchzipfel eingewickelt, vier Eier lagen.

Einmal zog Basarow einem wandernden Kurzwarenhändler einen Zahn aus, und obwohl an diesem Zahn durchaus nichts Merkwürdiges zu sehen war, bewahrte Wassilij Iwanowitsch ihn wie eine Rarität auf, zeigte ihn dem Vater Alexej und wiederholte unaufhörlich: »Sehen Sie nur, was für Wurzeln! Jewgenij hat Kräfte, sage ich Ihnen! Der Hausierer flog nur so in die Höhe.

*) Langer Bauernrock aus Kamelhaaren.
**) Kopfschmuck russischer Bäuerinnen.

Ich glaube, da wäre selbst ein Eichbaum herausgegangen!«

»Lobenswert, lobenswert«, meinte schließlich Vater Alexej, der gar nicht wußte, was er eigentlich darauf antworten und wie er sich von dem völlig in Ekstase geratenen Alten losmachen sollte.

Eines Tages brachte ein Bauer aus dem Nachbardorf seinen typhuskranken Bruder zu Wassilij Iwanowitsch. Der Unglückliche lag mit dem Rücken nach oben auf einem im Wagen ausgebreiteten Bund Stroh und war schon im Sterben. Dunkle Flecken bedeckten seinen Körper, und er war schon seit längerer Zeit ohne Bewußtsein. Wassilij Iwanowitsch sprach sein Bedauern darüber aus, daß niemand schon früher auf den Gedanken gekommen war, sich an einen Arzt zu wenden, und erklärte dann, es sei keine Rettung mehr möglich. Und in der Tat gelang es dem Bauern nicht mehr, seinen Bruder lebend nach Hause zu bringen, und er starb unterwegs auf dem Wagen.

Drei Tage darauf kam Basarow zu seinem Vater ins Zimmer und fragte ihn, ob er keinen Höllenstein habe.

»Gewiß. Wozu?«

»Ich muß eine kleine Wunde ausbrennen.«

»Wem denn?«

»Mir selbst.«

»Was, dir selbst! Warum? Was für eine Wunde? Wo ist sie?«

»Hier, am Finger. Ich war heute in dies Dorf da gefahren, weißt du, woher neulich der Typhuskranke gebracht wurde. Aus irgendeinem Grunde sollte die Leiche seziert werden, und so etwas hatte ich schon lange nicht mehr gemacht.«

»Nun und?«

»Nun, da bat ich den Kreisarzt, er möchte es mich machen lassen. Nun, und dabei habe ich mich geschnitten.«

Wassilij Iwanowitsch wurde plötzlich totenbleich, stürzte, ohne ein Wort zu sagen, in sein Kabinett und kam sofort mit einem Stück Höllenstein zurück. Basarow wollte es nehmen und weggehen.
»Um Gottes willen!« sagte Wassilij Iwanowitsch, »lasse mich das machen!«
Basarow grinste.
»Wie wild du auf deine Praxis bist!«
»Ich bitte dich, scherze nicht. Zeige deinen Finger her. Ja, die Wunde ist nicht groß. Tu ich dir weh?«
»Fester, fester! Habe nur keine Angst.«
Wassilij Iwanowitsch hielt inne.
»Was meinst du, Jewgenij, sollen wir die Wunde nicht lieber mit glühendem Eisen ausbrennen?«
»Das hätte man früher tun müssen. Eigentlich hat jetzt ja auch Höllenstein schon keinen Sinn mehr. Wenn ich mich angesteckt habe, dann ist es sowieso schon zu spät.«
»Wie . . . zu spät . . .?« stammelte Wassilij Iwanowitsch.
»Selbstverständlich! Es ist doch schon über vier Stunden her.«
Wassilij Iwanowitsch fing wieder an, den Höllenstein auf die Wunde zu pressen.
»Hatte denn der Kreisarzt keinen Höllenstein?«
»Nein.«
»Mein Gott, wie ist denn das möglich! Ein Arzt – und ohne etwas so Unentbehrliches?«
»Du hättest nur seine Lanzetten sehen sollen!« meinte Basarow und verließ das Zimmer.
Diesen ganzen Tag und auch den folgenden über ersann sich Wassilij Iwanowitsch immer neue Vorwände, um in das Zimmer seines Sohnes gehen zu können, und obwohl er nicht nur mit keinem Wort mehr auf die Wunde zu sprechen kam, sondern sich sogar Mühe gab, von den abliegendsten Dingen zu reden, sah er ihm doch so beharrlich ins Gesicht und beobachtete ihn

so unruhig und besorgt, daß Basarow schließlich die Geduld verlor und mit seiner Abreise drohte. Wassilij Iwanowitsch gab ihm sein Wort, sich nicht mehr aufzuregen, um so mehr als auch Arina Wlaßjewna, der er natürlich nichts gesagt hatte, schon in ihn zu dringen begann und ihn fragte, warum er nicht schlafe und was eigentlich mit ihm geschehen sei. Zwei ganze Tage lang hielt er sein Wort, obwohl das Aussehen des Sohnes, den er immer wieder verstohlen anblickte, ihm gar nicht gefiel, aber am dritten Tage – sie saßen gerade beim Mittagessen – hielt er es nicht länger aus. Basarow aß keinen Bissen und sah zu Boden.

»Warum ißt du nicht, Jewgenij?« fragte er und suchte dabei seinem Gesicht einen möglichst unbekümmerten Ausdruck zu geben«. Wie mir scheint, ist doch das Essen sehr gut zubereitet.«

»Ich habe keine Lust, und so esse ich eben nicht.«

»Hast du keinen Appetit? Vielleicht«, setzte er zaghaft hinzu, »Kopfschmerzen?«

»Auch das. Warum sollte ich keine Kopfschmerzen haben?«

Arina Wlaßjewna wurde aufmerksam und richtete sich auf.

»Bitte, sei mir nicht böse, Jewgenij,« fuhr Wassilij Iwanowitsch fort, »aber darf ich dir nicht den Puls fühlen?«

Basarow stand auf.

»Ich kann dir auch ohne das sagen, daß ich Fieber habe.«

»Hast du auch Schüttelfrost gehabt?«

»Auch das. Ich gehe jetzt und lege mich hin. Schickt mir doch etwas Lindenblütentee. Ich muß mich erkältet haben«.

»Darum habe ich dich heute nacht auch husten hören«, sagte Arina Wlaßjewna.

»Ich habe mich eben erkältet«, wiederholte Basarow und ging hinaus.

Arina Wlaßjewna machte sich an die Bereitung des Lindenblütentees. Wassilij Iwanowitsch ging ins Nebenzimmer und raufte sich stumm die Haare.
Basarow blieb den ganzen Tag über im Bett und brachte die Nacht in einem schweren, fast ohnmachtähnlichen Schlaf hin. Als er um ein Uhr morgens mühsam die Augen öffnete, sah er beim Schein des Lämpchens das bleiche Gesicht seines Vaters über sich gebeugt und hieß ihn fortgehen. Er gehorchte, kam aber gleich darauf auf den Zehenspitzen wieder zurückgeschlichen und sah, zur Hälfte hinter der Schranktür versteckt, den Sohn unverwandt an. Arina Wlaßjewna war auch nicht zu Bett gegangen; alle Augenblicke öffnete sie behutsam die Tür des Kabinetts und kam, um zu hören, »wie Jenjuscha atmet«, und um Wassilij Iwanowitsch anzusehen. Sie konnte zwar nichts von ihm wahrnehmen als seinen regungslosen, zusammengekrümmten Rücken, aber auch das gewährte ihr schon eine kleine Erleichterung. Am Morgen versuchte Basarow aufzustehen, aber der Kopf schwindelte ihm, er bekam Nasenbluten und legte sich wieder ins Bett. Wassilij Iwanowitsch bemühte sich um ihn, ohne ein Wort zu sprechen. Arina Wlaßjewna kam ins Zimmer und fragte ihn, wie er sich fühle. Er antwortete: »Besser« und drehte sich zur Wand. Wassilij Iwanowitsch winkte seiner Frau mit beiden Händen ab, sie biß sich auf die Lippen, um nicht zu weinen, und ging hinaus.
Es war, als sei das ganze Haus mit einem Male dunkel geworden, alle Gesichter waren lang und es war plötzlich seltsam still geworden; ein Hahn, der besonders laut zu krähen pflegte, wurde vom Hofe entfernt und ins Dorf getan und konnte durchaus nicht begreifen, warum man so mit ihm umging. Basarow lag noch immer mit dem Gesicht zur Wand da. Wassilij Iwanowitsch versuchte einige Fragen an ihn zu richten, aber er merkte, daß das seinen Sohn

nur ermüdete, und so hockte er denn wie erstarrt in seinem Lehnstuhl und nagte nur ab und zu an den Fingern. Für einige Augenblicke ging er in den Garten, stand dort wie ein Götzenbild, als sei ein unsägliches Erstaunen über ihn gekommen – dieser Ausdruck des Erstaunens wich überhaupt nicht mehr von seinem Gesicht – und kehrte dann wieder zu seinem Sohn zurück. Den Fragen seiner Frau suchte er nach Möglichkeit zu entgehen. Endlich faßte sie ihn bei der Hand und fragte wie in einem Krampf und fast mit einer Drohung in der Stimme: »Was ist denn mit ihm?« Es war, als käme er plötzlich zu sich und wollte sich als Antwort auf ihre Frage zu einem Lächeln zwingen; aber zu seinem eigenen Entsetzen wurde aus diesem Lächeln mit einem Mal ein lautes Gelächter.

Schon am Morgen hatte er zum Arzt geschickt. Er hielt es aber für notwendig, seinem Sohn rechtzeitig davon Mitteilung zu machen, damit er nicht böse würde.

Basarow warf sich plötzlich auf dem Diwan herum, sah seinen Vater starr und stumpf an und verlangte zu trinken.

Wassilij Iwanowitsch reichte ihm Wasser und benutzte die Gelegenheit, um die Hand auf seine Stirne zu legen. Sie fühlte sich an, als stünde sie in Flammen.

»Alter,« sagte Basarow mit heiserer und matter Stimme, »die Geschichte ist ganz böse. Ich habe mich angesteckt und in ein paar Tagen kannst du mich beerdigen.«

Wassilij Iwanowitsch taumelte, als habe man ihn über die Beine geschlagen.

»Jewgenij!« stammelte er, »was sagst du da!... Gott behüte! Du hast dich erkältet...«

»Laß nur«, unterbrach Basarow ihn ruhig. »Ein Arzt darf nicht so reden. Alle Symptome einer Ansteckung sind da, das weißt du doch selbst.«

»Wieso, wieso? ... Ansteckung, Jewgenij? Ich bitte dich!«
»Und was ist das da?« meinte Basarow, streifte die Hemdärmel zurück und zeigte dem Vater die unheilverkündenden roten Flecken.
Wassilij Iwanowitsch zitterte und fühlte, wie es ihn eiskalt überlief.
»Angenommen,« sagte er endlich, »angenommen, es sei ... aber wenn ... wenn es wirklich ... etwas ist wie eine ... Ansteckung ... selbst dann ...«
»Pyohämie«, sagte Basarow.
»Nun ja, etwas ... eine Art von epidemischer Ansteckung ...«
»Pyohämie«, wiederholte Basarow schroff und bestimmt. »Oder hast du schon deine Kolleghefte vergessen?«
»Nun ja, ja, wie du meinst ... Aber trotzdem werden wir dich schon gesund machen.«
»Nun, das ist dummes Zeug. Aber einerlei. Ich habe nicht gedacht, daß ich so früh sterben müßte. Ein Zufall, der mir, um die Wahrheit zu sagen, recht ungelegen kommt. Ihr beide, du und die Mutter, ihr müßt euch jetzt eure Religiosität zunutze machen. Jetzt habt ihr eine gute Gelegenheit, sie auf die Probe zu stellen.« Er nahm wieder einen Schluck Wasser. »Ich möchte dich nur noch um eins bitten ... solange ich meinen Kopf noch in der Gewalt habe. Morgen oder übermorgen nimmt mein Gehirn seinen Abschied, das weißt du ja. Und ich bin mir schon jetzt nicht mehr ganz sicher, daß ich mich klar genug ausdrücken kann. Im Liegen kam es mir immer so vor, als liefen rote Hunde um mich herum, und du wolltest Jagd auf mich machen, so, als sei ich ein Birkhahn. Als ob ich betrunken wäre. Kannst du mich noch verstehen?«
»Aber Jewgenij, du sprichst doch ganz wie ein Gesunder!«

»Um so besser. Du sagst, du hättest nach dem Doktor geschickt . . . Damit hast du dir einen Spaß gemacht . . . jetzt mache mir auch einen. Schicke einen Eilboten . . .«

»An Arkadij Nikolaitsch«, fiel der Alte ein.

»Was für ein Arkadij Nikolaitsch?« meinte Basarow, und es war, als suche er sich zu besinnen. »Ach so, ja! Das Vögelchen! Nein, den laß nur, der ist jetzt unter die Dohlen gegangen. Keine Angst, ich phantasiere noch nicht. Nein, schicke einen Eilboten an die Odinzowa, Anna Sergejewna, das ist so eine Gutsbesitzerin . . . Weißt du?« – Wassilij Iwanowitsch nickte. – »Und er soll ausrichten: Jewgenij Basarow läßt grüßen und läßt sagen, daß er im Sterben liegt. Willst du das übernehmen?«

»Gewiß . . . Aber das ist doch nicht möglich, daß du stirbst, du, Jewgenij . . . Urteile doch selbst! Wo könnte es dann noch eine Gerechtigkeit geben?«

»Das weiß ich nicht. Schicke du nur den Boten ab.«

»Sofort, sofort, ich werde gleich selbst den Brief schreiben.«

»Nein, wozu? Er soll ihr nur meinen Gruß ausrichten, sonst ist nichts nötig. Und jetzt will ich wieder zu meinen Hunden. Merkwürdig, ich will immer an den Tod denken, aber es gelingt mir nicht. Ich sehe da nur so einen Flecken . . . und weiter nichts.«

Er drehte sich wieder mühsam zur Wand. Wassilij Iwanowitsch verließ das Kabinett, schleppte sich ins Schlafzimmer und brach vor dem Heiligenbilde in die Knie.

»Bete, Arina, bete!« stöhnte er. »Unser Sohn stirbt.«

Der Doktor kam – es war derselbe Kreisarzt, der keinen Höllenstein bei sich gehabt hatte – sah sich den Patienten an, riet dann, eine abwartende Haltung einzunehmen und sprach noch einige Worte von der Möglichkeit einer Genesung.

»Haben Sie vielleicht schon einmal gesehen, daß

Leute in meinem Zustand nicht ins Elysium gewandert sind?« fragte Basarow, packte plötzlich das Bein des schweren Tisches, der neben dem Diwan stand, rüttelte es hin und her und stieß dann den Tisch beiseite.

»Ja, die Kraft, die Kraft ist noch da,« sagte er, »und trotzdem muß ich sterben! Ein alter Kerl, der hat doch wenigstens Zeit gehabt, sich das Leben so allmählich abzugewöhnen, aber ich ... Ja, komm du nur und versuche es, den Tod zu verneinen. Er verneint dich, und damit basta! Wer weint da?« setzte er nach einer Weile hinzu. »Die Mutter? Die Arme! Wen soll sie jetzt mit ihrem wundervollen Borschtsch traktieren? Und du, Wassilij Iwanytsch, du heulst auch, wie es scheint? Nun, wenn dein Christentum dir nicht hilft, dann sei ein Philosoph, ein Stoiker, was? Du warst doch immer so stolz darauf, ein Philosoph zu sein, was?«

»Was bin ich wohl für ein Philosoph!« schluchzte Wassilij Iwanowitsch, und die Tränen strömten ihm über die Backen.

Basarow ging es von Stunde zu Stunde schlechter. Die Krankheit nahm einen rascheren Verlauf, als es sonst bei derartigen Leichenvergiftungen der Fall ist. Noch hatte er nicht das Bewußtsein verloren, noch verstand er, was man zu ihm sagte, noch hatte er den Kampf nicht aufgegeben. »Ich will nicht delirieren«, flüsterte er mit geballten Fäusten. »Was für ein Unsinn das ist!« Und gleich darauf sagte er: »Acht weniger zehn, wieviel macht das?« – Wassilij Iwanowitsch ging umher wie ein Geisteskranker, schlug bald dieses, bald jenes Mittel vor und tat doch nichts, als daß er dem Sohn immer wieder die Füße zudeckte. »Kalte Packungen ... Brechmittel ... Senfpflaster auf den Magen ... Aderlaß ...« brachte er mühsam heraus. Der Doktor, den er gebeten hatte, dazubleiben, war grundsätzlich mit allem einver-

standen, gab dem Kranken Limonade zu trinken und bat sich selbst bald eine Pfeife, bald »etwas Stärkendes und Erwärmendes« aus, das heißt einen Schnaps. Arina Wlaßjewna saß auf einem niedrigen Bänkchen neben der Tür und ging nur dazwischen fort, um zu beten. Vor einigen Tagen hatte sie ihr Toilettenspiegelchen fallen lassen, es war zerbrochen, und das hatte ihr von jeher als böses Vorzeichen gegolten. Nicht einmal Anfisuschka wußte, was sie ihr hätte sagen sollen. Timofeitsch war zur Odinzowa geschickt worden.

Basarow hatte eine schlechte Nacht gehabt und war von glühender Fieberhitze gequält worden. Gegen Morgen fühlte er sich etwas besser, er bat Arina Wlaßjewna, ihn zu kämmen, küßte ihr die Hand und trank zwei Schluck Tee. Wassilij Iwanowitsch lebte wieder ein wenig auf.

»Gott sei Dank!« wiederholte er einmal über das andere, »die Krisis ist angebrochen ... das ist die Krisis.«

»Sieh mal an,« meinte Basarow, »was so ein Wort vermag! Er hat so ein Wort gefunden, er sagt ‚Krisis' und ist getröstet. Es ist erstaunlich, wie fest der Mensch immer noch an Worte glaubt. Man nennt ihn einen Dummkopf und schlägt ihn nicht einmal dabei, und er ist ganz niedergeschlagen: man sagt ihm, er sei ein kluger Kerl, ohne ihm eine Kopeke zu geben, und er ist überaus vergnügt.«

Wassilij Iwanowitsch war ganz gerührt über diese kleine Standrede Basarows, die ihn an seine früheren »Ausfälle« erinnerte.

»Bravo! Ausgezeichnet gesagt, ausgezeichnet!« rief er und tat, als wollte er in die Hände klatschen.

Basarow lächelte melancholisch.

»Was meinst du denn eigentlich?« fragte er, »ist die Krisis schon vorüber oder hat sie erst angefangen?«

»Es geht dir besser, das sehe ich und darüber freue ich mich so«, antwortete Wassilij Iwanowitsch.

»Nun, das ist ja ausgezeichnet. Sich freuen kann nie schaden. Aber hast du zu ihr geschickt, du weißt schon?«
»Gewiß, gewiß.«
Die kleine Wendung zum Besseren hielt nicht lange an, und bald nahm die Krankheit ihre Sturmangriffe wieder auf. Wassilij Iwanowitsch saß an Basarows Bett, und es war, als quäle ihn noch eine ganz besondere Angst, er versuchte einige Male zu sprechen, aber er konnte es nicht.
»Jewgenij!« sagte er endlich, »mein Sohn, mein lieber Sohn!«
Diese ungewöhnliche Anrede machte Eindruck auf Basarow...Er wandte ein wenig den Kopf, es war deutlich zu sehen, wie er versuchte, sich von der schweren Last der halben Bewußtlosigkeit freizumachen, die drückend über ihm lag . . . Endlich fragte er: »Was gibt es, Vater?«
»Jewgenij!« sagte Wassilij Iwanowitsch wieder, und warf sich vor Basarow auf die Knie, obwohl dieser die Augen geschlossen hielt und ihn gar nicht sehen konnte. »Jewgenij, dir geht es jetzt besser, Gott wird dich gesund werden lassen. Aber benutze diesen Augenblick, gib der Mutter und mir diesen Trost und erfülle deine Christenpflicht! Es ist mir ja so furchtbar, das auszusprechen! Aber noch furchtbarer wäre es . . . es geht ja um die Ewigkeit, Jewgenij . . . bedenke doch, was das heißt . . .«
Die Stimme versagte dem Alten. Über das Gesicht seines Sohnes, der immer noch mit geschlossenen Augen dalag, flog ein seltsamer Ausdruck.
»Ich habe nichts dagegen, wenn euch das ein Trost ist,« sagte er endlich, »aber mir scheint, damit hat es noch keine Eile. Du sagst doch selbst, es ginge mir besser.«
»Natürlich geht es dir besser, Jewgenij, natürlich! Aber wer weiß . . . Alles steht in Gottes Hand, und wenn du diese Pflicht erfüllt hast . . .«

»Nein, ich will damit noch warten«, unterbrach ihn Basarow. »Ich bin ganz deiner Meinung, daß die Krisis eingetreten ist. Und wenn wir uns darin täuschen, was macht das? Man läßt ja sogar Kranke kommunizieren, die das Bewußtsein schon verloren haben.«

»Erbarme dich, Jewgenij . . .«

»Ich will noch warten. Und jetzt möchte ich schlafen. Störe mich nicht.«

Und er wandte den Kopf wieder zur Seite.

Der Alte stand auf, setzte sich in den Lehnstuhl, stützte das Kinn in die Hand und nagte an seinen Fingern.

Das Geräusch eines Federwagens, dieses Geräusch, das den Landbewohner jedesmal aufhorchen läßt, drang plötzlich an sein Ohr. Das Rollen der leichten Räder kam näher und näher, schon hörte man das Schnauben der Pferde . . . Wassilij Iwanowitsch sprang auf und stürzte ans Fenster. Eine mit vier Pferden bespannte, zweisitzige Kutsche fuhr in den Hof seines Häuschens. Ohne sich klar zu machen, was das bedeuten könne, von einer plötzlichen, sinnlosen Freude gepackt, lief er auf die Freitreppe hinaus . . . Ein livrierter Lakai öffnete den Kutschenschlag, eine Dame mit schwarzem Schleier und schwarzer Mantille stieg aus . . .

»Ich bin die Odinzowa«, sagte sie. »Lebt Jewgenij Wassiljewitsch noch? Sind Sie sein Vater? Ich habe einen Arzt mitgebracht.«

»Gott segne Sie!« rief Wassilij Iwanowitsch, ergriff ihre Hand und preßte sie wie in einem Krampf gegen seine Lippen, während der Arzt, den Anna Sergejewna mitgebracht hatte, ein kleiner, bebrillter Mann, dem man den Deutschen sofort am Gesicht ansah, langsam aus der Kutsche gestiegen kam. »Er lebt noch, mein Jewgenij lebt noch, und jetzt wird er auch gerettet werden! Frau! Frau! Ein Engel vom Himmel ist zu uns . . .«

»Was gibt es? Herr Gott!« stammelte die Alte, stürzte aus dem Salon, fiel, ohne das geringste zu begreifen, im Vorzimmer Anna Sergejewna zu Füßen und küßte ihr wie von Sinnen das Kleid.
»Was machen Sie, was machen Sie?« sagte Anna Sergejewna einmal über das andere, aber Arina Wlaßjewna hörte sie gar nicht, und Wassilij Iwanowitsch wiederholte nur immer wieder: »Ein Engel, ein Engel!«
»Wo ist der Kranke?« fragte schließlich, bereits etwas ungehalten, der Arzt, erst auf Deutsch und dann in seinem unmöglichen Russisch.
Wassilij Iwanowitsch kam wieder zu sich. »Hier, hier, darf ich Sie bitten, mir zu folgen,« und fügte in Erinnerung an längst vergangene Zeiten auf Deutsch ein »wertester Herr Kollega« hinzu.
»Äh«, machte der Deutsche mit einem säuerlichen Lächeln.
Wassilij Iwanowitsch führte ihn in das Kabinett.
»Anna Sergejewna Odinzowas Arzt,« sagte er und beugte sich dabei bis an das Ohr des Sohnes, »und sie selbst ist auch da.«
Basarow sah sich um.
»Sie ist hier . . . Ich will sie sehen.«
»Du sollst sie ja auch sehen, Jewgenij, aber zuerst müssen wir uns mit dem Herrn Doktor beraten. Ich will Ihnen die Krankheitsgeschichte mitteilen, Sidor Sidorytsch« – so hieß der Kreisarzt – »ist nämlich schon weggefahren, und dann müssen wir eine kleine Konsultation abhalten.«
Basarow sah den Deutschen an. »Nun, erzählt euch nur rasch, was ihr euch zu erzählen habt, aber sprecht kein Latein, ich weiß nämlich ganz genau, was ‚jam moritur' heißt.«
»Der Herr scheint des Deutschen mächtig zu sein« wandte sich der neu angekommene Äskulapjünger an Wassilij Iwanowitsch.

»Ich . . . habe . . .« antwortete der Alte auf Deutsch und fuhr dann auf Russisch fort, »sprechen Sie lieber Russisch.«

»Aha! Also gut. Bitte . . .«

Und die Konsultation begann.

Eine halbe Stunde später führte Basarows Vater Anna Sergejewna ins Kabinett. Der Arzt flüsterte ihr rasch zu, an eine Genesung sei gar nicht mehr zu denken.

Sie sah Basarow an . . . und blieb an der Tür stehen, so sehr erschütterte sie der Anblick dieses fieberglühenden und zugleich schon totenähnlichen Gesichts mit den trüben und starr auf sie gerichteten Augen. Ihre Empfindung war einfach die eines eiskalten und schmerzhaften Erschreckens. Der Gedanke, daß sie etwas anderes empfinden müßte, wenn sie ihn wirklich geliebt hätte, zuckte ihr für einen Augenblick durch den Kopf.

»Ich danke Ihnen«, sagte er mühsam. »Ich hatte Sie nicht erwartet. Sie tun ein gutes Werk. Wir sehen uns also doch noch einmal wieder, ganz wie Sie prophezeit haben.«

»Anna Sergejewna war so gut . . .,« fing Wassilij Iwanowitsch an.

»Vater, laß uns allein. Anna Sergejewna, Sie erlauben doch? Ich denke, jetzt . . .«

Er deutete mit einer Kopfbewegung auf seinen kraftlos daliegenden Körper.

Wassilij Iwanowitsch ging hinaus.

»Nun, ich danke Ihnen«, sagte Basarow noch einmal. »Das war königlich. Es heißt doch, die Könige kommen auch zu Sterbenden, um sie noch einmal zu sehen.«

»Jewgenij Wassiljewitsch, ich hoffe . . .«

»Ach, Anna Sergejewna, machen wir uns doch nichts vor. Mit mir ist es zu Ende. Ich bin unter die Räder gekommen. Da sieht man es, ich hatte ganz recht, mir keine Gedanken über meine Zukunft zu machen.

Das Sterben ist eine alte Geschichte, und dabei doch für jeden etwas Neues. Bis jetzt habe ich noch keine Angst ... und dann kommt die Bewußtlosigkeit und fft!« Er machte eine schwache Handbewegung. – »Nun, was soll ich Ihnen jetzt sagen? Daß ich Sie geliebt habe? Das hatte schon früher keinen Sinn und hätte jetzt erst recht keinen. Die Liebe ist eine Form, und meine eigene Form fängt schon an, sich aufzulösen. Da will ich Ihnen lieber sagen, – was für eine herrliche Frau Sie sind! Und auch jetzt stehen Sie da, so schön ...«

Anna Sergejewna erzitterte unwillkürlich.

»Nein, nein, Sie brauchen keine Angst zu haben ... setzen Sie sich dort hin ... Kommen Sie mir nicht zu nahe. Meine Krankheit ist ansteckend.«

Anna Sergejewna ging rasch durch das Zimmer auf ihn zu und setzte sich in den Lehnstuhl neben seinem Lager.

»Wie großmütig!« murmelte er. »Ach, und so nah, so jung, so frisch, so gepflegt ... in diesem ekelhaften Zimmer! Nun, leben Sie wohl, leben Sie lange, das ist das beste, und sorgen Sie dafür, daß Sie etwas davon haben, solange es noch Zeit ist. Sie sehen, was für ein widerwärtiges Schauspiel das ist: der Wurm ist halb zertreten und krümmt sich nur noch. Und ich dachte doch: ich will noch so vieles zustande bringen, ich sterbe nicht, wie käme ich dazu? Ich habe meine Aufgabe, ich bin ein Gigant! Und jetzt besteht die ganze Aufgabe des Giganten darin, mit Anstand zu sterben, obwohl das niemand interessiert ... Einerlei, schweifwedeln will ich nicht.«

Basarow schwieg und tastete nach seinem Glase. Anna Sergejewna gab ihm zu trinken, ohne die Handschuhe auszuziehen und nur mit größter Vorsicht atmend.

»Sie werden mich vergessen,« fing er wieder an, »der Tote ist nichts mehr für den Lebenden. Mein Vater wird Ihnen sagen, Rußland verliere weiß Gott was

für einen Kerl mit mir ... Das ist Unsinn, aber lassen Sie den alten Mann bei diesem Glauben. Einerlei, womit das Kind sich vergnügt, wenn es nur nicht weint – Sie kennen doch das Sprichwort! Und trösten Sie auch meine Mutter. Solche Leute wie die beiden kann man in der ganzen weiten Welt am hellen Tage mit der Laterne suchen... Rußland braucht mich... Nein, offenbar braucht es mich doch nicht. Aber wen braucht es denn? Es braucht den Schuster, den Schneider, den Fleischer ... er verkauft Fleisch ... der Fleischer ... halt, jetzt geht es mir schon durcheinander ... Da ist so ein Wald ...«

Basarow preßte die Hand gegen die Stirn.

Anna Sergejewna beugte sich über ihn.

»Jewgenij Wassilitsch, ich bin da ...«

Er nahm plötzlich die Hand von der Stirn und richtete sich auf.

»Leben Sie wohl«, sagte er mit einem plötzlichen Zusammenraffen aller Kräfte, und ein letzter Glanz glänzte aus seinen Augen. »Leben sie wohl ... Hören Sie ... ich habe Sie damals nicht geküßt ... Hauchen Sie die sterbende Lampe noch einmal an, und dann mag sie vorlöschen ...«

Anna Sergejewna drückte die Lippen auf seine Stirn.

»Und jetzt ist es genug!« sagte er und ließ den Kopf auf das Kissen sinken. »Jetzt ... wird es dunkel ...«

Anna Sergejewna ging leise hinaus.

»Was ist?« fragte Wassilij Iwanowitsch flüsternd.

»Er schläft,« antwortete sie kaum hörbar.

Basarow sollte nicht mehr erwachen. Gegend Abend verlor er völlig das Bewußtsein, und am folgenden Tage starb er. Vater Alexej reichte ihm die Sterbesakramente. Als er ihm die letzte Ölung gab, als das geweihte Chrisam seine Brust berührte, da öffnete er das eine Auge, und es war, als ginge beim Anblick des Geistlichen im Ornat, des dampfenden Weihrauchfasses, der Lichter vor den Heiligenbildern

für einen Augenblick etwas wie ein Schauder des Entsetzens über das ersterbende Gesicht. Als er endlich seinen letzten Seufzer getan hatte, und sich im ganzen Hause überall Jammern und Wehklagen erhob, da geriet Wassilij Iwanowitsch plötzlich außer sich. »Ich habe gesagt, ich lasse mir das nicht gefallen!« schrie er heiser mit flammendem und irrem Gesicht, schüttelte die Faust, als drohe er irgend jemand, und schrie immer wieder: »Ich lasse mir das nicht gefallen, ich empöre mich dagegen, ich empöre mich dagegen!« Aber Arina Wlaßjewna hing sich tränenüberströmt an seinen Hals, und dann fielen sie beide mit dem Gesicht nach unten zu Boden. »So eng aneinandergeschmiegt,« erzählte Anfisuschka nachher in der Leutestube, »so eng aneinandergeschmiegt, und sie ließen so die Köpfchen hängen wie zwei Lämmerchen in der Mittagshitze . . .«
Aber die Mittagsglut geht vorbei, es kommt der Abend und es kommt die Nacht, und allen Gequälten und Müden öffnet sie ihr stilles Asyl zu süßem Schlummer . . .

XXVIII

SECHS MONATE WAREN VERGANGEN. ES WAR Winter, weißer Winter mit der strengen Stille klarer Frosttage, starrem, knirschendem Schnee, rosig schimmerdem Reif an den Bäumen, mit einem blaß-smaragdgrünen Himmel, mit Rauchkappen über den Schornsteinen, mit Dampfballen, die aus den Türen drangen, wenn man sie für einen Augenblick öffnete, mit frischen Menschengesichtern, rot, als hätte man hineingebissen, und mit der geschäftig-raschen Gangart der vor Kälte zitternden Pferde. Ein Januartag neigte sich seinem Ende zu, die abendliche Kälte ballte die reglose Luft noch regloser und schwerer zusammen, und die wie Blut glühende Abendröte war schnell erloschen. Die Fenster des Herrenhauses

von Marino waren hell erleuchtet. Prokofitsch, in schwarzem Frack und weißen Handschuhen, deckte mit besonderer Feierlichkeit den Tisch und legte sieben Gedecke auf. Vor einer Woche hatten in der kleinen Pfarrkirche, still und fast ohne Zeugen, zwei Hochzeiten stattgefunden: die Arkadijs mit Katja und die Nikolai Petrowischs mit Fenitschka. Und jetzt gab Nikolai Petrowitsch ein Abschiedsessen für seinen Bruder, der in Geschäften nach Moskau fuhr. Und dorthin war auch Anna Sergejewna, nachdem sie das junge Paar reich beschenkt hatte, gleich nach der Hochzeit abgereist.

Pünktlich um drei Uhr ging man zu Tisch. Auch Mitja durfte dabei sein. Er hatte schon eine Wärterin mit goldgesticktem Kokoschnik*). Paul Petrowitsch thronte zwischen Katja und Fenitschka, die beiden Ehemänner saßen neben ihren Frauen. Unsere Freunde hatten sich in der letzten Zeit verändert, es war, als seien sie hübscher und männlich stattlicher geworden. Nur Paul Petrowitsch sah magerer aus als früher, was übrigens das Soignierte und Grandseigneurhafte seiner ausdrucksvollen Züge noch mehr hervortreten ließ . . . Und auch Fenitschka war eine andere geworden. In einem neuen Seidenkleide, einen breiten Samtbesatz im Haar, eine goldene Kette um den Hals, saß sie unbeweglich und voll ehrerbietiger Achtung da – und diese ehrerbietige Achtung schien sie für sich selbst ebenso wie für ihre ganze Umgebung zu empfinden – und lächelte dabei doch, als wollte sie sagen: »Entschuldigt, aber ich kann nichts dafür.« Und nicht nur sie, sondern auch alle übrigen lächelten, und es war, als wollten auch sie um Entschuldigung bitten. Alle fühlten sich ein wenig befangen, ein wenig traurig und doch im Grunde äußerst wohl. Jeder sorgte für den andern mit einer scherzhaften Zuvorkommenheit, als hätten sich alle

*) Bäuerlicher Kopfschmuck.

verabredet, eine harmlose Komödie zu spielen. Katja war am ruhigsten, sie schaute sich zutraulich um, und es war ohne weiteres zu sehen, daß Nikolai Petrowitsch schon ganz vernarrt in sie war. Als das Essen sich seinem Ende näherte, stand er auf, ergriff sein Kelchglas und wandte sich zu Paul Petrowitsch.

»Du willst uns verlassen . . . du willst uns verlassen, lieber Bruder,« begann er, »natürlich nicht auf lange, aber ich muß dir doch sagen, daß ich . . . daß wir . . . wie sehr ich . . . wie sehr wir . . . Ja, das ist eben das Unglück, daß wir keinen Speech zu halten verstehen! Arkadij, rede du.«

»Nein, Papa, darauf bin ich nicht vorbereitet.«

»Und ich hatte mich doch so schön vorbereitet! Also, ganz einfach, lieber Bruder, laß mich dich umarmen und dir alles Gute wünschen, und komme recht bald wieder!«

Paul Petrowitsch umarmte und küßte sich mit allen, Mitja selbstverständlich nicht ausgenommen. Fenitschka küßte er überdies noch die Hand, die sie ihm noch etwas ungeübt hinhielt. Dann leerte er wieder das inzwischen von neuem gefüllte Kelchglas, seufzte tief und sagte: »Seid glücklich, meine Freunde! Farewell!« Dieser kleine englische Schnörkel blieb unbeachtet, aber alle waren gerührt.

»Dem Andenken Basarows!« flüsterte Katja ihrem Mann ins Ohr und stieß mit ihm an. Arkadij antwortete ihr mit einem kräftigen Händedruck, konnte sich aber doch nicht entschließen, diesen Toast laut auszubringen.

Ich glaube, wir sind am Ende. Aber vielleicht möchte einer von den Lesern gern wissen, was eine jede von den Personen, die wir ihm vorgeführt haben, jetzt, gerade jetzt treibt. Wir sind bereit, seinem Verlangen Genüge zu tun.

Anna Sergejewna hat unlängst geheiratet, nicht aus Liebe, aber doch mit Überzeugung. Ihr Mann ist einer

der künftigen Führer der Öffentlichkeit Rußlands, ein sehr kluger Mensch, Rechtsgelehrter mit ausgeprägtem Tatsachensinn, festem Willen und bemerkenswerter Redegabe, ein noch junger, anständiger und eiskalter Mensch. Sie leben in größter Harmonie miteinander und werden es vielleicht noch einmal zu Glück, am Ende sogar noch zu Liebe bringen. Die Prinzessin Ch. ist tot und war bereits am Tage ihres Todes vergessen. Vater und Sohn Kirsanow leben in Marino. Ihre Wirtschaft kommt allmählich in die Höhe. Arkadij hat sich zu einem eifrigen Landwirt entwickelt, und die »Farm« wirft schon ganz hübsche Erträge ab. Nikolai Petrowitsch ist zum Friedensrichter gewählt worden und gibt sich als solcher die größte Mühe. Er fährt ununterbrochen in seinem ganzen Bezirk herum; er hält lange Reden – er steht nämlich auf dem Standpunkt, man müsse die Bauern durch Vorstellungen und Vernunftgründe überzeugen, daß heißt ihnen immer wieder dieselben Worte bis zur völligen Erschöpfung wiederholen – und doch kann er es, um die Wahrheit zu sagen, keinem so ganz recht machen: weder den gebildeten Edelleuten, die teils mit Koketterie, teils mit Melancholie von der »Manzipation« (das an nasal ausgesprochen) reden, noch den ungebildeten Edelleuten, die ohne Umschweife auf »jediese Munzipation« schimpfen. Beiden ist er zu weich. Katerina Sergejewna hat einen Sohn namens Kolja, und Mitja läuft schon munter herum und schwatzt mit großer Geläufigkeit. Und Fenitschka, Fedosja Nikolajewna, liebt nach ihrem Mann und nach Mitja niemand so schwärmerisch wie ihre Schwiegertochter, und wenn Katja sich ans Fortepiano setzt, dann möchte sie am liebsten den ganzen Tag nicht von ihrer Seite weichen. Und schließlich wollen wir auch Peter nicht vergessen. Er ist schon ganz erstarrt vor lauter Dummheit und Aufgeblasenheit, spricht jedes »e« wie ein »ö« aus, sagt »jötzt« und »hörgö-

stöllt«, er hat aber auch geheiratet und sogar eine ganz ordentliche Mitgift erwischt. Seine Frau ist die Tochter eines Gärtners aus der Stadt und hatte schon zwei recht ansehnliche Freier abgewiesen, und zwar nur deshalb, weil sie keine Taschenuhren besaßen. Peter aber besaß nicht nur eine Taschenuhr, sondern sogar lackierte Halbstiefel.

Auf der Brühlschen Terrasse in Dresden kann man zwischen zwei und vier Uhr – der fashionablesten Promenadenzeit – einem schon völlig ergrauten und anscheinend am Podagra leidenden Fünfziger begegnen, der aber immer noch schön ist, sich sehr gewählt kleidet und in seinem ganzen Wesen jene besondere Nuance hat, die nur dem Menschen zuteil wird, der sich lange in den höchsten Gesellschaftsschichten bewegt hat. Es ist Paul Petrowitsch. Von Moskau aus war er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ins Ausland gereist und hatte sich dann ganz in Dresden niedergelassen. Er verkehrt vornehmlich mit Engländern und reisenden Russen. Im Umgang mit den Engländern tritt er schlicht, fast bescheiden, aber nicht ohne Würde auf; sie finden ihn ein wenig langweilig, achten aber in ihm den vollkommenen Gentleman, »a perfect gentleman«. Unter den Russen gibt er sich zwangloser, läßt seiner galligen Laune freien Lauf und macht sich über sie und über sich selbst lustig; aber er tut das mit anmutiger Lässigkeit und ohne je die Form zu verletzen. Er teilt die Anschauungen der Slawophilen, was ja bekanntlich in den höchsten Gesellschaftsschichten für »très distingué« gilt. Er liest nie ein russisches Buch, aber auf seinem Schreibtisch steht ein silberner Aschenbecher in Form eines russischen Bauernbastschuhs. Unsere Reisenden suchen ihn häufig auf. Matwej Iljitsch, der sich jetzt der »zeitgemäßen Opposition« angeschlossen hat, machte ihm auf der Durchreise in die böhmischen Bäder einen majestätischen Besuch. Die Einheimi-

schen, mit denen er übrigens wenig zusammenkommt, haben einen großen Respekt vor ihm. Niemand bekommt so leicht und schnell wie »der Herr Baron von Kirsanow« eine Eintrittskarte für ein Hofkapellenkonzert, eine Theatervorstellung usw. Er tut Gutes, soviel er kann. Noch immer lebt er etwas breit und geräuschvoll, nicht umsonst ist er ehedem ein Löwe gewesen . . . Aber das Leben ist ihm zur Last . . . es ist ihm mehr zur Last, als er selbst es ahnt . . . Man braucht ihn nur in der russischen Kirche zu sehen, wie er lange Zeit regungslos und tief in Gedanken dasteht, an eine Seitenwand gelehnt, die Lippen bitter aufeinander gepreßt, bis er endlich aus seiner Versunkenheit auffährt und sich fast unmerklich zu bekreuzigen anfängt . . .

Auch die Kukschina ist ins Ausland gegangen. Sie lebt jetzt in Heidelberg, und studiert nicht mehr die Naturwissenschaften, sondern die Achitektur, in der sie, wie sie sagt, neue Gesetze entdekt hat. Sie verkehrt wie früher viel mit Studenten, besonders mit den jungen russischen Physikern und Chemikern, von denen es in Heidelberg wimmelt und die, nachdem sie die naiven deutschen Professoren anfangs durch ihren nüchternen Tatsachenblick in Erstaunen gesetzt haben, dieselben Professoren durch ihre völlige Untätigkeit und ihre abgründige Faulheit in Erstaunen setzen. Mit zwei oder drei Chemikern dieser Art, die Sauerstoff nicht von Stickstoff unterscheiden können, aber mit großem Selbstbewußtsein über alles ihr vernichtendes Urteil abgeben, darunter mit dem »großen« Jelisewitsch, treibt Sitnitkow sich in Petersburg umher, sucht ebenfalls ein »Großer« zu werden und setzt, wie er versichert, Basarows »Werk« fort. Wie es heißt, hat ihn kürzlich jemand verprügelt, aber er ist ihm nichts schuldig geblieben: in einem obskuren Blättchen hat er in einem ebenso obskuren Artikelchen zu verstehen gegeben, dieser andere sei

ein Feigling. Er nennt das Ironie. Sein Vater schickt ihn immer noch in Geschäftsangelegenheiten hin und her, und seine Frau hält ihn für einen richtigen Narren – und Literaten.

In einem der verlorensten Winkel Rußlands liegt ein kleiner Dorffriedhof. Wie fast alle unsere Friedhöfe, bietet er einen trübseligen Anblick. Die Gräben, die ihn umgeben, sind längst überwachsen, die grauen Holzkreuze stehen schief oder liegen am Boden und verfaulen unter ihren einstmals bemalt gewesenen Dächern, die steinernen Grabplatten sind samt und sonders von ihrer Stelle gerückt, als habe jemand sie von unten her beiseite gestoßen. Zwei oder drei kahlgerupfte Bäumchen geben spärlichen Schatten; Schafe weiden ungehindert auf den Gräbern . . . Aber unter diesen Gräbern ist eins, das kein Mensch anrührt und über das kein Tier hinstampft: nur die Vögel setzen sich ums Morgenrot darauf und singen. Ein eisernes Gitter umgibt es, und ihm zu Häupten und Füßen stehen zwei junge Tannen. Hier liegt Jewgenij Basarow begraben. Zu diesem Grabe kommen oft aus dem nahen Dörfchen zwei hinfällige alte Menschen, ein Mann und eine Frau. Mit mühsamen, schwerfälligen Schritten kommen sie näher, einer auf den anderen gestützt, treten an das Gitter und fallen auf die Knie und weinen lange und bitterlich und blicken lange und eindringlich auf den stummen Stein, unter dem ihr Sohn liegt. Sie wechseln ein paar kurze Worte, sie wischen den Staub vom Grabstein, sie richten einen Tannenzweig wieder auf und dann beten sie wieder und können sich nicht trennen von diesem Ort, denn es ist ihnen, als seien sie ihrem Sohn und allen Erinnerungen an ihn nirgends so nahe wie hier . . . Ist es möglich, daß ihre Gebete, ihre Tränen vergeblich sein könnten? Ist denn Liebe, heilige, hingebende Liebe nicht allmächtig? Nein, wie leidenschaftlich und sündig auch das

Herz gewesen ist, das in diesem Grabe ruht, das Herz eines Empörers – die Blumen, die über ihm wachsen, sehen uns friedevoll und still an mit ihren unschuldigen Augen, und sie künden uns nicht nur von jener ewigen Ruhe der »gleichgültigen« Natur, sondern sie künden uns auch von einer ewigen Versöhnung und von einem Leben, das kein Ende haben soll . . .

NACHWORT

EIN RUSSISCHER JUNGE, SCHÜLER AN EINEM GYMnasium, kommt in Verlegenheit zu seiner Mutter. Er soll in seiner Klasse einen Aufsatz über Turgenjews Weltanschauung schreiben und weiß das Thema nicht anzupacken. Die Mutter möchte helfen und schreibt dem Dichter nach Paris. Er antwortet:

»Da haben Sie mir aber einmal eine Aufgabe gestellt, liebste Marja Andrejewna! Ich glaube kaum, daß je ein anderer Schriftsteller um so etwas angegangen worden ist. Ich soll meine eigene Weltanschauung bestimmen, ja, und noch dazu in gedrängter Form, in einem Brief. Eine solche Frage unbeantwortet zu lassen oder sie mit Humor zu behandeln, das wäre nur recht und natürlich. Recht und natürlich wäre es auch zu sagen: ich habe keine Ahnung. Ich kenne ja mein eigenes Gesicht nicht. Aber ich will Ihren Sohn nicht kränken (obwohl ich mich ein wenig darüber wundere, was für komische Aufgaben man jetzt den Schülern der Mittelschulen stellt!) Und so antworte ich denn ganz kurz und bündig: Ich bin vornehmlich Realist, und am allermeisten interessiere ich mich für die lebendige Wahrheit des Menschengesichts. Zu allem Übernatürlichen verhalte ich mich durchaus gleichgültig, und ich glaube weder an irgendwelche Absoluta noch an irgendein System. Am meisten liebe ich die Freiheit, und, soweit ich das beurteilen kann, bin ich der Poesie zugänglich. Die ganze Menschheit ist mir teuer, der Nationalismus – liegt mir fern, wie auch jede andere Orthodoxie. Mir scheint, ich habe genug gesagt, aber eigentlich sind das alles nur Worte.«

Das ist, aus der Seele eines Künstlers statt aus der eines Wissenschaftlers gesprochen, fast genau das Bekenntnis des Basarow, eben jener Figur aus »Väter und Söhne«, um derentwillen Iwan Turgenjew von

der russischen Jugend so bitter angefeindet wurde. Er begriff das nicht. Er spricht es in dem Nachwort zu seinem berühmten Roman ganz naiv und gelassen selber aus, daß er fast alle Anschauungen Basarows mit Ausnahme seiner Kunstansichten teile. Und somit brauchte er sich wenigstens nicht zu wundern, daß auf der anderen Seite das ältere Rußland ihn, sein Werk und seine tragende Figur mit Schmähungen belegte.

Wenige Wochen, nachdem das Buch erschienen war, kam Turgenjew nach Rußland zurück. Am gleichen Tage wütete auf dem Apraxin-Markte der gewaltige Brand. Schon war der Name »Nihilist« auf aller Lippen, und das erste Wort des ersten Bekannten, den Turgenjew auf dem Newskij-Prospekt traf, war dies: »Da sehen Sie, was Ihre Nihilisten machen, ganz Petersburg stecken Sie in Brand.«

»Ich war verlegen, gekränkt,« sagte Turgenjew, »fühlte mich jedoch frei von jeder Schuld, denn ich wußte ja, daß ich völlig objektiv gewesen war.« Aber objektiv und nihilistisch ist hier beinahe dasselbe: dogmenlos nämlich ist sein Werk, von keiner vorgefaßten Idee eingeengt, nicht flächig und theoretisch, sondern plastisch und voller Leben, durch und durch die Schöpfung eines Künstlers und Dichters, rund, gerecht, wahr, lebendig und frei. Der Roman »Väter und Söhne« ist die Selbstbesinnung eines historischen Moments, er ist die Stimme einer sozialen und politischen Wende. Gleichzeitig aber, und dies macht den Fall groß und beinahe einzig, ist er eben ein tendenzloses und reines Werk, so durchaus gekonnt und geglückt, so untadelhaft wie kein zweites im Schaffen seines Urhebers und wie nur ganz wenige in diesem Jahrhundert der großen Romane. Die Gestalten bestimmt, präzis, und doch zitternd vor Bewegtheit, vom heimlichen Brio einer inneren Entwicklung, der Vorgang homerisch einfach, von einem

Knaben nacherzählbar, und doch erstaunend und fortreißend in jedem Augenblick, das Verhältnis der Teile, das Dynamische, von einer Vollkommenheit, die im Leben der Erzähler das seltenste Wunder bleibt, dabei ein stilistischer Zauber über allem, der auch durch den Schleier der fremden Sprache beglückend spürbar bleibt, das Ganze innig ohne Schwäche, energisch ohne Brutalität, das Werk eines außerordentlichen Künstlers und eines humanen Gentleman.
Das Wort mag bescheiden klingen, aber sein Begriff umschließt doch sehr vieles. Es ist ein Begriff des neunzehnten Jahrhunderts, und das neue, das unsere, scheint wenig disponiert, um in irgendeiner Nation den Typus noch hervorzubringen, den Turgenjew klassisch darstellt, diese Verbindung von warmer mitleidsvoller Menschlichkeit, hoher künstlerischer Kultur und aristokratischer Weltgerechtheit.
In seinem Blute mischten sich widerstreitende Tendenzen. In der altadeligen Familie Turgenjew war liberale, war humanitäre und kosmopolitische Tradition. Man kennt Alexander Turgenjew, den Historiker Rußlands, den Geistesverwandten der Karamsin und Shukowskij, den Korrespondenten Tiecks, Guizots und Walter Scotts; man kennt seinen Bruder Nikolaus, Steins und Humboldts Freund, den geschworenen Hasser der Leibeigenschaft, der von Nikolaus dem Ersten verbannt wird und in Frankreich stirbt. Dies sind nahe Verwandte des Dichters. Entscheidender natürlich für seine Entwicklung waren die Eltern, doch in einem andern Sinn. Sergej, der Vater, Gardeoberst, ein glänzender Herr und Frauensieger, kalt, in sich selbst geschlossen, an dem das Werben des Sohnes abgleitet; die Mutter Warwara Petrowna, die typische adelige russische Herrin, souverän, rücksichtslos, starrsinnig, launenhaft und bösartig, die vollkommenste Vertreterin des alten erbarmungslosen autokratischen Prinzips, äußerst hart gegen den Sohn,

so daß er drauf und dran ist zu entlaufen, unmenschlich gegen die ihr Leibeigenen. Sein Leben lang hat sich Iwan Turgenjew daran erinnert, wie sie einst zwei von ihren Bauern zur Deportation verurteilte, weil sie nicht von ihnen gegrüßt worden war. Sein Leben lang sah er die Mutter am Fenster sitzen und draußen auf dem Hof die beiden armseligen Burschen stehen; barhäuptig, mit finsterer Miene, zur langen Reise bereit, verneigen sie sich abschiednehmend vor der Herrin, die sie ungerührt wie der Gott des Alten Testaments in die Fremde und ins Elend verstößt.
Die Szene repräsentiert würdig und ziemlich erschöpfend das Rußland Nikolaus des Ersten, in dem kein freier Atemzug möglich war. Asien war aufgerichtet in Europa, mitten im neunzehnten Jahrhundert. Noch nicht volljährig verließ Turgenjew die Heimat, geistig natürlich ganz unfertig, aber bereits für immer ein Feind der Sklaverei und des absoluten Systems. Er ist oft nach Rußland zurückgekehrt, und er hat es zeitlebens geliebt, heimisch ist er nie wieder geworden. Er wurde zum europäischen, zum kosmopolitischen Schriftsteller, russisch im ganzen Unterbau seines Geistes und Gemüts, aber bereichert und geformt durch alle Kultur der modernen Länder.
Es gibt keinen Fremden, der größer und würdiger von Deutschland gedacht hätte als er. Berlin war auch gleich die erste Etappe seiner Bildung, die Stadt Rankes, Savignys, Humboldts, die Stadt vor allem des Hegelischen Geistes, der von hier seinen Flug über alle Breiten begann. Früh erkannte Turgenjew die große Stellung, die dem Deutschen in der Welt angewiesen ist, und die der Deutsche selbst in späterer Periode so häßlich vergessen hat – vorübergehend nur, wie wir hoffen dürfen. »Der Deutsche«, schreibt Turgenjew siebenundzwanzigjährig, in seinem Aufsatz über den »Faust«, »ist nicht so sehr Bürger, als

er Mensch ist, bei ihm gehen die rein menschlichen Fragen den sozialen vor. Es erschien ein Dichter, Goethe, dem man nicht ohne Grund vollständigen Mangel an bürgerlicher Überzeugung vorwarf und den man einen Heiden nannte, ein Dichter, der nur ein Deutscher sein konnte, weil es eben nur dem Deutschen gegeben ist, einfach Mensch zu sein.«

Was Turgenjew hier nicht ausspricht, verrät sein Ton: daß er mit solcher Gemütsart eine tiefe Verwandtschaft spürte. Wohl war in ihm die Empörung über die Zustände in seinem Vaterlande lebendig, aber er wurde darum nie zum Politiker, nie zum sozialen Schriftsteller. Er sah die Welt an und gab sie wieder mit der Plastik und der Gerechtigkeit eines Schöpfers, ganz nur dem bildenden Triebe hingegeben, und was ihm an öffentlicher Wirkung zuzuschreiben ist, entströmte durchaus seinem Dichtertum.

Das berühmte »Tagebuch eines Jägers« stellt mit Liebe den russischen Bauern dar, aber mit einer Liebe, die zu tief und zu echt ist, um schön zu färben. Niemals hat Turgenjew zu denen gehört, die von der Primitivität des Mushik das Heil der Welt erwarten; aber aus seiner ruhigen und meisterlichen Darstellung drang ein bewegendes Weh. Dies Buch mehr als irgend etwas hat das Gewissen der in Rußland herrschenden Klasse geweckt. Es gelangte vor allem in die Hand des Kronprinzen Alexander.

Ihn rührte es zu Tränen. Es ist der allgemeine Glaube, daß Turgenjews Buch den Beschluß zur Bauernbefreiung in Alexander gereift hat. Er las es im Jahre 1853. Kaiser ward er zwei Jahre darauf. Der Plan der Emanzipation ward sogleich verkündet. Die Vorarbeit dauerte Jahre. 1861 erschien das befreiende Manifest. Turgenjew durfte sagen: dies ist auch mein Werk, und er, der Bescheidenste, hat es gesagt. Auf eine schönere Art, auf eine reinere und menschlichere ist wohl niemals Revolution gemacht worden.

Man hat das neunzehnte Jahrhundert geschmäht und herabgesetzt als eine Zeit der Wirrnis und des Niedergangs. Man wird von dieser Meinung zurückkommen. Eine Epoche, in der die deutsche Wissenschaft geworden ist, der europäische Roman und die neue französische Malerei, gehört nicht zu den geringen, sondern zu den kulturell großartigen Zeiten. Diesem Jahrhundert stand der Mensch und stand das Leben im Mittelpunkt, und nicht Heilslehren, nicht Doktrinen, wie sie sich unserer geprüften Generation mit starrer Verführung wieder darbieten. Turgenjew war bestes, edelstes neunzehntes Jahrhundert. Er war es in seiner Humanität. Er war es in seinem Internationalismus.

Ganz heimatlich in seinen Wurzeln, dem Schicksal seines Landes innig verhaftet und es mitbestimmend durch seine Kunst; mit deutscher Wissenschaft, deutscher Dichtung, deutscher Musik genährt und ihnen willig den Zoll tiefer Dankbarkeit zahlend; später dann frei sich bewegend in der beglückend hohen Zivilisation Frankreichs und von Frankreichs ersten Geistern als ein Erster freudig aufgenommen: so konnte seine Existenz wirklich als ein Symbol und Vorzeichen fruchtbar friedlicher Vereinigung gelten, die nun freilich bis heute nicht gefolgt ist.

Im März 1875 erzählt der überlebende Goncourt in seinem Tagebuch, wie er, Daudet und Turgenjew bei Flaubert sitzen, und wie ihnen der russische Dichter Goethes Prometheus übersetzt. Das ist eine Szene, von der man träumen kann.

Sie waren ihm alle zugetan und dachten hoch von ihm, die bedeutenden Menschen Frankreichs, die Gautier, Victor Hugo, Mérimée, Sainte-Beuve, George Sand, die Taine, Renan, Guizot und Jules Simon. »Ein herrlicher Mensch, so gerecht und gerade«, sagt Zola von ihm. »Ein bezaubernder Koloß,« schreiben die Goncourt in ihr Tagebuch, »ein

sanfter Riese mit weißem Haar, er sieht aus wie ein gütiger Berg- oder Waldgeist.« Den redlichsten, geradesten, aufrichtigsten Menschen der Welt nennt ihn, Jahre später, der junge Maupassant. Und Gustave Flaubert spendet ihm sein höchstes Lob: »Er kann zuhören wie keiner und urteilen wie keiner. Am Ende eines Absatzes von hundert Zeilen erinnert er sich noch an ein schwaches Adjektiv.«

Zwischen Flaubert und ihm war herzliche, niemals getrübte Freundschaft. Eine schönere, gemäßere, fruchtbarere Beziehung zwischen Männern ist nicht denkbar; zwei Künstler des höchsten Ranges und derselben geistigen Zone waren da einander begegnet und zwei der vornehmsten und freiesten Menschen, die in ihrer Zeit die Erde trug. Übereinstimmung im Urteil, im Geschmack fallen auf, auch aus den Jahren, ehe die beiden voneinander wußten. Wie mächtig Turgenjews Jugend auf den Goetheschen »Faust« reagierte, sahen wir; was Flaubert angeht, so zeigt ihn uns ein Bericht, wie er nach der Lektüre des Ostermonologs halb ohnmächtig vom Spaziergang zurückkommt. Von der Antike überwältigt, sagt Flaubert, er gebe gern die ganze Schweiz für einen Saal des Vatikan; Turgenjew ruft im Berliner Museum vor den Ausgrabungen von Pergamon: »Wie glücklich bin ich, daß ich nicht sterben mußte, ehe ich diesen Eindruck empfing.« Vollkommen ist der Zusammenhang ihrer Charaktere; opferbereite Menschengüte ist bei diesen beiden Realisten, Skeptikern, Nihilisten das Fundament. Um seinen Verwandten zu helfen, gibt der alternde Flaubert ohne Zaudern die Hälfte seines Vermögens hin, von Turgenjew braucht man nur seinen Brief an den Verleger Jurjew zu lesen, darin er das Manuskript eines in Paris todkrank liegenden Russen empfiehlt: Jurjew müsse es nicht drucken, schreibt er, er müsse es nur annehmen, damit er, Turgenjew, dem Sterbenden

unter einem Vorwand helfen könne. Träumt man von Gesprächen der Vergangenheit, denen man hätte anwohnen mögen, – nicht die berühmte Unterredung zwischen Goethe und Napoleon wäre vielleicht zu wählen, nicht eine zwischen Friedrich und Voltaire, sondern eines der langen nächtlichen Gespräche von Mann zu Mann, von Dichter zu Dichter, am Kamin des Arbeitszimmers von Croisset.

Viel weniger eindeutig waren Turgenjews Beziehungen zu den Schriftstellern seines eigenen Landes. Nah und herzlich konnte eigentlich nur, in jungen Tagen, seine Stellung zu Bjelinski heißen, und außerordentlich warm, obwohl ihm jener erst in seiner letzten kranken Zeit entgegentrat, seine Verehrung Gogols. Zwischen Dostojewski und ihm, von kurzen Intervallen abgesehen, herrschte Kälte, ja Dostojewski haßte den Europäer geradezu. Auch dem großen Tolstoi ist Turgenjew weit mehr gerecht geworden als jener ihm. Es gab scharfe persönliche Auseinandersetzungen, es gab sogar eine Pistolenforderung. Spät erst, fünf Jahre vor dem Tode des Älteren, fand eine völlige Aussöhnung statt: eine Anzahl schöner Briefe sind Zeugnis, daß nun die Einigkeit bis zum Ende erhalten blieb. Unter diesen Briefen ist einer, der letzte, überaus charakteristisch für Turgenjew; hält man ihn zusammen mit jenem Schreiben an die Mutter des Gymnasiasten, so kennt man den Menschen ganz, und eigentlich auch schon den Künstler. Dieser letzte Brief lautet:

»Lieber und guter Lew Nikolajewitsch! Lange habe ich Ihnen nicht geschrieben, denn ich lag und liege offengesagt auf dem Sterbebett. Gesund werden – kann ich nicht, und es lohnt gar nicht, daran zu denken. Ich schreibe Ihnen eigentlich nur, um Ihnen zu sagen, wie froh ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte aufrichtige Bitte vorzubringen: Mein Freund, kehren Sie zur

literarischen Tätigkeit zurück. Diese Ihre Gabe stammt doch auch daher, von wo alles andere kommt. Ach, wie wäre ich glücklich, könnte ich glauben, meine Bitte werde so auf Sie wirken!!
Ich bin ein verlorener Mensch – die Ärzte wissen nicht einmal, wie sie meine Krankheit nennen sollen, ‚Névralgie stomacale goutteuse'. Ich kann weder gehen noch essen noch schlafen, was soll ich denn noch! Es langweilt sogar, das alles zu wiederholen. Mein Freund, großer Schriftsteller der russischen Erde – erhören Sie meine Bitte!«

Dieser Brief ist es wert, betrachtet zu werden. Phrasenloser, unpathetischer kann niemand sein als dieser Sterbende. »Ich lag und liege auf dem Sterbebett« – das ist ihm schon zu viel, zu lapidar, er fügt diese rührende »offengesagt« hinzu, ein verkleinerndes Verlegenheitswort, eine Art Entschuldigung dafür, daß er sich selbst in so ernster, eindrucksvoller Situation zeigen muß. Seine Krankheit muß grauenvoll gewesen sein, eine allgemeine Entzündung der Nervenhaut mit nie aussetzenden, marternden Schmerzen. Aber kein Wort von diesen Schmerzen. Er fängt wohl an seinen Zustand zu beschreiben und ironisiert ein wenig die Ärzte, aber sogleich bricht er wieder ab: »Es langweilt sogar, das alles zu wiederholen.«

Tolstoi müsse das langweilen, meint er damit. In seinem skeptischen Wissen um die Kluft zwischen Individuum und Individuum vermeidet er es, das Empfinden des Andern länger als einen Augenblick in Anspruch zu nehmen. Er weiß auch, daß es jedermann beleidigt, sein Mitgefühl und Zartgefühl in Zweifel gezogen zu sehen. Darum redet er Tolstoi an dieser Stelle nicht an, läßt das Pronomen weg und spricht im allgemeinen.

Und nun das Bekenntnis von der Hand des Todgeweihten, »wie froh ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein!« Welch verehrungswürdige Urbanität, welche Hö-

lichkeit des Herzens war nötig, um eine solche Wendung zu finden! Klingt sie nicht und soll sie nicht klingen, als blicke der Verlöschende auf sein Dasein zurück, überschlage die Freuden, die es ihm gewährt hat, und finde als höchste die Lektüre von »Krieg und Frieden« und »Anna Karenina«. Auch den Andersgesinnten und Starren mußte ein solcher Liebesgruß, aus solchem Munde, aus solcher Stunde, bewegen. Und darauf zählte Turgenjew. Sein zärtlich begeisterter Dank ist nur der Eingang zu einer Bitte: »Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück!«

1877 war die Anna Karenina erschienen. Bald darauf trat in Tolstois Leben der Umschwung ein, er sagte seiner bisherigen Existenz, der Welt und der »parasitären« Literatur ab, er widmete sich theologischen Studien, übersetzte das Evangelium. Kein Zweifel; es ist eine Art von erhabener List im Spiel, wenn Turgenjew so bittet. Einen Sterbenden, sagt er sich, wird der fromm gewordene Tolstoi am ehesten hören und erhören. Aber daß ihm dies wichtig ist, daß er mit seinen versagenden Kräften dieses flehentliche Verlangen niederschreibt: »Ach, wie wäre ich glücklich, könnte ich glauben, meine Bitte werde so auf Sie wirken!« Er ist ein Ungläubiger, er weiß, daß alles für ihn zu Ende ist, wenn ihn der Erdboden deckt, aber es ist ihm nicht gleichgültig, ob dann auf dieser Erde noch das Schöne entsteht. Er tut nicht, wie es später einmal häßliche Mode geworden ist, als sei Kunst, als sei Dichtung dem Leben gegenüber ein Nichts, dessen sich der Urheber wohl gar zu schämen habe. Daß das Wahre und Bedeutende auf Erden sich mehre, bleibt die Sorge seines Herzens, welches bald nicht mehr schlagen wird, und daß Rußland diesen Schatz mehren helfe — das ist der Patriotismus dieses Kosmopoliten. »Mein Freund, großer Schriftsteller der russischen Erde!«

Zum verurteilten Sokrates tritt am Vorabend der Hinrichtung ein Freund ins Gefängnis und findet ihn eifrig bemüht, auf der Leier eine Melodie zu erlernen. Wie denn, Sokrates, ruft der Freund, morgen sollst du sterben und lernst heute noch ein neues Lied? Und Sokrates antwortet: Wann soll ich es denn lernen, du Lieber? – Dies ist Geist vom Geist unseres Briefes.

Aber nachdem der verurteilte Turgenjew den Andern gebeten hat, er möge doch seinem Genius den alten Weg wieder verstatten, fügt er eine Begründung, eine Aufmunterung hinzu: »Diese Ihre Gabe stammt doch auch daher, von wo alles andere kommt.« Das ist etwas Unsterbliches. Man sieht den Leidenden, wie er Tolstoi an seine Verantwortung mahnen will, an die Verpflichtung, die ungemeine Talente auferlegen, man sieht, wie er fast schon im Begriffe ist, diese ehrerbietige Mahnung in eine religiöse Formel zu kleiden, man spürt, wie er zaudert, wie er, der furchtlos und glaubenlos Sterbende, es verwirft, auch zu erhabenem Zweck nur im mindesten zu heucheln und von Dingen zu reden, von denen wir nichts wissen können, – und es entsteht diese behutsame und meisterliche Wendung. Dieser große Mensch und Schriftsteller schont den Andern, der glaubt oder inbrünstig doch glauben möchte, und er selber bleibt wahr, wahr wie ein Mann und wie ein Weiser.

Humanität ist kein leeres Wort, so spricht dieser Brief, so spricht dieser Mensch, so spricht sein Werk zu uns. Wahr sein, einfach sein, milden Herzens sein, heiter und gelassen bleiben in Leiden und Gefahr, das Leben lieben und den Tod nicht fürchten, dem Geiste dienen und an Geister nicht glauben – es ist ja doch nichts Besseres gelehrt worden, seitdem diese Erde sich dreht.

Bruno Frank.

EPIKON

EINE SAMMLUNG KLASSISCHER

ROMANE

HERAUSGEGEBEN VON

E. A. RHEINHARDT

MIT DIESER GROSSEN, AUS 30 WERKEN der Weltliteratur bestehenden Buchreihe will der Verlag alles das zusammenfassen, was die Romanliteratur des letzten Jahrhunderts an Großem und Bleibendem aus dem Erleben der Menschheit geschaffen hat. Der Weltkrieg schließt eine Epoche ab; die neue Zeit liegt noch im Dunkeln und wird jahrzehntelang ringen müssen, ehe sie uns Wertvolles, Dauerndes bieten kann.

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

So soll
diese Buchreihe
EIN VERMÄCHTNIS
für uns sein, ein Schatz, den wir hinüberretten in unsre Tage, um immer wieder neue Kraft daraus zu schöpfen. Dem Verlag ist die Sammlung eng ans Herz gewachsen; er hat nichts unterlassen, ihr den Charakter zu geben, der den Besitz der Bücher begehrenswert macht. Als Schrift wurde die edle Walbaum-Antiqua in Handsatz verwandt; die flexiblen Einbände sind das Ergebnis eines besondern Preisausschreibens. Format der Bücher 10:18 cm. Hervorragende Übersetzer haben die Ausländer neu verdeutscht, darunter Baudisch, Bergengruen, Enking, Flake, von Hoerschelmann, Hessel, Katja Mann, Reisiger, Schaffgottsch, von Vegesack, von Walther; bedeutende Schriftsteller, wie Frank, Hesse, von Hofmannsthal, Holitscher, Th. Mann, Wassermann usw. schrieben das Vorwort oder Nachwort.

—

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

INHALT

Bisher erschienen folgende fünf Bände:

Immermann . . . . . Münchhausen
Jean Paul . . . . . Siebenkäs
Meredith . . . . . Der Egoist
Stendhal . . . . . Rot und Schwarz
Turgenjew . . . . . Väter und Söhne

Als weitere Bände sind in Aussicht genommen:

Goethe . . . . . Wahlverwandtschaften
Keller . . . . . Der grüne Heinrich
Stifter . . . . . Der Nachsommer
Dickens . . . . . Der alte Raritätenladen
Thackeray . . . . . Vanity fair
Fielding . . . . . Tom Jones
Defoe . . . . . Robinson Crusoe
Balzac . . . . . Vater Goriot
Flaubert . . . Die Schule der Empfindsamkeit (L'éducation sentimentale)
Victor Hugo . . . . . Quatre-vingt-treize
Cervantes . . . . . Don Quichote
Manzoni . . . Die Verlobten (I promessi sposi)
Fogazzaro . . Die Kleinwelt unsrer Vorfahren (Il piccolo mondo antico)
Dostojewskij . . . . . Der Idiot
Tolstoi . . . . . Krieg und Frieden
Gogol . . . . . Tote Seelen
Gontscharow . . . . . Oblomow
Jacobsen . . . . . Niels Lyhne
De Coster . . . . . Ulenspiegel

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Gedruckt bei Poeschel & Trepte in Leipzig
Buchausstattung von Heinrich Hußmann